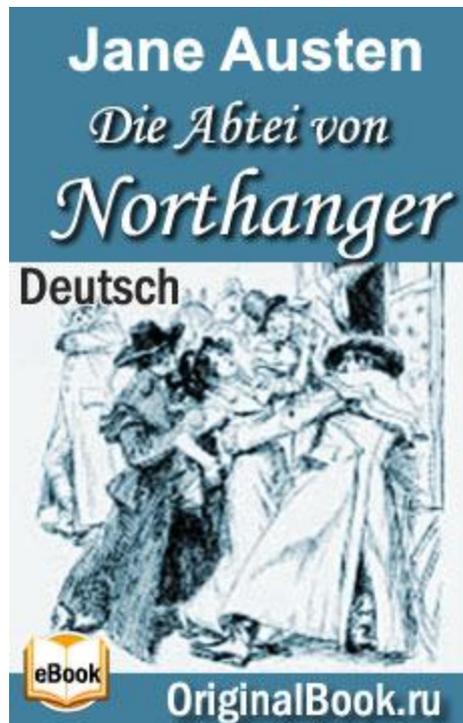


# Jane Austen

# Die Abtei von

# Northanger



Übersetzung aus dem Englischen

von Margarete Rauchenberger

Die lebhafteste Catherine führt ein zurückgezogenes und bescheidenes Leben auf dem Land. Weder besonders schön noch vermögend, halten sich auch ihre Aussichten auf eine aufregende Zukunft in Grenzen. Um der Langeweile ihres Alltags zu entfliehen, beflügelt sie ihre Fantasie mit Hilfe von Schauerromanen. Ihr Leben nimmt eine ungeahnte Wende, als sie eines Tages den jungen Henry kennenlernt und auf dessen Familienanwesen in Northanger eingeladen wird. Dort meint Catherine nicht nur düsteren Familiengeheimnissen auf der Spur zu sein, sondern sieht sich schnell auch in ein heilloser Gefühlschaos verstrickt ...

Ebook: <http://originalbook.ru>

## **Die Abtei von Northanger. Jane Austen**

### **Erstes Kapitel**

Wer immer Catherine Morland in ihrer Kindheit kannte, hätte nie vermutet, daß sie zur Heldin geboren war. Alles stand dem entgegen: ihr Platz im Leben, die Charaktere ihre Eltern, ihrer eigene Erscheinung und Veranlagung. Ihr Vater war Geistlicher, ohne sich hintangesetzt oder arm zu fühlen; er galt sogar als ein sehr achtbarer Mann, obgleich er Richard hieß und nie hübsch gewesen war. Er besaß ein ganz beachtliches Vermögen und zwei auskömmliche Pfarrstellen, und man konnte ihm keineswegs die Neigung nachsagen, seine Töchter einzusperren. Ihre Mutter war eine Frau von praktischem, klarem Sinn, guter Laune und, was bemerkenswerter ist, kräftiger Konstitution. Bei Catherines Geburt hatte sie schon drei Söhne; und statt zu sterben, wie man bei der schweren Niederkunft befürchtete, erholte sie sich, schenkte weiteren sechs Kindern das Leben, sah sie aufwachsen und erfreute sich selbst einer ausgezeichneten Gesundheit. Eine Schar von zehn Kindern kann man wohl eine schöne Familie nennen. Darüber hinaus konnten die Morlands keinen Anspruch auf dieses Prädikat erheben, denn sie waren durchweg recht unansehnlich geraten, und zu einer gewissen Zeit ihres Lebens war Catherine ebenso unansehnlich wie alle anderen. Sie hatte eine magere, unbeholfene Gestalt, eine farblose Haut, dunkles, strähniges Haar und scharfe Züge. Soviel von ihrem Äußeren. Ihr Gemüt versprach ebensowenig Heldentum. Sie liebte es, wie ein Knabe zu spielen - vor allem Cricket. Statt sich Puppen zu widmen und den üblichen Kinderfreuden anderer Heldinnen, zog sie lieber eine Haselmaus, fütterte einen Kanarienvogel oder begoß einen Rosenbusch. Wenn sie überhaupt einmal Blumen pflückte, dann geschah es meist aus Freude an einem Streich - jedenfalls nahm man das an, weil sie immer Blumen wählte, die ihr verboten waren. Solcherart waren ihre Neigungen, und ihre Fähigkeiten glänzten ebenso außergewöhnlich. Sie lernte und behielt nichts, ehe man es sie systematisch lehrte; und manchmal nicht einmal dann, da sie häufig unaufmerksam war und sich gelegentlich sogar dumm anstellte. Drei Monate brauchte ihre Mutter, um ihr »Bettlers Bitte« beizubringen; und schließlich konnte ihre nächst jüngere Schwester Sally das Gedicht besser aufsagen als sie selbst. Zwar war Catherine keineswegs dumm; sie lernte die Fabel von dem »Hasen und den vielen Freunden« so schnell wie nur irgendein anderes Mädchen in England. Ihre Mutter wünschte, daß sie Musik pflege, und Catherine selbst glaubte, es würde ihr Freude machen,

denn sie klimperte allzu gern auf dem alten Spinett. Sie zählte ungefähr acht Jahre, als sie ernsthaft zu spielen begann. Nach einem Jahr hatte sie es über; und Mrs. Morland, die nicht auf der Ausbildung ihrer Töchter, selbst in den nötigsten Dingen, bestand, erhob keine Einwendung. Die Entlassung des Musiklehrers war ein glücklicher Tag in Catherines Leben. Mit dem Zeichnen ging es nicht besser, obwohl sie jeden Papierfetzen mit Häusern, Bäumen, Hühnern und Küken bemalte, die sich alle sehr ähnlich sahen. Schreiben und Rechnen lernte sie von ihrem Vater und Französisch von ihrer Mutter. Ihre Fortschritte in diesen drei Fächern waren nicht bemerkenswert; sie drückte sich vor dem Unterricht, so gut sie nur konnte. Welch merkwürdiges, unberechenbares Wesen! Denn trotz all dieser betrüblichen Anzeichen in ihrem ersten Lebensjahrzehnt besaß sie doch weder ein schlechtes Herz noch schlechte Laune. Sie war selten halsstarrig und fast nie streitsüchtig und, abgesehen von kleinen herrschsüchtigen Anfällen, freundlich zu den Kleinen. Zudem war sie laut und wild, haßte Enge und Sauberkeit und liebte es über alles, den grünen Abhang hinter dem Haus hinabzurollen.

So war Catherine Morland mit zehn Jahren. Mit fünfzehn schien sich das zu bessern. Sie fing an, ihre Haare zu kräuseln und sehnte sich nach Bällen. Ihr Teint belebte sich, ihre Züge wurden weicher und voller, der Ausdruck ihrer Augen lebhafter und ihre Gestalt ansehnlicher. Ihr Hang zur Unsauberkeit wich einer Neigung für Putz, und sie wirkte nun reinlich und schmuck. Zu ihrer großen Freude unterhielten sich ihre Eltern über ihr verbessertes Aussehen. »Catherine entwickelt sich zu einem ganz niedlichen Mädchen; heute sieht sie fast hübsch aus« - dergleichen schnappte sie dann und wann auf. Wie freute es sie! Fast hübsch zu sein, diese Feststellung bereitet einem Mädchen, das die ersten fünfzehn Jahre seines Lebens unansehnlich war, größeres Entzücken, als eine geborene Schönheit je empfinden wird.

Mrs. Morland war eine sehr gute Frau und wünschte, ihre Kinder möchten sich in der üblichen Weise entwickeln; aber ihre Zeit war derart von Wochenbetten und Unterricht der Kleinen beansprucht, daß ihre älteren Töchter sich wohl oder übel selbst überlassen blieben. So war es also weiter nicht verwunderlich, wenn die keineswegs ungewöhnliche, vierzehnjährige Catherine Cricket, Baseball, Reiten und in der Gegend umherzustreifen der Beschäftigung mit Büchern vorzog - wenigstens den belehrenden Büchern; denn, soweit sie nicht rein belehrend waren, hatte sie gegen Bücher nichts einzuwenden. Von ihrem fünfzehnten bis zum siebzehnten Lebensjahr jedoch bereitete sie sich auf ihr Heldenleben vor und las alle Bücher, deren Zitate das Gedächtnis einer Heldin anfüllen müssen und in den Wechselfällen eines ereignisreichen Lebens so nützlich und beruhigend wirken.

Nach Pope lernte sie die Menschen zu beurteilen, die »Unter der Maske des Schmerzes sich bergen.«

Nach Gray, daß »Manche Blume ungesehen blüht, Und ihren Duft in Einsamkeit verschwendet.«

Von Shakespeare empfing sie eine Menge guter Lehren - unter anderem auch, daß »Hauchfeine Nichtigkeiten Für die Eifersucht sind wie Offenbarungen der Heiligen Schrift.«

Oder: »Der kleine Käfer, den der Fuß zertritt, spürt körperlichen Schmerz genau so stark, Wie wenn der Riese stirbt.«

Und daß eine junge, verliebte Frau immer aussieht »Wie ein Denkmal der Geduld, zulächelnd grauem Kummer.«

In dieser Hinsicht genügten ihre Fortschritte ebenso wie in vielen anderen. Wenn sie auch selbst keine Sonette schrieb, so machte sie sich doch daran, solche zu lesen. Und obgleich nicht zu erwarten war, daß sie eines Tages eine Gesellschaft durch eigene KlavierKompositionen entzücken würde, lauschte sie doch unermüdlich den Vorträgen anderer. Am wenigsten begabt war sie mit dem Zeichenstift; sie besaß nicht das geringste Maltalent und konnte nicht einmal das Profil ihres Verehrers wiedergeben, um sich durch sein Konterfei zu verraten; auf diesem Gebiet blieb sie jämmerlich hinter wahrer heldischer Größe zurück. Aber im Augenblick war sie sich dieses Mangels keineswegs bewußt - es war gar kein Verehrer vorhanden, den sie hätte zeichnen können. Sie hatte ihr siebzehntes Lebensjahr erreicht, ohne einem liebenswerten Jüngling zu begegnen, der ihre Zuneigung hätte erwecken können, ohne selbst Leidenschaft erzeugt, ohne auch nur eine mehr als recht bescheidene und vergängliche Bewunderung hervorgerufen zu haben. Das war wirklich seltsam. Aber im allgemeinen lassen sich auch seltsame Dinge erklären, wenn man sorgfältig nach ihrer Ursache forscht. In der ganzen Umgebung gab es nicht einen Lord -nein, nicht einmal einen Baron. In ihrer ganzen Bekanntschaft keine Familie, die einen Findling aufgezogen hätte, nicht einen einzigen jungen Mann von dunkler Herkunft. Ihr Vater besaß kein Mündel und der Schutzherr der Gemeinde keine Kinder.

Aber wenn nun einmal eine junge Dame zur Heldin vorausbestimmt ist, kann selbst diese Absonderlichkeit von vierzig benachbarten Familien es nicht verhindern. Etwas muß und wird geschehen, um einen Helden in ihren Weg zu führen.

Mr. Allen, Besitzer der meisten Ländereien um Fullerton, einem Dorf in Wiltshire und Wohnsitz der Morlands, litt an Gicht, und ihm wurde ein Kuraufenthalt in Bath verordnet. Seine Ehefrau, eine gutmütige Dame, die Miß Morland sehr zugetan war und vielleicht auch erkannt hatte, daß eine junge Dame, der im Heimatdorf keine Abenteuer begegnen, diese anderwärts suchen muß, lud Catherine zur Begleitung ein. Mr. und Mrs. Morland stimmten zu, und Catherine zerfloß vor Glück.

## **Zweites Kapitel**

Zur Ergänzung dessen, was bereits über Catherine Morlands persönliche und geistige Gaben zu Beginn ihres sechswöchigen Aufenthalts in Bath und seinen Schwierigkeiten und Gefahren gesagt wurde, soll zur genaueren Unterrichtung des Lesers noch erwähnt werden, daß sie ein liebevolles Herz besaß. Ihr Wesen war heiter und offen, ohne Überheblichkeit und Geziertheit und hatte soeben erst die Unbeholfenheit und Schüchternheit des Schulmädchens abgestreift. Ihr Äußeres war gefällig und an guten Tagen sogar niedlich. Sie war ebenso unwissend und unberührt, wie die weibliche Seele mit siebzehn Jahren zu sein pflegt.

Als die Stunde der Abreise näherrückte, hätte nach herkömmlicher Gepflogenheit die mütterliche Besorgnis bei Mrs. Morland ins Ungemessene wachsen müssen. Tausend beängstigende Vorahnungen von Übeln, welche ihrer geliebten Catherine während einer solch langen Trennung zustoßen mochten hätten ihr Herz mit Traurigkeit erfüllen und die letzten beiden Tage ihres Beisammenseins in ein Meer von Tränen tauchen müssen, nicht zu vergessen die wichtigen und nützlichen Ratschläge, von denen ihre erfahrenen Lippen beim Abschied in ihrem Budoir hätten überströmen müssen, und die Hinweise auf Vorsichtsmaßregeln gegen die Gewalt von Edelleuten und Baronen, die junge Damen in abgelegene Bauernhäuser locken. Aber Mrs. Morland wußte so wenig von Lords und Baronen, daß sie keine Ahnung von ihrer üblichen Niedertracht hatte, sie war völlig arglos gegenüber der Gefahr, die ihrer Tochter von den Machenschaften jener Männer drohte. Ihre ganzen Warnungen beschränkten sich auf die folgenden Punkte: »Ich bitte dich, Catherine, wickle deinen Hals immer recht schön warm ein, wenn du des Abends einen Ballsaal verläßt. Und dann versuche, über deine Ausgaben ein wenig Buch zu führen. Zu dem Zweck gebe ich dir dieses Büchlein.« Sally - oder vielmehr Sarah, denn welche junge Dame aus gutem Hause erreicht wohl ihr sechzehntes Lebensjahr, ohne ihren Namen soweit wie nur eben möglich zu verändern? - mußte nach Lage der Dinge zu diesem Zeitpunkt die Busenfreundin und Vertraute ihrer Schwester sein. Es ist jedoch beachtenswert, daß sie von Catherine weder

verlangte, ihr mit jeder Post einen Brief zu schreiben, noch ihr das Versprechen abrang, sich ausführlich über jede neue Bekanntschaft zu ergehen oder die Einzelheiten jeder aufregenden Unterhaltung in Bath wiederzugeben. Alles, was sich auf diese wichtige Reise bezog, wurde von den Morlands mit Mäßigung und Haltung erledigt und schien eher dem nüchternen Empfinden des alltäglichen Lebens anzugehören als den verfeinerten Regungen, den zärtlichen Gefühlen, die eine erste Trennung der Heldin von ihrer Familie eigentlich immer verursachen sollte. Statt eines Blankoschecks oder einer Hundertpfundnote gab ihr der Vater nur zehn Guineen und versprach ihr mehr, wenn sie es benötige.

Unter diesen nicht sehr viel versprechenden Auspizien vollzog sich der Abschied, und die Reise nahm ihren Anfang. Sie ging mit der erforderlichen Ruhe und ereignisloser Sicherheit vonstatten. Weder Räuber noch Stürme traten ihnen zu nahe, und kein glücklicher Unfall warf sie in die Arme des Helden. Nichts Aufregendes ereignete sich außer Mrs. Allens Furcht, sie habe ihre Galoschen im Gasthaus zurückgelassen, und selbst das erwies sich glücklicherweise als blinder Alarm.

Sie erreichten Bath. Catherine war entzückt, und ihre Augen wanderten hierhin und dorthin, als man sich der auffallend schönen Umgebung näherte und später durch die Straßen fuhr, die sie zu ihrem Hotel führten. Sie war hierhergekommen, um glücklich zu werden, und fühlte sich bereits glücklich.

Man lebte sich in der behaglichen Wohnung in der Pulteney Street ein. Mrs. Allen gehörte zu der weitverbreiteten Gattung von Frauen, deren Gesellschaft keine andere Empfindung erregt als Erstaunen darüber, daß es auf der Welt Männer gibt, die sie hoch genug schätzen, um sie zu heiraten. Sie besaß weder Schönheit oder Geist noch Talente oder Lebensart. Gute Herkunft, ruhige, untätige Gutmütigkeit und ein Hang zum Spielerischen konnten allein die Tatsache erklären, warum ein vernünftiger, kluger Mann wie Mr. Allen sie erwählt hatte. In einer Hinsicht war sie durchaus geeignet, eine junge Dame in die Öffentlichkeit einzuführen, denn sie war nicht weniger begeistert, überall hinzugehen und alles zu sehen, als ein junges Mädchen. Kleider waren ihre Leidenschaft. Sie liebte es über alles, sich zu putzen; deshalb konnte unsere Heldin erst einige Tage später ins Leben treten, nachdem man sich über die neueste Mode unterrichtet und ihre Anstandsdame sich mit einer entsprechenden Toilette versehen hatte. Catherine selbst machte auch einige Einkäufe; und als all diese Angelegenheiten zur Zufriedenheit erledigt waren, kam der große Abend, der Catherine die Pforten der großen Gesellschaftsräume öffnen sollte. Ihr Haar wurde von dem ersten Künstler gestutzt und gekräuselt, ihr Kleid mit besonderer Sorgfalt angelegt, und Mrs. Allen und ihre Zofe versicherten, die

sehe gerade so aus, wie es sein solle. Solcherart ermutigt, hoffte Catherine sich wenigstens nicht unangenehm abzuheben. Bewunderung wäre zwar sehr willkommen, aber sie erwartete sie nicht.

Mrs. Allen machte so ausgiebig Toilette, daß sie den Ballsaal erst spät betraten. Wegen der Hochsaison war der Saal überfüllt, und man drängte sich hinein, so gut es eben ging. Mr. Allen zog sich sogleich in die Spielräume zurück und überließ es den Damen, sich an der Volksmenge zu ergötzen. Mrs. Allen war mehr um ihr neues Kleid als um ihren Schützling besorgt, als sie sich ihren Weg durch die Gruppe von Männern bahnte, die an der Tür herumstanden. Sie tat dies so schnell, wie es die notwendige Vorsicht gestattete, aber Catherine blieb dicht an ihrer Seite, denn sie hatte sich fest in den Arm der Freundin gehängt. Zu ihrem großen Erstaunen aber gelang es ihnen auf ihrem Weg durch den Saal keineswegs, sich von der wogenden Menge zu lösen; im Gegenteil, das Gewühl wurde immer dichter. Sie hatte erwartet, man könne mit Leichtigkeit Plätze finden und dem Tanze zuschauen. Aber dem war nicht so, selbst nicht, als sie mit größter Mühe das obere Ende des Saales erreicht hatten. Außer den hohen Federgestecken einiger Damen war von den tanzenden Paaren nichts zu erspähen. Sie bahnten sich weiter ihren Weg und befanden sich schließlich nach ausdauernder Kraftanstrengung und Erfindungsgabe hinter der obersten Zuschauerreihe. Hier herrschte weniger Gedränge als unten, und es bot sich ein schöner Überblick über die Menge und die Gefahren des eben zurückgelegten Weges. Ein wundervoller Anblick! Miß Morland empfand ganz den Eindruck, sich auf einem Ball zu befinden. Sie hätte zu gern getanzt, aber sie kannte niemand im ganzen Saal. Mrs. Allen tat das in einem solchen Fall Mögliche. Sie sagte immer wieder: »Ich wünschte, du könntest auch tanzen, liebes Kind -ich wünschte, du fandest einen Partner!« Eine Zeitlang war ihre junge Freundin für diese Anteilnahme dankbar, aber als diese Wünsche immer wiederholt wurden und sich doch als so völlig wirkungslos erwiesen, wurde Catherine ihrer schließlich müde und schwieg.

Sie konnten sich jedoch nicht lange des so mühsam errungenen Platzes erfreuen, denn plötzlich geriet alles in Bewegung; man suchte irgendwo den Tee einzunehmen, und es hieß, sich mit den anderen wieder hinauszuquetschen. Enttäuschung bemächtigte sich Catherines. Sie war es müde, ständig zwischen fremden Menschen erdrückt zu werden, deren meist nicht einmal anziehende Gesichter ihr alle so fremd waren. Als sie schließlich den Teeraum erreichten, empfand sie es noch peinlicher, zu keiner Gesellschaft zu gehören, keine Bekannten zu begrüßen und von keinem Herrn beschützt zu werden. Mr. Allen war nirgends zu erblicken; und nachdem sie vergeblich nach einem besseren Platz Ausschau gehalten hatten, mußten sie sich wohl oder übel am Ende eines sehr

besetzten Tisches niederlassen, obwohl sie dort nichts zu suchen hatten und nur miteinander sprechen konnten.

Sobald sie Platz genommen hatte, beglückwünschte Mrs. Allen sich, ihr Kleid vor Schaden bewahrt zu haben. »Andernfalls wäre es wirklich eine Schande gewesen, nicht wahr? Es ist solch empfindlicher Musselin. Ich habe im ganzen Saal nicht noch ein zweites ebenso hübsches Kleid gesehen.«

»Wie unangenehm ist es doch«, flüsterte Catherine, »hier nicht einen einzigen Bekannten zu haben.«

»Ja, liebes Kind«, erwiderte Mrs. Allen abgeklärt, »das ist wirklich sehr unangenehm.« »Was sollen wir nur tun? An diesem Tisch scheint man sich über unsere Anwesenheit zu

wundern. Es wirkt auch, als drängten wir uns auf.«

»Das ist sehr peinlich. Ich wünschte auch, wir wären in Gesellschaft.« »Schade, daß wir niemanden kennen.«

»Das ist wahr, mein liebes Kind. Die Skinners waren im vergangenen Jahr hier. Wenn ich sie doch jetzt hier träfe!«

»Sollten wir nicht lieber wieder gehen? Hier ist ohnehin kein Gedeck für uns, sehen Sie.« »Wirklich, es ist kein Gedeck mehr übrig. Wie entsetzlich! Aber wir bleiben doch besser hier, man wird in solchem Gedränge nur umhergestoßen. Wie sehe ich am Kopf aus, liebes Kind? Gewiß ist meine Frisur ganz durcheinandergebracht.«

»Nein, sie sieht sehr hübsch aus. Aber, liebe Mrs. Allen, sind Sie ganz sicher, in dieser Menschenmenge keine Seele zu kennen? Ich meine, Sie müßten doch einen Menschen kennen.«

»Nein, auf mein Wort, niemanden! Ich wünsche mir von ganzem Herzen einen großen Bekanntenkreis hier, dann würde ich dir einen Tänzer aussuchen. Ich würde mich so freuen, wenn du tanztest. Drüben geht eine merkwürdige Frau. Welch wunderliches Kleid sie trägt! Wie altmodisch! Sieh dir den Rücken an!«

Nach einiger Zeit bot ihnen einer ihrer Nachbarn Tee an; sie nahmen dankend an, und so entstand eine kleine Unterhaltung mit dem Spender. Das war die einzige des ganzen Abends, bis Mr. Allen sich wieder zu ihnen gesellte; aber da war der Tanz schon vorüber.

»Nun, Miß Morland, hoffentlich haben Sie sich gut amüsiert.«

»Sehr, danke«, erwiderte sie und bemühte sich vergebens, ein Gähnen zu unterdrücken. »Wenn wir doch einen Tänzer für sie gefunden hätten!« meinte seine Frau. »Ich sagte schon, ich hätte es lieber gesehen, wenn die Skinners diesen Winter hier wären statt im vergangenen oder wenn die Parrys mitgekommen wären. Dann hätte sie mit George Parry tanzen können. Es tut mir so leid, daß sie keinen Tänzer hatte.«

»Das nächste mal wird's hoffentlich besser«, tröstete Mr. Allen.

Nach Beendigung des Tanzes zerstreute sich die Menge, und die Nachzügler konnten bequem umherspazieren. Jetzt wäre für Catherine, die an den Ereignissen des Abends noch keinen hervorragenden Anteil gehabt hatte, der Augenblick gekommen, bemerkt und bewundert zu werden. Und mancher junge Mann, der ihr den Abend über noch nicht nahe gekommen war, erblickte sie jetzt. Aber nicht einer erspähte sie in hingerissenem Entzücken, kein Raunen huschte durch den Saal, und niemand nannte sie göttlich. Und doch sah Catherine besonders gut aus, und hätten die Anwesenden sie nur drei Jahre früher gesehen, dann hätten sie Catherine jetzt für ausnehmend schön gehalten.

Man beobachtete sie tatsächlich mit einiger Bewunderung; und sie hörte sich von zwei Herren ein hübsches Mädchen nennen. Diese Worte hatten die Wirkung, daß ihr der Abend sofort viel angenehmer erschien; ihre geringe Eitelkeit war befriedigt. Sie fühlte sich diesen beiden Herren für die gezollte Anerkennung mehr verpflichtet als eine Schönheit für fünfzehn Sonette zum Lobe ihrer Reize. Catherine ging zu ihrem Stuhl zurück, ausgesöhnt mit jedermann und völlig zufrieden mit ihrem Anteil an der öffentlichen Aufmerksamkeit.

### **Drittes Kapitel**

Jeder Morgen brachte seine regelmäßigen Pflichten. Es hieß, Läden und unbekannte Stadtteile zu besuchen und sich in der Brunnenhalle sehen zu lassen. Hier wandelte man eine Stunde lang auf und ab, blickte jeden an, aber sprach mit niemand. Immer noch sehnte Mrs. Allen sich nach einem ausgedehnten Bekanntenkreis, ein Wunsch, den sie jeden Morgen wiederholte und der bewies, daß sie keine Menschenseele kannte.

Sie hielten ihren Einzug in die kleineren Gesellschaftsräume, und diesmal war das Glück Catherine holder. Der Zeremonienmeister stellte ihr einen feinen jungen Herrn namens Tilney als Tänzer vor. Er war vier- oder fünfundzwanzig Jahre alt, ziemlich groß, von gefälligem Äußeren und wenn auch nicht gerade hübsch, so

doch nicht weit davon entfernt. Er wußte sich prächtig zu unterhalten, und Catherine pries sich sehr glücklich. Während des Tanzes bot sich nicht viel Muße zu Gesprächen, aber als sie sich zum Tee niedersetzten, fand sie ihn immer noch sehr angenehm. Er sprach flüssig und geistvoll, und in seinem Benehmen lag eine anziehende Schalkhaftigkeit und Schelmerei, obgleich sie deren Sinn nicht immer verstand. Nachdem man sich einige Zeit über die nächstliegenden Dinge unterhalten hatte, sagte er unvermittelt: »Bisher, gnädiges Fräulein, bin ich meinen Pflichten als Gesellschafter nur sehr nachlässig nachgekommen. Ich habe Sie noch gar nicht gefragt, wie lange Sie in Bath weilen, ob Sie schon früher hier waren, ob Sie schon in dem großen Ballsaal getanzt, das Theater oder ein Konzert besucht haben und wie es Ihnen überhaupt hier gefällt. Ich war wirklich sehr unaufmerksam; aber sind Sie jetzt noch bereit, mir diese Fragen zu beantworten? Wenn ja, will ich sogleich beginnen.«

»Sie brauchen sich nicht zu bemühen, mein Herr.«

»Es bedeutet mir nicht die geringste Mühe, gnädiges Fräulein.« Dann zwang er sein Gesicht zu einem verbindlichen Lächeln und flötete mit gezierter leiser Stimme und einfältiger Mi«16-»Sind Sie schon lange in Bath, gnädiges Fräulein?«

»Ungefähr eine Woche, mein Herr«, erwiderte Catherine und kämpfte mit dem Lachen. »Oh, wirklich?« rief er mit gespielmtem Erstaunen. »Warum überrascht Sie das, mein Herr?«

Er kehrte wieder zu seinem natürlichen Ton zurück: »Irgendeine Gemütsbewegung muß doch durch Ihre Antwort erregt werden, und Überraschung läßt sich am ehesten heucheln. Aber wir wollen fortfahren. - Waren Sie früher schon einmal hier, gnädiges Fräulein?« »Nein, niemals, mein Herr.« »So, so! Und haben Sie vielleicht schon den großen Saal beehrt?«

»O ja, mein Herr, am Montag.«

»Waren Sie auch schon im Theater?«

»O ja, mein Herr. Am Dienstag im Schauspiel.«

»Und im Konzert?«

»O ja, mein Herr, am Mittwoch.«

»Und wie gefällt Ihnen Bath durchweg?«

»Oh, ich bin sehr gern hier.«

»Ich werde jetzt pflichtschuldigst lächeln, und dann dürfen wir wieder vernünftig werden.« Catherine wandte sich ab, sie wußte nicht recht, ob sie wohl lachen dürfe. »Ich merke wohl, was Sie von mir denken«, sagte er gewichtig. »Ich werde morgen in Ihr Tagebuch als eine kümmerliche Figur eingehen.«

»In mein Tagebuch?«

»Ja! Ich weiß ganz genau, was Sie schreiben werden. Freitag: Besuchten kleinen Saal; trug mein Streublumenkleid mit dem blauen Besatz - einfache, schwarze Schuhe; sah reizend aus, wurde aber in seltsamer Weise von einem komischen, halbgescheiterten Menschen belästigt, der unbedingt mit mir tanzen wollte und mich mit seinem Unsinn anödete.«

»Etwas Derartiges werde ich bestimmt nicht schreiben.«

»Soll ich Ihnen auch noch sagen, was Sie eigentlich schreiben müßten?« »Bitte, wenn es Ihnen Spaß macht.«

»Ich tanzte mit einem sehr reizenden jungen Mann, den Mr. King mir vorstellte. Wir unterhielten uns sehr angeregt. Er scheint ein außergewöhnliches Genie zu sein. Hoffentlich lerne ich ihn noch genauer kennen. Das , gnädiges Fräulein, wäre nach meinem Wunsche.«

»Aber vielleicht führe ich gar kein Tagebuch.«

»Vielleicht sitzen Sie gar nicht hier in diesem Saal und ich gar nicht neben Ihnen. Ein Zweifel in diesem Punkt wäre ebenso zulässig. Sie führen kein Tagebuch? Wie sollen dann Ihre Basen jemals von Ihren Erlebnissen in Bath erfahren? Und wie sollen dann die Freuden, Aufmerksamkeiten und Höflichkeiten eines jeden Tages der Nachwelt erhalten bleiben, wenn sie nicht allabendlich ins Tagebuch eingetragen werden? Wie könnten Sie sich je Ihrer verschiedenen Toiletten erinnern? Wie den derzeitigen Zustand Ihres Teints, Ihrer Locken in all ihren Einzelheiten, wenn Sie sich nicht jederzeit auf Ihr Tagebuch berufen können? Mein liebes, gnädiges Fräulein, so völlig unwissend in den Angelegenheiten junger Damen bin ich nicht. Gerade diese reizende Gewohnheit, ein Tagebuch zu führen, trägt in großem Maße zu dem flüssigen Stil der Damen bei, den man gewöhnlich so feiert. Man ist einer Meinung über den ausgesprochen weiblichen Vorzug, angenehme Briefe zu schreiben. Die Natur mag hieran nicht ganz unschuldig sein, aber es ist vornehmlich auf die Angewohnheit des Tagebuchschreibens zurückzuführen.«

»Ich habe mir schon manchmal überlegt«, meinte Catherine etwas unsicher, »ob die Damen wirklich so viel bessere Briefe schreiben als die Herren - jedenfalls glaube ich nicht, daß wir ihnen immer überlegen sind.«

»Soweit ich mir ein Urteil bilden konnte, scheint mir der unter Frauen übliche Briefstil einwandfrei bis auf drei Kleinigkeiten.«

»Und welche?«

»Allgemeiner Mangel an Stoff, völlige Gleichgültigkeit gegen Satzzeichen und sehr oft auch grammatische Unwissenheit.«

»Ich brauchte mich also nicht zu bemühen, die Schmeichelei abzuwehren. Sie scheinen auf diesem Gebiet nicht allzu hoch von uns zu denken.«

»Ich möchte es ebensowenig zur Regel machen, daß Frauen bessere Briefe schreiben als Männer, wie sie bessere Duette singen oder Landschaften malen. Auf jedem Gebiet, wo Geschmack entscheidet, ist die Begabung ziemlich gleichmäßig auf beide Geschlechter verteilt.«

Sie wurden von Mrs. Allen unterbrochen. »Meine liebe Catherine, nimm doch bitte diese Nadel aus meinem Ärmel. Ich fürchte, sie hat schon ein Loch gerissen. Es täte mir sehr leid, denn es ist mein liebstes Kleid, obgleich das Meter nur drei Taler gekostet hat.«

»Gerade das hätte ich auch geschätzt, gnädige Frau«, sagte Mr. Tilney und betrachtete den Musselin.

»Verstehen Sie etwas von Musselin, mein Herr?« »Ja, besonders viel sogar. Ich kaufe meine Krawatten immer selbst, und es heißt, ich sei ein besonders guter Kenner. Auch hat mir meine Schwester oft die Wahl eines Kleides anvertraut. So kaufte ich noch vor ein paar Tagen für sie eins, und jede Dame, die das Kleid zu Gesicht bekam, nannte es einen vorzüglichen Gelegenheitskauf. Ich bezahlte für das Meter echt indischen Musselin nur anderthalb Taler.«

Mrs. Allen war von solcher Begabung ganz hingerissen. »Die Männer haben im allgemeinen so wenig Verständnis für solche Dinge. Mr. Allen kann Kleider nie voneinander unterscheiden. Sie müssen ein großer Trost für Ihre Schwester sein, mein Herr.«

»Ich hoffe es, Madam.«

»Und was halten Sie von Miß Morlands Kleid, mein Herr?«

»Es ist sehr reizend, Madam«, erwiderte er nach ernsthafter Prüfung. »Aber ich glaube, es wird sich nicht gut waschen lassen. Ich fürchte, es läuft ein.«

»Wie können Sie nur . . .«, lachte Catherine. Und beinahe hätte sie »seltsam sein« gesagt. »Ich bin ganz Ihrer Meinung«, sagte Mrs. Allen, »ich warnte Miß Morland schon beim Einkauf.«

»Aber Musselin läßt sich immer noch auf irgendeine andere Weise verwenden. Miß Morland wird noch genug für ein Taschentuch, ein Häubchen oder einen Umhang übrigbehalten. Man kann eigentlich nie behaupten, daß Musselin vergeudet wäre. Das habe ich meine Schwester wohl vierzigmal sagen hören, wenn sie zu verschwenderisch war und mehr als die benötigte Menge eingekauft oder achtlos verschnitten hatte.«

»Bath ist ein reizender Ort, mein Herr. Es gibt hier so viele gute Geschäfte. Auf dem Lande sind wir traurig dran; nicht daß wir in Salisbury keine guten Geschäfte hätten, aber es ist so entfernt. Acht Meilen ist ein weiter Weg. Mr. Allen meint sogar, es wären neun, genau gemessen neun. Aber ich bin überzeugt, daß es nur acht sind. Und es ist so anstrengend, ich komme immer todmüde heim. Hier dagegen braucht man nur vor die Tür zu treten und hat in fünf Minuten alles eingekauft.«

Mr. Tilney war höflich genug, um Teilnahme an allem Vorgebrachten zu heucheln, und sie hielt ihn bei dem Musselinthema bis zum nächsten Tanz. Der Unterhaltung lauschend, fürchtete Catherine, er widme sich zu eingehend den Schwächen seiner Mitmenschen. »Worüber denken Sie so ernsthaft nach?« fragte er, als sie in den Ballsaal zurückkehrten. »Doch hoffentlich nicht über Ihren Tänzer, denn nach Ihrem Kopfschütteln zu urteilen, sind die Gedanken nicht sehr erfreulich.« Catherine erwiderte errötend: »Ich dachte eigentlich an nichts Besonderes.«

»Das ist gewiß sehr tiefsinnig; aber es wäre hübscher, gleich zu sagen, daß Sie es mir nicht gestehen wollen.«

»Also gut, ich will nicht.«

»Schönen Dank! Wir werden uns bald gut kennen, denn jetzt darf ich Sie deswegen bei jedem Zusammentreffen necken, und nichts fördert eine Freundschaft mehr.«

Sie tanzten wieder, und als man sich nach beendetem Ball trennte, bestand wenigstens auf Seiten der Dame Neigung, die Bekanntschaft fortzusetzen. Ob sie, ihren warmen Wein mit Wasser trinkend und sich auskleidend, soviel an ihn dachte, daß et bis in ihre Träume folgte, ist nicht sicher festzustellen. Jedenfalls

hoffe ich aber, daß es nur im Einschlummern oder im morgendlichen Hindämmern geschah; denn wenn eine junge Dame nach dem Ausspruch eines berühmten Schriftstellers nicht berechtigt ist, sich zu verlieben, ehe der junge Mann seine Liebe erklärt hat, so muß es ebenso unpassend sein, von einem Herrn zu träumen, ehe es nicht ganz gewiß feststeht, daß dieser von ihr geträumt hat. Wie schicklich Mr. Tilney als Träumer oder auch als Liebhaber sein mochte, kam Mr. Allen vielleicht gar nicht in den Sinn; aber daß gegen ihn als alltägliche Bekanntschaft für seinen Schützling nichts einzuwenden war, erfuhr er auf seine Erkundigungen hin bald; denn er hatte sich gleich zu Beginn des Abends zu erfahren bemüht, wer Catherines Tänzer sei. Es hieß, Mr. Tilney sei Geistlicher und stamme aus einer wohlachtbaren Familie in Gloucestershire.

## Viertes Kapitel

Eifriger als sonst eilte Catherine am nächsten Morgen zur Brunnenhalle. Sie war ganz sicher, Mr. Tilney noch im Laufe des Vormittags zu begegnen, und bereit, ihn mit einem Lächeln zu empfangen. Aber es bedurfte keines Lächelns. Mr. Tilney erschien nicht. Jedes Lebewesen in Bath war während der Promenadenstunden am Brunnen zu treffen, nur er nicht. Eine Unzahl Menschen ging jeden Augenblick aus und ein, die Treppen hinauf und hinunter, Menschen, um die sich niemand kümmerte, die niemand erwartete - nur er war nicht dabei. »Wie reizend doch Bath ist!« sagte Mrs. Allen, sich in der Nähe der großen Uhr niederlassend, nachdem man die Halle bis zur Ermüdung hinauf- und hinabgebummelt war, »und wie schön es erst wäre, wenn wir hier Bekannte hätten!«

Dieser Wunsch war nun schon so oft vergebens geäußert worden, daß Mrs. Allen keinen triftigen Grund zu der Hoffnung hatte, es möchte sich noch einmal zu ihren Gunsten ändern; aber es heißt bekanntlich, man soll an der Erfüllung eines Wunsches niemals verzweifeln, da unerschütterliche Ausdauer schließlich doch zum Ziele führt. Und die unerschütterliche Ausdauer, mit der sie sich jeden Tag das gleiche gewünscht hatte, fand endlich ihre gerechte Belohnung; denn sie saßen noch kaum zehn Minuten, als eine fast gleichaltrige, neben ihr sitzende Dame, sie nach aufmerksamer Betrachtung freundlich ansprach: »Ich glaube mich nicht zu irren, Madam. Es ist zwar lange her, seit ich das Vergnügen hatte, Sie kennenzulernen - aber heißen Sie nicht Mrs. Allen?« Auf die bereitwillige Antwort nannte die Fremde ihren Namen: Mrs. Thorpe. Mrs. Allen erkannte unverzüglich die Züge ihrer früheren Schulkameradin und Busenfreundin, die sie seit ihrer beider Heirat nur noch einmal wiedergesehen hatte, und das lag viele Jahre zurück.

Beider Freude über diese Begegnung war groß, da sie während der letzten fünfzehn Jahre nichts voneinander gehört hatten. Man tauschte Komplimente über das gute Aussehen; und nachdem man festgestellt hatte, wie schnell die Jahre seit dem letzten Beisammensein verfliegen waren, wie wenig man eine Begegnung in Bath erwartet hatte und welche Freude es sei, einer alten Freundin wieder zu begegnen, fragten sie nach ihren beiderseitigen Familien, Schwestern und Basen. Sie sprachen beide gleichzeitig, und jede gab viel lieber Auskunft, als zuzuhören, so daß die eine nur sehr wenig von den Worten der anderen verstand. Mrs. Thorpe hatte jedoch einen großen Vorteil vor Mrs. Allen, da sie eine ganze Reihe Kinder besaß. Und als sie sich über die Begabung ihrer Söhne und die Schönheit ihrer Töchter verbreitete, als sie von ihren verschiedenen Stellungen berichtete - über John in Oxford und Edward bei einem Tuchgroßhändler, und daß William zur Seefahrt und einer bei seinen Vorgesetzten beliebter sei als der andere -, da hatte Mrs. Allen nichts dagegensetzen und keine ähnliche Triumphe dem unwilligen und ungläubigen Ohr ihrer Freundin aufzuzwingen. Sie war dazu verurteilt, mit freundlichem Lächeln vorzugehen, als lauschte sie aufmerksam den Ergüssen der stolzen Mutter. Aber sie tröstete sich derweilen mit der Entdeckung, daß die Spitze auf Mrs. Thorpes Umhang nicht annähernd so hübsch wie ihre eigene war.

»Hier kommen meine lieben Töchter«, rief Mrs. Thorpe und wies auf drei hübsche Mädchen, die sich Arm in Arm näherten. »Meine liebe Mrs. Allen, ich brenne darauf, sie Ihnen vorzustellen. Alle drei werden entzückt sein, Sie kennenzulernen. Die größte ist Isabella, meine Älteste. Ist sie nicht eine hübsche junge Dame? Aber auch die anderen werden ziemlich bewundert. Ich halte jedoch Isabella für die Schönste.«

Die Damen Thorpe wurden vorgestellt und Miß Morland, die man für kurze Zeit ganz vergessen hatte, ebenfalls präsentiert. Der Name schien allen aufzufallen, und nach einigen getauschten Höflichkeiten bemerkte die älteste der jungen Damen: »Wie sehr Miß Morland ihrem Bruder ähnelt!«

»Ganz sein Ebenbild, wirklich!« rief die Mutter aus. »Ich hätte überall sogleich erkannt, daß sie seine Schwester ist«, wiederholten alle einige Male. Im Augenblick war Catherine überrascht. Aber Mrs. Thorpe und ihre Töchter berichteten kaum über die Geschichte ihrer Bekanntschaft mit Mr. James Morland, als sie sich entsann, ihr ältester Bruder habe sich unlängst mit einem jungen Mann seines Colleges, namens Thorpe, befreundet und die letzten acht Tage der Weihnachtsferien bei seiner Familie in der Nähe Londons verbracht.

Als alles erklärt war, drückten die Damen Thorpe den Wunsch aus, einander näher kennenzulernen, zumal man sich durch die Freundschaft der Brüder bereits jetzt als

Freundinnen betrachtete. Catherine hörte erfreut zu und antwortete mit all den zierlichen Sprüchen, die ihr zu Gebote standen. Als ersten Beweis ihrer Freundschaft schlug die älteste Miß Thorpe einen gemeinsamen Rundgang durch die Halle vor. Catherine war über diese Erweiterung ihrer Bekanntschaften in Bath entzückt und vergaß während der Unterhaltung mit Miß Thorpe beinahe Mr. Tilney. Freundschaft ist ein vorzüglicher Balsam auf die Wunden enttäuschter Liebe.

Ihre Unterhaltung wandte sich jenen Themen zu, deren Erörterung viel zur Vertrautheit zwischen zwei jungen Damen beiträgt: nämlich Bälle, Kleider, Liebeleien und Lästereien. Miß Thorpe, vier Jahre älter und mindestens um vier Jahre erfahrener als Catherine, verfügte über einen entschiedenen Vorteil auf diesen Gebieten. Sie konnte die Bälle von Bath mit denen von Tunbridge vergleichen, die Moden von dort mit denen von London; sie vermochte die Ansichten ihrer neuen Freundin hinsichtlich geschmackvoller Kleidung zu berichtigen; konnte aus dem Lächeln zwischen irgendeinem Herrn und einer beliebigen Dame den Grad der Tändelei feststellen und verstand es, im dichtesten Gewühl zu lästern. Catherine waren solche Fähigkeiten völlig neu, und sie zollte ihnen die gebührende Bewunderung. Die so hervorgerufene Achtung hätte eine Vertrautheit kaum zugelassen, wenn nicht die leichte Heiterkeit in Miß Thorpes Benehmen und die häufigen Versicherungen ihres Entzückens über diese Bekanntschaft jede Ehrfurcht gemildert und nur zärtliche Liebe zurückgelassen hätten. Ihre wachsende Zuneigung war nicht mit ein paar Runden um die Brunnenhalle befriedigt, sondern veranlaßte Miß Thorpe, ihre Freundin Miß Morland bis zu Mr. Allens Wohnung zu begleiten, wo sie sich mit einem liebevollen und ausgedehnten Händedruck verabschiedeten. Es diente zur beiderseitigen Erleichterung, daß man sich noch am gleichen Abend im Theater von einer Loge zur anderen begrüßen und am nächsten Morgen die Andacht in der gleichen Kirche verrichten werde. Catherine rannte sofort hinauf und verfolgte vom Wohnzimmerfenster aus Miß Thorpes Weg die Straße hinab. Sie bewunderte die Grazie ihres Ganges, ihre vornehme Haltung, ihre geschmackvolle Kleidung und empfand gebührenden Dank für den Zufall, der ihr eine solche Freundin beschert hatte.

Mrs. Thorpe war Witwe, und nicht einmal eine reiche; sie war eine gutmütige und wohlwollende Frau und eine sehr nachsichtige Mutter. Ihre älteste Tochter zeichnete sich wirklich durch große Schönheit aus, und die jüngeren wirkten auch gut, sie täuschten sich vor, ebenso hübsch zu sein, ahmten ihre Haltung nach und kleideten sich im gleichen Stil.

Dieser kurze Bericht über die Familie Thorpe soll die Notwendigkeit einer langen und eingehenden Schilderung von Mrs. Thorpe, ihren früheren Abenteuern und Leiden ersetzen, die leicht einige Kapitel ausfüllen könnte über die Unwürdigkeit von Lords und Rechtsanwälten sowie über die unzähligen Unterhaltungen, die vor zwanzig Jahren stattgefunden hatten.

## **Fünftes Kapitel**

Catherine war am Abend im Theater von Miß Thorpes Kopfnicken und Lächeln doch nicht so sehr in Anspruch genommen, um nicht in jeder ihrem Auge erreichbaren Loge nach Mr. Tilney auszuspähen. Aber sie schaute vergebens umher.

Mr. Tilney schien für das Theater nicht mehr Neigung zu verspüren als für die Brunnenhalle. Sie hoffte, am nächsten Tag erfolgreicher zu sein; und als dann herrliches Wetter herrschte hegte sie keinen Zweifel mehr, denn ein strahlender Sonntag lockt in Bath alle Welt hervor.

Gleich nach dem Gottesdienst gesellten sich die Thorpes und Allens zueinander; und als man nach längerem Aufenthalt in der Brunnenhalle festgestellt hatte, daß die Menschenmenge unerträglich und nicht ein vornehmes Gesicht anwesend sei - eine Entdeckung, die jedermann während der ganzen Saison an jedem Sonntag aufs neue machte -, eilten sie zum Crescent, um die frische Luft besserer Gesellschaft zu genießen. Catherine und Isabella gingen Arm in Arm und schwelgten unter rückhaltloser Vertraulichkeit in der Süßigkeit ihrer Freundschaft. Aber Catherines Hoffnung auf ein Wiedersehen mit ihrem Tanzpartner wurde erneut enttäuscht. Nirgendwo war er aufzuspüren, alles Suchen blieb gleich erfolglos, sei es morgens in den Salons oder bei den abendlichen Veranstaltungen. Ebenso wenig befand er sich unter den Fußgängern, den Reitern oder den Herren, die morgens ihre Kabriolets kutschten. Sein Name war in der Kurliste nicht verzeichnet. Mehr konnte die Neugier nicht erreichen. Er mußte Bath verlassen haben, obgleich er nichts davon hatte verlauten lassen, daß sein Aufenthalt so begrenzt sein würde. Diese Art von Geheimnis, die einem Helden so wohl ansteht, warf eine Gloriole um seine Gestalt und sein Wesen und verstärkte Catherines Wunsch, mehr über ihn zu erfahren. Zwar war von den Thorpes, die erst zwei Tage vor der Begegnung mit Mrs. Allen in Bath angekommen waren, nichts zu erwarten. Aber es war wenigstens ein Gesprächsstoff, der sie immer wieder an ihn denken ließ. Auf diese Weise erlitt ihre Erinnerung keine Einbuße. Isabella war bald überzeugt, daß er ein reizender junger Mann und sehr entzückt von ihrer lieben

Catherine sei. Darum würde er wahrscheinlich auch bald zurückkehren. Es gefiel ihr, daß er Geistlicher war, denn sie habe eine besondere Schwäche für diesen Stand, wie sie mit einem Seufzer gestand. Vielleicht hätte Catherine nach der Ursache dieser zarten Empfindung fragen sollen; aber sie war in den Abstufungen von Liebes- und Freundespflichten noch nicht bewandert genug, um zu wissen, wann ein Scherz am Platze war oder man auf der Enthüllung eines Geheimnisses bestehen mußte.

Auch Mrs. Allen war jetzt recht zufrieden mit Bath. Endlich hatte sie die heiß erwünschten Bekannten und mit ihrer würdigen Freundin eine ganze Familie gefunden, die obendrein keineswegs so kostbar gekleidet war wie sie selbst. Statt des beständigen Wunsches: »Hätten wir doch Bekannte in Bath!« hieß es jetzt: »Wie froh bin ich, daß wir Mrs. Thorpe begegnet sind!« Sie pflegte diese Freundschaft ebenso wie Catherine und Isabella. Den größten Teil des Tages verbrachte sie mit Mrs. Thorpe, um, wie sie es nannte, Konversation zu treiben. Aber es war kaum ein Meinungsaustausch, da Mrs. Thorpe sich hauptsächlich über ihre Kinder und Mrs. Allen über ihre Toiletten verbreitete.

Catherines und Isabellas warme Freundschaft entwickelte sich schnell. Sie nannten einander beim Vornamen, gingen immer Arm in Arm, steckten sich beim Tanzen gegenseitig die Schleppe auf und waren immer unzertrennlich. An regnerischen Tagen besuchten sie einander, trotz Schmutz und Nässe. Dann schlossen sie sich mit ihren Romanen ein. Ja, mit Romanen; denn ich will nicht in den kleinlichen und ungeschickten Fehler der meisten Romanschriftsteller verfallen, die sich durch die verächtliche Kritik der Werke, deren Zahl sie mit ihren eigenen Schöpfungen vermehren, ihren ärgsten Feinden anschließen. Nicht einmal ihrer eigenen Heldin gestatten sie, Romane zu lesen; nimmt sie aber zufällig einen solchen in die Hände, wird sie seine geschmacklosen Seiten sicherlich voll Abscheu umwenden. Ach, wenn die Heldin des einen Romans nicht von der Heldin eines anderen in Schutz genommen würde, wer sollte sich dann wohl ihrer annehmen und sie beschützen? Da kann ich nicht mitmachen! Überlassen wir es doch den Kritikern, die Früchte der Phantasie nach Belieben zu tadeln und sich über jeden neuen Roman in jenen fadenscheinigen Tiraden zu ergehen, unter denen jetzt die Presse stöhnt. Wir aber wollen einander nicht im Stich lassen, denn man greift uns als Gesamtheit an. Obgleich unsere Werke ausgedehntere und natürlichere Freude ausgelöst haben als andere literarische Schöpfungen, sind sie doch mehr verunglimpft worden als jede andere Art des Schrifttums. Wir besitzen mindestens ebensoviel Feinde wie Freunde. Während die Fähigkeiten des neunhundertsten Bearbeiters der Geschichte von England oder des Mannes, der in einem Sammelband etliche Verse von Milton, Pope und Prior, einige Spalten aus dem »Spectator« und ein Kapitel von

Sterne veröffentlicht, von tausend Federn gepriesen werden, unterschätzt und verspottet man die Leistungen eines Romanschreibers und schmälert den Wert von Arbeiten, die sich nur durch Geist, Witz und Geschmack empfehlen. »Ich gehöre nicht zu den Romanlesern. - Ich schaue selten in Romane hinein. - Bitte, stellen Sie sich nicht vor, daß ich häufig Romane lese. - Für einen Roman ist das Buch eigentlich ganz nett.« So lautet das übliche Urteil. »Und was lesen Sie gerade, Miß . . .?« »Oh, nur einen Roman!« erwidert die junge Dame und legt mit gezwungener Gleichgültigkeit oder plötzlicher Scham das Buch auf den Tisch. »Es ist nur >Cecilia< oder >Camilla< oder >Belinda<, kurz, ein Werk, das die größten Geisteskräfte und beste Menschenkenntnis verrät, die treffendste Abwandlung menschlicher Eigenart, lebhaften Witz und gute Laune in der gewähltesten Sprache vermittelt. Wenn aber die gleiche junge Dame soeben in einen Band des »Spectator« vertieft gewesen wäre, wie stolz würde sie das Buch vorzeigen und seinen Titel nennen! Obgleich es für sie nachteilig wäre, sich mit irgendeiner dieser umfangreichen Veröffentlichungen zu beschäftigen, die entweder im Gegenstand oder in der Art ihrer Wiedergabe einen jungen Menschen von Geschmack entsetzen müßten - denn sie handeln so häufig von unwahrscheinlichen Umständen, unnatürlichen Charakteren und Gesprächsstoffen, sind für keinen Lebenden mehr interessant, und ihre Sprache ist obendrein oft so grob, daß sie keinen allzu guten Eindruck von dem Zeitalter vermitteln, das dergleichen duldet.

## Sechstes Kapitel

Die nun folgende Unterhaltung führten die beiden Freundinnen eines Morgens in der Brunnenhalle, nach ungefähr acht -oder neuntägiger Freundschaft. Wir wiederholen sie als Beweis ihrer warmen Zuneigung und ihres Taktgefühls, der Eigenart ihrer Gedanken und des literarischen Geschmacks, der ihre vernünftige Zuneigung auszeichnete. Sie hatten sich verabredet; und Isabella war fünf Minuten vor ihrer Freundin eingetroffen.

»Was hat dich nur so lang aufgehalten? Ich warte schon eine Ewigkeit auf dich!« sagte sie. »Wirklich? Das tut mir leid. Aber ich habe tatsächlich geglaubt, ich käme rechtzeitig. Es ist eben erst eins. Hoffentlich wartest du nicht schon lange!«

»Oh, eine Ewigkeit! Ich bin mindestens eine halbe Stunde hier. Aber komm, wir lassen uns am anderen Ende der Halle nieder. Ich habe dir eine Menge zu erzählen. Gerade als ich heute morgen fortgehen wollte, sah es nach Regen aus. Das wäre mir bitter gewesen, denn ich hatte in einem Schaufenster in der Milsom Street den entzückendsten Hut gesehen, den du dir vorstellen kannst. Er ist deinem sehr

ähnlich, nur mit mohnroten statt mit grünen Bändern. Ich wollte ihn zu gern haben. Aber, liebste Catherine, was hast denn du den ganzen Morgen getrieben? Hast du in >Udolpho< weitergelesen? «

»Ja, seit dem Aufwachen habe ich es nicht mehr aus der gelegt. Bis zu dem schwarzen Schleier bin ich gekommen.«

»So weit schon? Wie schön! Aber ich verrate dir nicht, was sich hinter dem schwarzen Schleier verbirgt. Bist du nicht schrecklich gespannt?«

»O ja, entsetzlich! Was kann es nur sein? Aber verrate mir nichts! Ich möchte es unter keinen Umständen vorher wissen. Es muß ein Skelett sein, ich weiß, es ist Laurentias Skelett. Wenn ich nicht mit dir verabredet gewesen wäre, hätte ich das Buch nicht aus der Hand gelegt.«

»Wie nett von dir! Und wenn du >Udolpho< beendet hast, lesen wir den Italiener gemeinsam. Und ich habe dir noch weitere zehn oder zwölf lesenswerte Bücher aufgeschrieben.« »Wirklich? Wie freu ich mich! Wie heißen sie denn?« »Ich lese dir die Titel gleich vor. Hier in meinem Notizbuch stehen sie: >Schloß Wolfenbach<, >Clermont<, >Geheimnisvolle Warnung<, >Der Geisterbeschwörer vom Schwarzwald<, >Mitternachtsglocken<, >Die Waise vom Rhein<, und zuletzt die >Mysterien des Grauens<. Das wird einige Zeit vorhalten.«

»Ich glaube auch. Aber sind sie wirklich alle gruselig? Bist du sicher, daß sie alle recht gruselig sind?«

»Ja, bestimmt. Denn Miß Andrews, eine besondere Freundin von mir und ein ganz reizendes Mädchen, eines der süßesten Wesen auf Erden, hat sie alle gelesen. Ach, hättest du doch Miß Andrews kennengelernt! Auch du wärest von ihr entzückt. Sie strickt sich den entzückendsten Umhang, den du dir vorstellen kannst. Ich finde sie schön wie einen Engel. Und es ärgert mich immer wieder, daß die Männer sie nicht bewundern.«

»Du tadelst sie, weil sie deine Freundin nicht bewundern?« »Ja, das tue ich. Für meine engsten Freundinnen wage ich alles. Für liebevolle Menschen tue ich nichts halb. Das liegt mir nicht. Meine Zuneigung ist immer besonders stark. Bei einer unserer Gesellschaften im vergangenen Winter sagte ich Kapitän Hunt, selbst wenn er mich den ganzen Abend um einen Tanz quälen würde, sei es vergebens, wenn er nicht eingestände, daß Miß Andrews so hübsch wie ein Engel sei. Die Männer halten uns einer wirklichen Freundschaft für unfähig, weißt du; und ich will ihnen das Gegenteil beweisen. Würde ich einmal jemand abfällig von dir sprechen hören,

so würde ich für dich in die Bresche springen. Aber dazu wird es nie kommen, denn du bist ganz nach dem Wunsch der Männer.«

»O Liebes«, rief Catherine errötend, »wie kannst du nur so etwas sagen!« »Ich kenne dich sehr gut! Du bist so lebhaft, und gerade das fehlt Miß Andrews; denn, ich muß schon zugeben, sie hat etwas furchtbar Farbloses. Oh! ich muß dir noch etwas erzählen. Als wir uns gestern getrennt hatten, sah ich einen jungen Mann dir ernsthaft nachblicken. Er hat sich sicher in dich verliebt.« Errötend wehrte Catherine wieder ab. Isabella lachte. »Es ist wirklich wahr, auf meine Ehre! Aber ich sehe schon, du bist gleichgültig gegen jede Bewunderung, solange sie nicht von dem einen Herrn kommt, dessen Namen ich nicht nennen will. Nein, ich tadele dich nicht«, sagte sie ernsthafter. »Ich verstehe deine Gefühle vollkommen. Wo wirklich das Herz spricht, bedeutet, wie ich weiß, die Bewunderung aller anderen wenig. Alles wird dagegen so bedeutungslos, so unwesentlich. Ich habe vollstes Verständnis für deine Gefühle.« »Aber du solltest mir nicht noch einreden, daß ich so viel an Mr. Tilney denke, denn vielleicht sehe ich ihn nie wieder.«

»Ihn nicht wiedersehen? Liebstes Herz, sprich nicht davon. Wie unglücklich wärest du dann.« »Nein, das wäre ich nicht! Ich behaupte nicht, daß er mir nicht sehr gut gefallen hat. Aber solange es noch ein Buch wie >Udolpho< gibt, kann mich niemand unglücklich machen. Oh, dieser entsetzliche schwarze Schleier! Isabella, es steckt doch bestimmt Laurentias Skelett dahinter!« Eigenartig, daß du nie >Udolpho< gelesen hast; aber ich nehme an, deine Mutter ist gegen Romane.«

»Nein, gar nicht. Sie liest sehr oft >Sir Charles Grandison<; aber neue Bücher sind bei uns nicht zu haben.«

»>Sir Charles Grandison<! Das ist ein außerordentlich gruseliges Buch, nicht wahr? Ich entsinne mich, Miß Andrews kam nicht einmal durch den ersten Band.«

»Es ist ganz anders als >Udolpho<, aber ich finde es trotzdem sehr unterhaltend.« »Meinst du wirklich? Das überrascht mich. Ich glaubte, man könnte es gar nicht lesen. Aber, liebste Catherine, hast du schon einen Kopfputz für den heutigen Abend gewählt? Ich will den gleichen tragen wie du. Manchmal fällt das den Männern auf, weißt du?«

»Aber das hat doch gar nichts zu bedeuten«, erwiderte Catherine ganz unschuldig. »Bedeuten? Du lieber Himmel! Oh, ich habe mir vorgenommen, daß mir ihre Ansicht nie etwas bedeuten soll. Sie sind oft schrecklich unverschämt, wenn man sie nicht mit Geist behandelt und sie sich vom Leibe hält.«

»Wirklich? Ach, das habe ich nie bemerkt. Mir gegenüber benehmen sie sich immer recht gut.«

»Ach! Sie tun so. Sie sind aber die eingebildetsten Kreaturen auf Erden und halten sich für so schrecklich wichtig. Übrigens, ich wollte dich schon so oft fragen und habe es immer wieder vergessen: Welcher Typ gefällt dir am besten? Magst du lieber dunkle oder blonde Männer?«

»Ich weiß nicht recht. Darüber habe ich nie nachgedacht. Ich glaube so zwischen beidem: braun - nicht hell und nicht zu dunkel.«

»Das ist großartig, Catherine. Genau so ist er. Ich habe deine Beschreibung von Mr. Tilney nicht vergessen. Nun, ich habe einen anderen Geschmack. Ich ziehe helle Augen vor. Und die Hautfarbe, weißt du, da gefällt mir eine blasse am besten. Du darfst mich nie im Stich lassen, wenn du jemals einem Mann in deiner Bekanntschaft begegnest, auf den diese Beschreibung paßt.«

»Dich im Stich lassen! Was meinst du damit?« »Nun mach mir aber keinen Kummer! Ich habe wohl schon zuviel gesagt? Wir wollen von etwas anderem sprechen.«

Catherine gehorchte einigermaßen verwundert und wollte, nach einigen Minuten des Schweigens, eben zu dem übergehen, was sie im Augenblick am meisten fesselte - zu Laurentias Skelett, als ihre Freundin sie mit den Worten daran hinderte: »Um des Himmels willen, laß uns aus dieser Ecke fortgehen. Weißt du, die zwei entsetzlichen jungen Männer dort starren mich seit einer geschlagenen Stunde an. Ich befürchte, meine ganze Haltung zu verlieren. Komm, wir wollen sehen, wer neu angekommen ist. Sie werden uns kaum folgen.«

Sie schlenderten also zu dem Gästebuch. Während Isabella die Namen überflog, fiel es Catherine zu, die weiteren Bewegungen der beiden aufregenden jungen Leute zu beobachten. »Sie kommen doch nicht hierher, nicht wahr? Sie sind hoffentlich nicht so unverschämt, uns zu folgen. Bitte, sage mir, wenn sie kommen. Ich will nicht aufblicken.«

Nach einigen Augenblicken versicherte ihr Catherine mit natürlicher Freude, sie brauche sich nun nicht länger zu beunruhigen, die Herren hätten soeben die Brunnenhalle verlassen. »Und in welcher Richtung entfernten sie sich?« fragte Isabella und wandte sich hastig um. »Der eine sah hübsch aus.« »Sie gingen zum Friedhof hinüber.«

»Na, ich bin wenigstens schrecklich froh, daß ich sie losgeworden bin! Was hältst du davon, wenn du mich nun zu den Edgar Villen begleitetest und dir meinen neuen Hut ansähest? Das wolltest du doch so gern.«

Catherine willigte ein; aber sie fügte hinzu: »Vielleicht holen wir dann die beiden jungen Herren ein.«

»Ach, das macht nichts. Wir gehen schnell an ihnen vorbei. Ich brenne doch darauf, dir meinen neuen Hut zu zeigen.« »Wenn wir aber noch ein paar Minuten warten, laufen wir keine Gefahr mehr, sie überhaupt wiederzusehen.«

»So viel Rücksicht will ich gar nicht auf sie nehmen. Ich beabsichtige nicht, solche Männer mit Achtung zu behandeln. Das hieße sie verwöhnen.«

Gegen solche Gründe hatte Catherine nichts einzuwenden. Um Miß Thorpes Unabhängigkeit zu beweisen und das andere Geschlecht zu demütigen, machten sie sich sogleich auf den Weg und schritten schnellen Schrittes davon, um den beiden jungen Leuten zu folgen.

## **Siebentes Kapitel**

In einer halben Minute hatten sie den Brunnenhof durchquert und den Bogengang gegenüber der Union-Passage erreicht. Dort wurden sie aufgehalten. Wer schon einmal in Bath war, wird sich der Schwierigkeiten erinnern, die das Überqueren der Cheap Street an dieser Stelle bietet. Diese Straße ist tatsächlich so heimtückisch und in so unglücklicher Weise mit den Durchgangsstraßen von London und Oxford verbunden -und hier liegt auch der größte Gasthof des Ortes -, daß kein Tag vergeht, an dem nicht ganze Gruppen von Damen durch Kutschen, Reiter und Wagen in ihren wichtigsten Besorgungen aufgehalten werden, die darin bestehen, noch einiges Gebäck einzukaufen, nach einer Putzmacherin oder - wie in diesem Falle - nach zwei jungen Männern auszuschauen. Diesen Übelstand beklagte Isabella täglich wiederholt und heute erneut; denn als sie die Union Street erreichten und die Herren wieder sichteten, die sich ihren Weg durch die Menschenmenge bahnten, wurden sie am Übergang durch ein herannahendes Gig gehindert, das auf dem schlechten Pflaster von einem höchst verwegen aussehenden Kutscher in einer Geschwindigkeit gelenkt wurde, die sein und seiner Gefährten Leben sowie das des Pferdes aufs stärkste gefährdete.

»Oh, diese entsetzlichen Gigs!« rief Isabella aufblickend, »Wie ich sie hasse!« Aber diese gerechte Abneigung dauerte nur kurze Zeit, denn nach einem zweiten Blick rief sie: »Entzückend! Mr. Morland und mein Bruder!«

»Guter Gott! Es ist James!« stammelte Catherine. Aber im gleichen Augenblick hatten die jungen Leute sie auch schon entdeckt und das Pferd mit einer Heftigkeit zum Stehen gebracht, daß es fast auf die Hinterhand niederging. Die Herren sprangen heraus, der Diener eilte herbei, und sie übergaben den Wagen seiner Aufsicht.

Catherine kam diese Begegnung völlig unerwartet, und sie begrüßte ihren Bruder mit lebhafter Freude; da er seinerseits auch ein freundlicher Mensch und seiner Schwester herzlich zugetan war, äußerte er die gleiche Freude. Währenddessen forderten die blitzenden Augen von Miß Thorpe seine Aufmerksamkeit ständig für sich. Er kam dieser Forderung mit einer Freude und Verlegenheit nach, die Catherine hätte zeigen müssen, daß ihr Bruder Miß Thorpe mindestens ebenso hübsch fand, wie sie es tat, hätte sie sich nur in den Gefühlen anderer Menschen besser ausgekannt.

John Thorpe hatte derweil dem Kutscher Anweisungen wegen des Pferdes gegeben. Er gesellte sich nun zu ihnen, und während er Isabellas Hand nur oberflächlich und nachlässig berührte, zollte er Catherine sogleich die schuldige Aufmerksamkeit und brachte es zu einem tiefen Kratzfuß und einer halben Verbeugung. Er war ein untersetzter, mittelgroßer junger Mann, der wegen seines unansehnlichen Gesichtes und seiner ungelungenen Figur zu fürchten schien, man könne ihn für zu schön halten, wenn er nicht den Anzug eines Stallknechtes trüge, und er sehe einem Edelmann zu ähnlich, wenn er nicht nonchalant wäre, wo Höflichkeit angebracht war, oder unverschämt, wo er vielleicht nonchalant sein durfte. Er zog seine Uhr aus der Tasche: »Schätzen Sie einmal, Miß Morland, wie lange haben wir wohl von Tetbury hierher gebraucht?« »Ich kenne die Entfernung nicht.« Ihr Bruder bemerkte, es seien dreiundzwanzig Meilen.

»Dreiundzwanzig Meilen?« rief Thorpe, »fünfundzwanzig auf den Zoll.« Morland wehrte ab und berief sich auf die Autorität von Landkarten, Gastwirten und Meilensteinen; aber sein Freund spottete ihrer aller. »Ich weiß, es müssen .fünfundzwanzig sein«, bekräftigte er, »nach der Zeit, die wir gebraucht haben. Es ist jetzt halb zwei, und als wir aus dem Hof des Gasthauses in Tetbury fuhren, schlug die Rathausuhr gerade elf. Das macht genau fünfundzwanzig Meilen.«

»Du hast dich um eine Stunde geirrt«, sagte Morland; »wir fuhren um zehn von Tetbury ab.« »Zehn Uhr? Nein, es war elf! Ich habe doch die Schläge gezählt. Ihr

Bruder möchte mich am liebsten um den Verstand reden, Miß Morland. Sehen Sie sich nur mein Pferd an. Haben Sie je in Ihrem Leben ein Tier gesehen, das mehr für Geschwindigkeit geboren ist? (Der Diener war gerade aufgestiegen und fuhr von dannen.) Reines Vollblut! Drei und eine halbe Stunde und nur dreiundzwanzig Meilen! Sehen Sie sich das Tier an, und glauben Sie es, wenn Sie können!« »Es sieht zumindest sehr erhitzt aus.«

»Erhitzt? Es hatte bis zur Kirche von Walcot kein feuchtes Haar. Aber sehen Sie sich seine Vorderhand an, seine Weichen, seinen Gang; das Pferd kann einfach nicht langsamer traben als zehn Meilen die Stunde. Binden Sie ihm die Beine zusammen, es wird dennoch vorwärtskommen. Und was halten Sie von meinem Gig, Miß Morland? Hübsch, nicht wahr? Hängt gut; für die Stadt gebaut. Ich habe es noch keinen Monat. Es war für einen Studenten vom Christ Church College gebaut, er ist ein Freund von mir, ein sehr netter Bursche. Er fuhr den Wagen nur ein paar Wochen und wollte ihn dann wieder loswerden. Ich suchte gerade nach irgendeinem leichten Gefährt, obgleich ich mich eigentlich schon für ein Kabriolet entschlossen hatte. Zufällig traf ich ihn an der Magdalenenbrücke, als er nach Oxford hineinfuhr. >Ach, Thorpe<, sagte er, >möchtest du nicht so ein leichtes Ding wie dieses? Es ist einzig in seiner Art, aber ich habe es verflucht satt.< - >Oh, verdammt sagte ich, >da mach ich mit. Was verlangst du dafür?< Und wieviel glauben Sie, Miß Morland, forderte er?«

»Das kann ich nicht erraten.«

»Gefedert wie ein Kabriolet, sehen Sie; Sitz, Koffer, Degenkasten, Spritzleisten, Lampen, Silberbeschlag, alles dran; das Eisenwerk ist so gut wie neu oder noch besser. Er verlangte fünfzig Guineen. Wir wurden sofort handelseinig. Ich legte das Geld auf den Tisch, und der Wagen war mein.«

»Und ich bin gewiß so unerfahren«, erwiderte Catherine, »daß ich nicht einmal sagen kann, ob es billig war oder teuer.«

»Keins von beiden. Wahrscheinlich hätte ich ihn auch billiger bekommen können; aber ich hasse das Feilschen, und der gute Freeman brauchte Moneten.«

»Das war aber freundlich von Ihnen«, sagte Catherine beifällig.

»Verdammt noch mal, wenn man die Mittel hat, einem Freund etwas Gutes zu tun, bin ich nicht kleinlich.«

Bei dieser Gelegenheit wurden die Damen nach ihren weiteren Plänen gefragt, und als man von ihrer Absicht erfuhr, beschloß man, sie zu den Edgarvillen zu begleiten und Mrs. Thorpe aufzuwarten. James und Isabella gingen voran. Die

»junge Dame war zufrieden mit ihrem Los und sehr darauf bedacht, einem jungen Mann den Weg so angenehm wie möglich zu machen, der den großen Vorzug genoß, gleichzeitig der Freund ihres Bruders und der Bruder ihrer Freundin zu sein. Ihre Gefühle waren so rein und bar jeder Koketterie, daß ihr beim Überholen der beiden aufdringlichen jungen Leute in der Milsom Street nichts daran lag, deren Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und sie sich nur dreimal nach ihnen umsah.

John Thorpe hielt sich selbstverständlich neben Catherine und nahm nach kurzem Schweigen seine Unterhaltung über sein Gig wieder auf. »Auch andere Leute halten den Wagen für billig, wie Sie daraus ersehen, daß ich ihn am nächsten Tage zehn Guineen teurer wieder hätte verkaufen können. Jackson vom Oriel College bot mir sogleich sechzig. Morland war damals gerade dabei.«

»Ja«, warf Morland ein; »aber du vergißt, daß der Gaul einbegriffen war.«

»Mein Pferd! Oh, verdammt noch mal! Mein Pferd gäbe ich nicht für hundert her. – Fahren Sie gern im offenen Wagen, Miß Morland?«

»Ja, sehr! Ich habe so selten Gelegenheit dazu; aber ich tue es für mein Leben gern.«

»Das freut mich. Ich will Sie jeden Tag spazierenfahren.«

»Vielen Dank!« entgegnete Catherine ziemlich betrübt, da sie nicht genau wußte, ob die Annahme eines solchen Angebotes schicklich war.

»Morgen fahre ich Sie den Landsdown-Weg hinauf.«

»Vielen Dank, aber Ihr Pferd braucht doch ein wenig Ruhe.«

»Ruhe! Es ist heute doch nur dreiundzwanzig Meilen gelaufen. Unsinn! Gerade die Ruhe schadet den Pferden; nichts gibt ihnen so schnell den Rest. Nein, nein, ich werde meines während des hiesigen Aufenthaltes wenigstens vier Stunden lang täglich bewegen.«

»Wirklich?« fragte Catherine ernsthaft, »Das wären vierzig Meilen jeden Tag.«

»Vierzig, ja, oder auch fünfzig. Was macht mir das aus! Ich werde Sie morgen nach Landsdown hinauffahren. Also denken Sie daran. Ich habe mir das vorgenommen.« »Wie reizend wird das sein«, rief Isabella und wandte sich zurück.

»Meine liebste Catherine,

ich beneide dich ordentlich. Aber ich fürchte, daß für drei der Platz nicht reicht.«  
»Für drei? Nein, unter keinen Umständen. Ich bin auch nicht nach Bath gekommen, um meine

Schwestern spazierenzufahren. Das wäre ein netter Spaß! Für dich muß Morland sorgen.« Darauf tauschte das andere Paar einige Höflichkeiten; aber Catherine konnte weder Einzelheiten noch das Ergebnis erhaschen. Die Unterhaltung ihres Begleiters änderte sich jetzt. Von der vorherigen Lebhaftigkeit wechselte er zu kurzen, bestimmten Ausrufen des Wohlgefallens oder der Ablehnung über das Gesicht jeder ihnen entgegenkommenden Frau. Catherine hörte beipflichtend zu, solange sie es vermochte; denn sie fürchtete, eine eigene Meinung auszusprechen, die womöglich der eines selbstbewußten jungen Mannes widerspräche, zumal in Fragen der Schönheit des eigenen Geschlechtes. Schließlich aber wagte sie doch, das Gespräch in andere Bahnen zu lenken durch eine Frage, die ihr schon geraume Zeit auf der Seele gebrannt hatte: »Haben Sie auch >Udolpho< gelesen, Mr. Thorpe?«

»>Udolpho<? Oh, ich, nein! Ich lese niemals Romane! Ich habe Besseres zu tun.« Catherine war gedemütigt und schämte sich. Sie setzte schon zu einer Entschuldigung an, als er sagte: »Romane sind so flach und ohne jeden Sinn. Seit >Tom Jones< ist kein anständiger mehr geschrieben worden, außer dem >Mönch<, wie ich neulich las. Aber alle anderen sind der größte Blödsinn der gesamten Schöpfung.«

»Ich glaube, >Udolpho< würde Ihnen aber doch gefallen, wenn Sie ihn läsen. Es ist so interessant.«

»Nein, mir nicht! Bestimmt nicht! Wenn ich überhaupt Romane lese, dann nur die von Mrs. Radcliffe. Ihre Romane sind ganz lustig. Sie sind noch lesenswert; sie machen wenigstens ein bißchen Spaß und sind obendrein natürlich.« . »Aber >Udolpho< ist ja von Mrs. Radcliffe«, meinte Catherine zögernd, in der Furcht, ihn zu beschämen. »Nein, wirklich? Ach ja, ich entsinne mich, das stimmt ja auch. Ich dachte an das andere alberne Buch von der Frau, um die man so viel Wesens macht. Wissen Sie, die den französischen Emigranten geheiratet hat.« »Oh, meinen Sie >Camilla<?«

»Ja, das ist es. Solch unnatürliches Zeug! Ein alter Mann, der auf die Schaukel geht. Ich blätterte einmal im ersten Band, aber ich erkannte schnell, daß es nichts taugt; ich wußte eigentlich schon vorher, was es für ein Unsinn war, ehe ich es wirklich gesehen hatte. Als ich nur hörte, sie habe einen Emigranten geheiratet,

war ich vollkommen sicher, daß ich es nie zu Ende bringen würde.« »Ich habe es nie gelesen.«

»Das ist auch kein Verlust! Es ist das größte Gewäsch, das Sie sich vorstellen können. Es kommt nichts anderes drin vor, als daß ein alter Mann sich auf die Schaukel setzt und Latein lernt. Wirklich, so ist es.«

Unter solchen kritischen Betrachtungen langten sie vor Mrs. Thorpes Wohnung an, und die Gefühle des selbstbewußten, unvoreingenommenen Lesers der »Camilla« wichen denen des liebevollen und pflichtbewußten Sohnes. Sie begegneten Mrs. Thorpe auf dem Korridor, die sie schon von oben recht lebhaft begrüßt hatte. »Ah! Mutter! Wie geht es?« fragte er und schüttelte ihr herzlich die Hand. »Wo hast du diesen scheußlichen Hut erstanden? Du siehst damit aus wie eine alte Hexe. Hier ist auch Morland. Wir wollen ein paar Tage bei euch bleiben. Du mußt dich also irgendwo nach ein paar guten Betten umsehen.« Diese Art der Begrüßung schien alle liebevollen Wünsche der Mutter zu befriedigen, denn sie hieß ihn mit begeisterter und überschwenglicher Liebe willkommen. Darauf schenkte er seinen beiden jüngeren Schwestern ähnliche Zärtlichkeit und stellte gelassen fest, sie seien beide außerordentlich häßlich.

Seine Art sagte Catherine gar nicht zu; immerhin, er war James' Freund und Isabellas Bruder. Ihr Urteil milderte sich durch Isabellas Versicherung, John hielte sie für ein äußerst reizendes Mädchen, wie ihr berichtet wurde, als sie sich zurückzogen und den neuen Hut bewunderten. Auch bat John sie, mit ihm zu tanzen. Diese Angriffe hätten wenig bedeutet, wenn sie älter oder eitler gewesen wäre. Aber wo sich Jugend mit Schüchternheit paart, bedarf es einer ungewöhnlichen Festigkeit, um dergleichen Schmeicheleien zu widerstehen. Nach dieser bei den Thorpes verbrachten erfolgreichen Stunde begaben sich die beiden Morlands zu Mr. und Mrs. Allen. Sobald sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, meinte James: »Nun, Catherine, wie gefällt dir mein Freund Thorpe?« Worauf sie sogleich erwiderte: »Er gefällt mir sehr gut, er ist sehr angenehm«, anstatt zu sagen: »Ich mag ihn gar nicht«, was sie wohl getan hätte, wenn sie nicht sowohl Freundschaft wie Schmeichelei erlegen wäre.

»Er ist der gutmütigste Kerl, der je gelebt hat; ein wenig prahlerisch; aber das liebt ihr Frauen ja! Und wie gefällt dir die übrige Familie?«

»Sehr, sehr gut, wirklich - und Isabella ganz besonders.«

»Das höre ich gerne, sie ist die geeignete Freundin für dich, so vernünftig, natürlich und lebenswürdig. Ich hatte schon immer gewünscht, ihr möchtet einander kennenlernen. Und sie scheint dich auch sehr zu schätzen. Sie lobte dich

in den höchsten Tönen. Und auf ein Lob von Miß Thorpe kannst sogar du, Catherine, stolz sein.« Dabei nahm er ihre Hand liebevoll in die seine.

»Das bin ich auch«, erwiderte sie. »Ich mag sie sehr und bin entzückt, daß du sie auch schätzt. Als du mir seinerzeit über deinen Besuch bei den Thorpes schriebst, hast du sie kaum erwähnt.« »Weil ich glaubte, dich bald selbst zu sehen! Hoffentlich kommt ihr in Bath recht oft zusammen. Sie ist ein liebenswürdiges Mädchen - und so klug! Sie scheint der Abgott der Familie zu sein. Und hier wird man sie wohl auch sehr bewundern, ist es nicht so?«

»Ja, sehr sogar! Mr. Allen hält sie für das hübscheste Mädchen in Bath.« »Das glaube ich auch! Und Mr. Allen kennt sich in weiblicher Schönheit aus. Ich brauche wohl nicht zu fragen, ob du hier glücklich bist, meine liebe Catherine. Mit einer solchen Gefährtin wie Isabella Thorpe kann es gar nicht anders sein; und die Allens sind gewiß auch sehr freundlich zu dir.«

»Ja, sehr freundlich. Ich war noch nie so glücklich. Und jetzt, wo du da bist, wird es noch reizender. Wie nett von dir, daß du den weiten Weg nicht gescheut hast, nur um mich zu sehen!« James nahm diese Dankbarkeitsbezeugung ruhig entgegen und sprach auch sein Gewissen für deren Annahme frei, indem er mit völliger Aufrichtigkeit sagte: »Wirklich, Catherine, ich habe dich sehr lieb.«

Darauf tauschten sie Fragen und Berichte über das Ergehen ihrer Geschwister aus, und außer James kleiner lobender Abschweifung zu Miß Thorpe unterhielten sie sich auf diese Weise, bis sie die Pulteney Street erreichten, wo James mit großer Freundlichkeit von Mr. und Mrs. Allen empfangen, zum Essen eingeladen und von Mrs. Allen fast im gleichen Atemzug aufgefordert wurde, den Preis und die Vorzüge eines neuen Muffs und Pelzkragens zu erraten. Seine Verabredung in den Edgar-Villen gestattete ihm nicht, Mr. Allens Einladung anzunehmen, und er mußte bald wieder davoneilen, nachdem die Anforderungen von Mrs. Allen befriedigt waren. Die Zeit, zu der sich die beiden Familien treffen wollten, war festgelegt, und so konnte sich Catherine ganz dem Genuß ihrer erregten, ruhelosen und erschreckten Phantasie über den Seiten von »Udolpho« hingeben, so daß sie für alle Kleider und Essenssorgen unempfindlich war und auch Mrs. Allen nicht über das Ausbleiben einer erwarteten Schneiderin trösten konnte. Von sechzig Minuten blieb ihr kaum eine für ihr eigenes Glück, nämlich, daß sie für den Abend bereits vergeben war. »Udolpho« und der Schneiderin zum Trotz erreichte die Familie aus der Pulteney Street die großen Gesellschaftsräume rechtzeitig. Die Thorpes und James Morland waren nur wenig früher eingetroffen, und nachdem Isabella die übliche Begrüßungszeremonie in lächelnder und liebevoller Hast hinter sich gebracht, den Sitz ihres Kleides gebührend bewundert und ihre Locken voll

Neid betrachtet hatte, folgten die beiden jungen Mädchen ihren Beschützerinnen Arm in Arm in den Ballsaal. Wenn ihnen ein Gedanke kam, raunten sie einander zu, aber noch häufiger verständigten sie sich durch einen Händedruck oder ein verständnisinniges Lächeln. Der Tanz begann fast sofort. Und James, der mindestens ebensolange schon vergeben war wie seine Schwester, hatte es erschreckend eilig, sich mit Isabella einzureihen; John jedoch fehlte. Er hatte in Gesellschaft eines Freundes das Spielzimmer aufgesucht; und so war Isabella durch nichts eher zum Tanzen zu bewegen, bevor ihre liebe Catherine sich nicht ebenfalls unter die Paare mische.

»Nicht um alles in der Welt tanze ich ohne Ihre liebe Schwester. Es würde uns wahrscheinlich für den ganzen Abend trennen.« Catherine war über diese Freundlichkeit gerührt, und so blieb alles für einige Minuten in der Schwebelage, bis Isabella ihre Unterhaltung mit James unterbrach und Catherine zuflüsterte: »Liebste, ich werde dich doch verlassen müssen; dein Bruder ist so ungeduldig, er drängt zum Tanzen. Du nimmst es mir nicht übel, nicht wahr, und John wird wohl auch im Augenblick zurückkommen, dann kannst du mich leicht finden.« Catherine war zwar ein wenig enttäuscht, aber viel zu gutmütig, um Einwände zu erheben; und da James sich erhob, hatte Isabella nur noch Zeit, ihrer Freundin die Hand zu drücken und zu sagen: »Auf Wiedersehen, Liebes!« Dann eilten sie davon. Da auch die jüngeren Damen Thorpe tanzten, war Catherine jetzt der Gnade von Mrs. Thorpe und Mrs. Allen überlassen, zwischen denen sie Platz genommen hatte. Wie ärgerlich, daß Mr. Thorpe nicht wiederkam! Nicht nur, daß sie sich auf das Tanzen gefreut hatte, sie teilte nun auch mit mancher anderen jungen Dame die Schande, ohne Tänzer zu sein, denn die ihr bereits widerfahrene Ehre war ihr nicht anzusehen. In den Augen der Welt gedemütigt zu sein, äußerlich Schande zu tragen, während das Herz rein und unschuldig und nur das schlechte Benehmen eines anderen die Ursache der Erniedrigung ist, gehört zu den dem Leben einer Heldin eigentümlichen Umständen, und standhafte Haltung ist ihrem Charakter vor allem eigen. Auch Catherine besaß diese Standhaftigkeit; sie litt, aber keine Klage drang über ihre Lippen.

Aus dieser Demütigung wurde sie nach zehn Minuten zu angenehmeren Empfindungen erweckt, zwar nicht durch Mr. Thorpes, sondern durch Mr. Tilneys Anblick. Leider schien es nur so, als ob er sich ihr näherte, und deshalb verflog das Lächeln wie das Erröten, welches Catherines Wangen bei seinem plötzlichen Erscheinen übergoß, ohne ihre heldische Bedeutung zu schmälern. Er sah so hübsch und lebhaft aus wie je und sprach angeregt mit einer eleganten, freundlich aussehenden jungen Dame an seinem Arm, seiner Schwester, wie Catherine sogleich erkannte. So hatte sie keine Gelegenheit, den Helden für alle Zeiten

verloren zu halten, weil er schon einer anderen gehörte. Da sie sich immer nur vom Wahrscheinlichsten leiten ließ, kam es ihr gar nicht in den Sinn, Mr. Tilney könne schon verheiratet sein. Er erinnerte auch nicht in Benehmen oder Unterhaltung an die verheirateten Männer ihres Bekanntenkreises, hatte nie seine Frau erwähnt, aber von einer Schwester gesprochen. Hieraus schloß sie sofort, daß die Dame an seiner Seite diese Schwester sei. Daher saß Catherine aufrecht da, blieb all ihrer Sinne mächtig, anstatt erbleichend an Mrs. Allens Busen zu sinken. Nur ihre Wangen glühten ein wenig.

Mr. Tilney und seine Gefährtin näherten sich zwar nur langsam, aber sie folgten im Kielwasser einer Dame, die mit Mrs. Thorpe befreundet war. Diese Dame begrüßte Mrs. Thorpe und die beiden taten ein gleiches, da sie zu ihr gehörten. Nun erblickte Mr. Tilney Catherine und schenkte ihr ein Lächeln des Wiedererkennens, das sie freudig erwiderte. Er kam noch dichter heran und sprach sie und Mrs. Allen an, die ihn höchst freundlich mit den Worten begrüßte: »Ich freue mich, Sie wiederzusehen; ich fürchtete schon, Sie hätten Bath verlassen.« Man erfuhr, er sei eine Woche verreist gewesen, und zwar gleich an dem Morgen nach ihrer Bekanntschaft.

»Die Rückkehr wird Sie hoffentlich nicht reuen, denn Bath ist so recht der Ort für junge wie für ältere Leute. Wenn mein Mann einmal äußert, er sei seiner überdrüssig, dann rate ich ihm jedesmal, nicht zu klagen, denn Bath sei wirklich der angenehmste Badeort. In dieser langweiligen Jahreszeit ist es hier doch viel schöner als zu Hause. Ich halte ihm immer wieder das Glück vor Augen, daß ihm gerade dieses Bad verordnet würde.«

»Hoffentlich wird Ihr Gatte sich auch diesem Ort verpflichtet fühlen, gnädige Frau, weil er ihm geholfen hat.«

»Vielen Dank! Daran zweifle ich nicht. Einer unserer Nachbarn, ein Dr. Skinner, war auch im vergangenen Winter zur Kur hier und kehrte ganz gekräftigt heim.«

»Das muß Ihnen doch Mut machen.«

»Gewiß! Dr. Skinner war mit seiner Familie drei Monate hier. Darum rate ich meinem Mann auch, es mit der Heimreise nicht so eilig zu haben.«

Hier wurden sie von Mrs. Thorpes Bitte unterbrochen, , doch ein wenig zusammenzurücken, um für Mrs. Hughes und Tilney Platz zu machen. Man richtete sich dementsprechend ein, während Mr. Tilney immer noch vor ihnen stand und nach kurzer Überlegung Catherine um einen Tanz bat, eine Aufmerksamkeit, die Catherine zwar sehr glücklich machte, aber in eine

zwiespältige Lage brachte. Und die Absage verriet so viel tiefes Bedauern, daß er ihren Schmerz für übertrieben gehalten hätte, wäre Thorpe, der wenig später erschien, nur eine halbe Minute früher gekommen. Thorpes nachlässige Entschuldigung söhnte sie keineswegs mit dem teilweise Versäumten aus, wie sie auch nicht die Einzelheiten über die Pferde und Hunde seines Freundes, mit dem er sich soeben unterhalten hatte, oder die Tatsache interessierte, daß er mit ihm einen Terrier tauschen wolle. Sie schaute immer wieder in die Ecke des Saales zurück, wo sie Mr. Tilney zurückgelassen hatte. Sie hätte ihrer lieben Isabella den jungen Herrn besonders gern gezeigt, aber sie entdeckte nichts von ihr, denn sie befand sich in einem anderen Karree, fern von all ihren Bekannten. Eine Demütigung folgte der anderen, und sie zog daraus die traurige Lehre, daß eine vorzeitige Aufforderung zum Tanz einer jungen Dame nicht unbedingt zu Ansehen und Freude reichen muß. Aus diesem moralisierenden Gedankengang schreckte sie durch eine Berührung an der Schulter auf. Sich umwendend, erblickte sie Mrs. Hughes, Miß Tilney und einen jungen Herrn. »Verzeihen Sie mir die Störung, Miß Morland, aber ich suche vergebens Miß Thorpe, und da meinte Mrs. Thorpe, Sie seien damit einverstanden, wenn ich diese junge Dame bei Ihnen einreihen würde.« Mrs. Hughes hätte im ganzen Saal keinen zweiten Menschen finden können, der ihrem Wunsche mit größerer Freude entsprochen hätte als Catherine. Die beiden jungen Damen wurden einander vorgestellt, Miß Tilney bedankte sich gebührend für die erwiesene Güte, und Miß Morland versicherte mit dem ganzen Takt einer großzügigen Seele, das sei doch eine Kleinigkeit. Hughes kehrte zu ihren Bekannten zurück, befriedigt über, ihren Schützling so gut untergebracht zu haben. Miß Tilney hatte eine hübsche Figur, ein reizendes Gesicht und ein sehr freundliches Wesen. Ihr Äußeres entsprach zwar nicht dem Stil von Miß Thorpe, aber sie besaß mehr wirkliche Eleganz. Ihr Gebaren war ausgeglichen und verriet beste Erziehung. Sie war weder schüchtern noch von betonter Offenheit. Sie vermochte jung und anziehend aufzutreten, ohne sogleich die Aufmerksamkeit jedes Mannes in ihrer Nähe herauszufordern und ohne übertriebene Bekundungen eines überschwenglichen Entzückens oder unmerklichen Ärgers bei jeder sich ergebenden Kleinigkeit. Catherine fühlte sich zu ihr hingezogen wegen ihrer Erscheinung, und weil sie Mr. Tilneys Schwester war; sie bemühte sich um ihre Freundschaft und richtete das Wort an sie, sooft Mut und Muße es ihr gestatteten. Es war nur aus Mangel an einem dieser Requisiten zurückzuführen, daß sie nicht über die ersten Anfänge einer Bekanntschaft hinaus kamen, in deren Verlauf sie sich darüber unterrichteten, wie es ihnen in Bath gefalle, wie sie die Gebäude und die Umgebung bewunderten, ob sie zeichneten, sangen, musizierten oder lieber ritten.

Die beiden Tänze waren kaum vorüber, als Catherine ihren Arm von der treuen Isabella ergriffen fühlte, die in bester Laune ausrief: »Endlich habe ich dich gefunden! Süßes, die ganze Stunde habe ich nach dir ausgeschaut! Wie konntest du dich nur in dieses Karree einreihen, da du mich doch in dem anderen wußtest? Ich war ganz unglücklich ohne dich.«

»Meine liebe Isabella, wie sollte ich wohl zu dir gelangen? Ich wußte ja nicht einmal, wo du warst!«

»Genau das gleiche habe ich deinem Bruder auch die ganze Zeit über gesagt, aber er wollte es nicht glauben. Ich bat ihn dich zu suchen, aber es war alles vergebens; er wollte sich nicht einen Schritt darum rühren. War es nicht so, Mr. Morland? Aber Ihr Männer seid alle so unmäßig faul. Ich habe ihn so ausgescholten, meine liebe Catherine, daß du dich sehr verwundert hättest. Du weißt ja, daß ich mit solchen Leuten nicht lange Federlesens mache.«

»Schau diese junge Dame mit den weißen Perlen im Haar«, raunte Catherine statt einer Antwort und zog Isabella zu sich herüber, »das ist Mr. Tilneys Schwester.«

»Du lieber Himmel! Wirklich? Das muß ich gesehen haben. Welch reizendes Mädchen! Soviel Schönheit sah ich noch nie! Aber wo ist ihr alles erobernder Bruder? Ist er auch im Saal? Wenn ja, so zeige ihn mir augenblicklich. Ich sterbe vor Neugier. - Mr. Morland, Sie dürfen nicht zuhören; wir sprechen nicht von Ihnen.«

»Aber warum dieses Gewispere? Was ist los?«

»Siehst du, ich wußte wohl, was kommen würde. Ihr Männer seid so unersättlich neugierig. Spottet nur über die Neugier der Frauen, ja, tut das nur! Sie ist nichts gegen eure. Aber seien Sie zufrieden, Sie werden nichts erfahren.«

»Und damit soll ich mich begnügen?«

»Ich muß schon sagen, soviel Neugier ist mir noch nie begegnet. Was kann Ihnen wohl an unserer Unterhaltung liegen? Vielleicht sprechen wir sogar von Ihnen; deshalb rate ich Ihnen, besser nicht zuzuhören, Sie könnten sonst etwas Ihnen nicht ganz Angenehmes erfahren.«

Über dieses nichtssagende Geplänkel verstrich einige Zeit, und die eigentliche Ursache schien völlig vergessen zu sein. Catherine, ganz zufrieden damit, daß man das Thema für eine Weile aufgegeben hatte, verlor trotzdem den Verdacht nicht, Isabellas ungeduldiger Wunsch nach einem Blick auf Mr. Tilney sei ganz verfliegen. Als das Orchester einen neuen Tanz anstimmte, wollte James seine

schöne Dame wiederum entführen, aber sie widerstrebte. »Nichts um der Welt, Mr. Morland!« | rief sie aus. »Wie können sie nur so beharrlich sein! - Denk doch nur, liebe Catherine, was dein Bruder vorhat. Ich soll noch einmal mit ihm tanzen, obgleich ich ihm sage, daß es sich nicht schickt und gegen die Etikette verstößt. Wenn wir nicht die Tänzer wechseln, kommen wir schön ins Gerede.«

»Bei diesen öffentlichen Tanzereien kommt es nicht so genau darauf an«, meinte James. »Unsinn, wie können Sie so etwas sagen? Aber wenn ihr Männer etwas durchsetzen wollt, ist euch alles andere gleich. - Meine süße Catherine, hilf mir doch. Bring doch deinem Bruder bei, wie unmöglich es ist. Sag ihm bitte, daß du ganz entsetzt wärest, wenn ich nachgäbe. Ist es denn nicht so?«

»Nein, ganz und gar nicht; aber wenn du es für schlimm hältst, dann wechselst du selbstverständlich besser.«

»Sehen Sie wohl«, rief Isabella, »da hören Sie, was Ihre Schwester sagt, und doch wollen Sie sich nicht danach richten. Bitte, denken Sie aber daran, daß es Ihre Schuld ist, wenn alle alten Damen in Bath sich unseretwegen aufregen. - Komm, liebste Catherine, um des Himmels willen steh mir bei.« Und damit begaben sie sich auf ihren alten Platz. John Thorpe hatte sich inzwischen empfohlen, und da Catherine Mr. Tilney zu gern Gelegenheit geboten hätte, die angenehme Aufforderung zum Tanz zu wiederholen, mit der er ihr schon einmal geschmeichelt hatte, bahnte sie sich eilig einen Weg zu Mrs. Allen und Mrs. Thorpe, wo sie ihn noch anzutreffen hoffte. Wie unvernünftig dünkte ihr aber diese Hoffnung, nachdem sie sich als eitel erwies. »Nun, meine Liebe«, meinte Mrs. Thorpe, die ungeduldig ein Lob ihres Sohnes erwartete. »Hoffentlich hatten Sie einen netten Tänzer.« »Sehr nett, gnädige Frau!«

»Das freut mich. John hat ein so reizendes Wesen, nicht wahr?«

»Hast du Mr. Tilney getroffen, Liebes?« fragte Mrs. Allen »Nein, wo ist er denn?«  
»Eben war er noch bei uns. Er sagte, er sei des Herumstehens müde und wolle endlich auch tanzen. Daher glaubte ich, er wollte dich auffordern.«

»Wo kann er denn sein?« Catherine blickte sich suchend im Saal um; als sie ihn gewahrte, führte er gerade eine andere junge Dame zum Tanz.

»Ach, er hat schon eine Tänzerin. Wenn er doch dich aufgefordert hätte!« rief Mrs. Allen und fügte nach kurzem Schweigen hinzu: »Er ist ein sehr angenehmer junger Mann.«

»Ja, das ist er, Mrs. Allen«, pflichtete Mrs. Thorpe freundlich lächelnd bei: »Ich muß es bestätigen, obwohl ich seine Mutter bin, es gibt kaum einen netteren jungen Mann.«

Diese an sich unverständliche Antwort gab Mrs. Allen keine Rätsel auf, denn sie raunte Catherine zu: »Sie meint wohl, wir sprechen von ihrem Sohn.«

Catherine war enttäuscht und ein wenig ärgerlich, und die Überzeugung, so knapp vor dem Ziel es noch versäumt zu haben, trug nicht zu einer gnädigen Behandlung John Thorpes bei, als er sich kurz darauf wieder einfand. »Nun, Miß Morland, ich glaube, wir beide müssen noch einmal bei dem Lämmerhüpfen mitmachen.«

»O nein! Ich bin Ihnen sehr dankbar, doch unsere beiden Tänze sind vorbei. Außerdem bin ich müde und will überhaupt nicht mehr tanzen.«

»Wirklich nicht? Dann lassen Sie uns ein wenig promenieren und die Leute durchhecheln. Kommen Sie, ich zeige Ihnen die vier größten Harlekine im ganzen Saal - meine beiden jüngeren Schwestern und ihre Tänzer. Ich lache seit einer halben Stunde über das Kleeblatt.«

Aber Catherine blieb ablehnend, und schließlich trollte er sich, um sich allein über seine Schwestern lustig zu machen. Der Rest des Abends wurde ihr recht lang. Mr. Tilney blieb auch beim Tee ihrer Gruppe fern. Miß Tilney war zwar zugegen, aber sie saß ziemlich entfernt, und Isabella und James waren so versunken, daß Isabella nur zu einem gelegentlichen Lächeln und zu einem flüchtigen Händedruck Zeit fand und ihr ein einziges »Liebste Catherine« zuraunte.

## Neuntes Kapitel

Catherines Niedergeschlagenheit vertiefte sich durch die Ereignisse des Abends zusehends. Zunächst drückte sie sich in einer allgemeinen Unzufriedenheit mit ihrer näheren Umgebung im Ballsaal aus und steigerte sich zu beachtlich schlechter Laune und dem Verlangen, nach Hause zu gehen. In der Pulteney Street angekommen, entpuppte sich ein ungeheurer Hunger; und als dieser gestillt war, verlangte es sie nur noch nach ihrem Bett. Hiermit erreichte sie den Höhepunkt ihres Kummers, denn sie fiel unmittelbar in einen tiefen, neun Stunden währenden Schlummer, nach dem sie belebt und guter Laune mit neuen Hoffnungen und Plänen erwachte. Ihr vordringlichster Herzenswunsch galt der Vertiefung ihrer Bekanntschaft mit Miß Tilney, und sie faßte den Entschluß, zu diesem Zweck gegen Mittag in der Brunnenhalle nach ihr zu suchen. Dort war

jeder neue Badegast anzutreffen. Es war obendrein ein Eldorado für die Entdeckung fraulicher Vollkommenheit, die Anknüpfung weiblicher Vertrautheit und geheimen Gedankenaustausches, so daß die Erwartung, in ihren Mauern eine neue Freundin zu gewinnen, gar nicht so unbegründet war. Nachdem sie diesen Plan gefaßt hatte, griff sie nach dem Frühstück ruhig zu ihrem Buch, entschlossen, dabei auszuharren, bis die Uhr eins schlage. Sie ließ sich nur wenig durch Mrs. Allens Bemerkungen und Ausrufe stören, die in ihrer Geistlosigkeit und Denkträgheit weder viel sagte noch völlig schwieg. Wenn sie bei einer Arbeit saß, ihre Nadel verlor oder den Faden abriß, wenn eine Kutsche vorüberrollte oder ihr Kleid ein Fleckchen aufwies, erwähnte sie es laut, gleichgültig, ob ihr jemand antwortete oder nicht. Gegen halb eins lockte sie ein besonders heftiges Klopfen ans Fenster; sie hatte kaum Zeit, Catherine von zwei offenen, vor der Tür wartenden Wagen zu berichten - der erste nur mit einem Diener besetzt, der zweite mit Mr. Morland in Gesellschaft von Miß Thorpe - als John Thorpe die Treppe hinaufstürmte und ausrief: »Nun, Miß Morland, hier bin ich. Haben Sie lange gewartet? Wir konnten nicht eher kommen. Der alte Teufel von Kutschenverleiher brauchte eine Ewigkeit, um einen leidlichen Kasten zu finden, und noch jetzt wette ich zehntausend zu eins, daß die Wagen zusammenbrechen, noch ehe wir aus der Stadt sind. - Wie geht es Ihnen, Mrs. Allen? Ein großartiger Ball gestern abend, nicht wahr? - Kommen Sie, Miß Morland, sputen Sie sich, denn die anderen haben verfluchte Eile. Sie sehnen sich nach ihrem Sturz.«

»Was meinen Sie denn?« fragte Catherine. »Wo wollen Sie denn alle hin?«  
»Wohin? Sie haben wohl unsere Verabredung vergessen? Wir hatten beschlossen, heute morgen auszufahren. Was haben Sie für ein kurzes Gedächtnis! Wir wollen nach Claverton Down hinauf.«

»Ich entsinne mich, daß von etwas Derartigem gesprochen wurde«, erwiderte Catherine und sah zu Mrs. Allen hinüber, um deren Ansicht zu hören. »Aber ich habe Sie wirklich nicht erwartet.«

»Nicht erwartet! Sie sind gut! Und was für einen Staub hätten Sie aufgewirbelt, wenn ich nicht gekommen wäre?«

Catherines stilles Flehen versagte bei ihrer mütterlichen Freundin; denn Mrs. Allen, selbst nicht im geringsten daran gewöhnt, Empfindungen durch Blicke auszudrücken, hatte keine Ahnung, daß andere Leute so etwas vermögen. Catherines Wunsch nach einem Wiedersehen mit Miß Tilney vertrug Augenblick wohl einen kurzen Aufschub zugunsten einer Spazierfahrt, und da Mrs. Allen nichts Unpassendes darin fand, solange Isabella und James teilnahmen, hieß es,

deutlicher zu sprechen. »Was sagen Sie dazu, gnädige Frau, können Sie mich ein paar Stunden entbehren? Soll ich mitfahren?«

»Tu, was dir Spaß macht, mein liebes Kind«, erwiderte sie voll friedfertiger Gleichgültigkeit. Catherine nahm den Rat an und eilte aus dem Zimmer, um ihre Sachen zu holen. Sie kam so schnell zurück, daß den beiden anderen kaum Zeit für ein paar kurze lobende Worte blieb, nachdem der Besucher Mrs. Allens Bewunderung für sein Gig abgefordert hatte. Nach kurzem Abschied eilte man die Treppe hinunter. »Liebste«, rief Isabella, von freundschaftlicher Verpflichtung getragen, bevor sie den anderen Wagen bestieg. »Du hast unendlich lange gebraucht, um dich fertig zu machen. Ich fürchtete schon, du wärest krank. Was war das doch gestern für ein reizender Ball! Ich muß dir tausenderlei Dinge erzählen, doch eil dich, steig ein, ich brenne auf die Fahrt.«

Catherine gehorchte ihren Befehlen und wandte sich ab, aber gleich darauf vernahm sie Isabellas Bemerkung zu James: »Wie süß sie doch ist! Ich vergöttere sie!«

»Sie werden sich doch nicht fürchten, Miß Morland, wenn mein Pferd beim Anziehen ein wenig tanzt?« sagte Thorpe, als er ihr in den Wagen half. »Es wird vielleicht ein paarmal anspringen und sich dann wieder eine Minute ausruhen, aber es wird bald seinen Meister finden. Es ist voller Launen und spielerisch, aber es hat keine schlechten Eigenschaften.«

Catherine fand diese Beschreibung nicht sehr einladend, aber für einen Rückzug war es jetzt zu spät, und sie war noch zu jung, um Furcht einzugestehen. Sie überantwortete sich also ihrem Schicksal, und dem Charakter des Tieres die Prahlucht seines Herrn zugute haltend, ließ sie sich ruhig neben Thorpe nieder. Nach verschiedenen Vorbereitungen befahl er dem Diener, der das Pferd am Zaumzeug hielt, mit gewichtiger Stimme: »Loslassen!« und fort ging's ohne Stoß und Kapriolen oder irgendeinen Zwischenfall. Catherine, beglückt darüber, so gut davongekommen zu sein, äußerte angenehme Überraschung, worauf ihr Gefährte sich dahin ausließ, es sei lediglich seiner geschickten Zügelhaltung zu verdanken und der einzigartigen Geschicklichkeit und Überlegung, wie er die Peitsche führe. Catherine wunderte sich nur, daß er bei solch vollkommener Beherrschung seines Pferdes sie durch Erwähnung von dessen Tücken geängstigt hatte, beglückwünschte sich herzlich zu ihrem fähigen Rosselenker und überließ sich im Bewußtsein völliger Sicherheit dem Genuß der frischen Luft des milden Februartages. Diesem ersten Zwiegespräch folgte ein kurzes Schweigen, das Thorpe später etwas unvermittelt unterbrach: »Der alte Allen ist wohl reich wie ein

Jude, ja?« Catherine verstand nicht sofort, und er wiederholte seine Frage mit der Erklärung: »Der alte Allen - der Mann, bei dem Sie wohnen.«

»Oh, Sie meinen Mr. Allen? Ja, ich glaube, er ist sehr reich.«

»Und gar keine Kinder?«

»Nein, gar keine.«

»Großartig für seine Erben. Er ist Ihr Patenonkel, nicht wahr?«

»Mein Patenonkel? Nein.«

»Aber Sie sind immer viel bei ihnen?«

»Ja, sehr viel.«

»Na, ja, das meinte ich ja. Er scheint ein ganz netter alter Kerl zu sein, und ich glaube, er hat ganz flott gelebt. Er hat nicht umsonst die Gicht. Trinkt er noch immer täglich sein Fläschchen?« »Täglich sein Fläschchen? Nein! Wie kommen Sie darauf? Er ist sehr mäßig, und Sie glauben doch wohl nicht, daß er gestern abend dem Alkohol zugesprochen hat?« »Hilf Gott! Ihr Weiber denkt immer, ein Mann sei gleich betrunken. Ein Mann läßt sich doch

nicht von einer Flasche umwerfen. Über etwas bin ich ganz sicher - wenn jeder Mann täglich seine Flasche tränke, gäbe es nur halb soviel Unordnung auf der Welt wie jetzt. Es wäre für uns alle besser.«

»Das kann ich nicht glauben.«

»Oh, es wäre die Rettung vieler Tausender. In diesem Königreich wird nicht der hundertste Teil des Weines konsumiert, der heilsam wäre. Unser nebligtes Wetter erfordert so ein Heilmittel.«

»Und doch habe ich gehört, daß man in Oxford sehr viel Wein trinkt.« »Oxford! Ach, heutzutage wird in Oxford nicht mehr gezechet. Niemand trinkt dort. Es gibt keinen Mann, der mehr als seine zwei Flaschen trinkt. Neulich galt es zum Beispiel für etwas Außerordentliches, als bei einem Fest in meinen Räumen auf den Durchschnitt zweieinhalb Flaschen entfielen. Es wurde als etwas Ungewöhnliches angesehen. Und dabei habe ich einen besonders guten Stoff. In Oxford läßt sich nur schwer ein ähnlicher auftreiben, das können Sie glauben. Aber das vermittelt Ihnen gleichzeitig einen kleinen Eindruck von der allgemeinen Mäßigkeit.«

»Ja, das gibt mir allerdings ein Bild«, entgegnete Catherine warm, »und zwar weiß ich jetzt, daß Sie alle mehr Wein trinken, als ich für möglich gehalten habe. Aber James trinkt sicher nicht soviel.«

Diese Erklärung rief eine überwältigende, bis auf einige sich wiederholende Flüche nur schwer verständliche Entgegnung hervor. So behielt Catherine nach dem Redeschwall den verstärkten Eindruck, daß in Oxford sehr viel Wein getrunken werde und ihr Bruder sich glücklicherweise einiger Nüchternheit befleißige.

Hierauf wandten sich Thorpes Gedanken ausschließlich seinem Gefährt zu, und er forderte ihre gebührende Bewunderung für die Lebhaftigkeit und Freiheit seines Pferdes, für seinen Schritt und die ausgezeichnete Federung des Wagens. Sie folgte all seinen Lobpreisungen, so gut sie vermochte. Ihn zu übertreffen oder etwas hinzuzufügen war unmöglich. Seine Kenntnisse und ihre Unwissenheit über das Thema, seine Redegewandtheit und ihre mangelnde Selbstsicherheit benahmen sie jeder Kraft hierzu. Sie konnte nichts Neues zum Lobe vorbringen, aber um so geflissentlicher wurde sie zum Echo seiner Behauptungen. Und endlich war es zwischen ihnen entschieden, daß sein Gefährt das ausgezeichnetste seiner Art in ganz England sei, sein Wagen der hübscheste, sein Pferd das exquisiteste und er selbst der beste Fahrer. »Sie glauben doch nicht wirklich, Mr. Thorpe«, sagte Catherine nach einiger Zeit, als sie das Thema für abgeschlossen zu halten und eine kleine Wandlung in der Unterhaltung vorzuschlagen wagte, »daß James' Wagen zusammenbrechen wird?«

»Zusammenbrechen? O Herr! Haben Sie je solch einen Klapperkasten gesehen? An dem ganzen Wagen ist nicht ein ordentliches Stück Eisen. Die Räder sind wenigstens zehn Jahre alt, und den Kasten können Sie mit einer bloßen Berührung zerbrechen. Es ist das teuflischste kleine Spielzeug, das ich je sah. Gott sei Dank haben wir ein besseres. Ich würde für fünfzigtausend Pfund nicht zwei Meilen darin fahren.«

»Um des Himmels willen«, rief Catherine entsetzt, »dann lassen Sie uns bitte umkehren. Wenn James weiterfährt, wird er bestimmt einen Unfall erleiden. Lassen Sie uns umkehren! Mr. Thorpe, halten Sie an und sprechen Sie mit meinem Bruder, sagen Sie ihm doch, wie unsicher es ist.«

»Unsicher! Was bedeutet das schon! Sie werden nur hinausrollen, wenn er zusammenbricht. Und hier ist reichlich Schlamm - da fällt man weich. Verflucht, der Wagen ist sicher genug, wenn ein Mann ihn zu fahren versteht; ein solcher Wagen in guten Händen hält mindestens noch zwanzig Jahre, wenn er auch

ziemlich abgenutzt ist. Für fünf Pfund übernehme ich es, ihn nach York und zurück zu fahren, ohne auch nur einen Nagel zu verlieren.«

Catherine hörte ganz verblüfft zu; sie konnte zwei so ganz verschiedene Urteile über die gleiche Sache nicht in Einklang bringen, denn sie war nicht danach erzogen, einen Prahlhans zu verstehen; auch wußte sie nicht, zu welchen läppischen Beteuerungen und unverschämten Lügen übermäßige Eitelkeit einen Menschen treibt. Ihre Familie bestand aus einfachen, natürlichen Menschen, die selten einen Scherz machten. Ihr Vater verstieg sich höchstens zu einem Wortspiel und ihre Mutter zu einem Sprichwort. Folglich zählte es nicht zu ihren Gewohnheiten, sich durch Übertreibungen größeres Ansehen zu verschaffen oder in einem Augenblick etwas zu behaupten, um es im nächsten zu widerrufen. Bestürzt dachte sie über diese Angelegenheit eine Weile nach und war mehr als einmal versucht, von Mr. Thorpe eine klarere Darstellung seiner Ansichten zu fordern; aber sie hielt sich zurück, weil sie ihn einer klareren Schilderung für unfähig hielt. Und wenn sie dann noch in Betracht zog, daß er seine Schwester und seinen Freund nicht ohne Not einer Gefahr aussetzte, die er leicht verhindern konnte, so kam sie zu dem Schluß, der Wagen sei in Wirklichkeit sicher genug, und ängstigte sich nicht länger. Er schien die ganze Angelegenheit vergessen zu haben, und seine übrige Unterhaltung, oder vielmehr seine Rede, begann und endete mit seiner eigenen Person und seinen Angelegenheiten. Er sprach von Pferden, die er für ein Ei und Butterbrot erworben und für unglaubliche Summen wieder verkauft hatte; von Rennen, bei denen sein unfehlbares Urteil den Sieger vorhergesagt hatte; von Jagdgesellschaften, bei denen er trotz einer ungünstigen Stellung mehr Enten oder Rebhühner erlegt hatte als all seine Gefährten zusammen; er beschrieb besonders berühmte Fuchsjagden, wobei seine Geschicklichkeit und Voraussicht bei der Leitung der Hunde die Fehler der erfahrensten Jäger berichtigt hatten, und prahlte schließlich mit der Kühnheit seines Reitens, ohne dadurch sein eigenes Leben auch nur einen Augenblick gefährdet zu haben, wohingegen es den anderen ständig Schwierigkeiten bereitet und vielen sogar den Hals gekostet hätte.

Trotz Catherines geringer Urteilskraft und ihrer unsicheren Ansichten über die wünschenswerte Art eines Mannes konnte sie einen Zweifel über seinen Charakter nicht unterdrücken, während die Ergüsse seiner grenzenlosen Einbildung über sie hinströmten. Ein kühner Argwohn; denn er war doch Isabellas Bruder, und James hatte ihr versichert, sein Benehmen empfehle ihn jeder jungen Dame. Trotzdem flößte ihr seine Gegenwart sehr bald heftigen Widerwillen ein, und dieses Empfinden steigerte sich unaufhörlich. Als sie wieder in der Pulteney Street

anhielten, war sie in gewissem Maße dazu verleitet, seiner Autorität zu widerstehen und an seiner Fähigkeit, rechtes Glück zu vermitteln, zu zweifeln.

Isabella bekundete grenzenlose Überraschung, als sie bemerkte, daß es bereits zu spät sei, um ihre Freundin ins Haus zu begleiten. »Schon drei Uhr vorbei!« Es war unverständlich, unmöglich, unglaublich! Sie traute weder ihrer eigenen Uhr noch der ihres Bruders oder des Dieners, bezweifelte jede Versicherung, sei sie nun auf Vernunft oder Wahrheit begründet; doch als Morland seine Uhr herauszog, war die Wahrheit besiegelt. Hätte sie jetzt noch einen Augenblick länger gezweifelt, so wäre das ebenso unverständlich, unmöglich und unglaublich gewesen. Sie beteuerte nur immer von neuem, noch nie seien zwei und eine halbe Stunde so schnell verflogen und Catherine möge es bestätigen. Jedoch auch Isabella zuliebe konnte Catherine keine Unwahrheit sagen; aber dieser blieb der Kummer einer verneinenden Antwort erspart, weil sie auf keine Entgegnung wartete. Ihre eigenen Gefühle beanspruchten sie vollständig, und es dünkte ihr äußerst unerfreulich, sogleich nach Hause zu gehen. Seit Ewigkeiten hatte sie keinen Augenblick mehr unter vier Augen mit ihrer liebsten Catherine gesprochen, und obgleich sie ihr tausenderlei Dinge zu berichten hatte, schien sich alles gegen ein ruhiges Zusammensein zu verschwören. So verabschiedete sie sich von Catherine mit bekümmertem Lächeln und dem lachenden Auge tiefster Verzweiflung.

Mrs. Allen war soeben von all den kleinen Unwichtigkeiten des Morgens zurückgekehrt. Sie begrüßte die eintretende Catherine mit dem Ausruf: »Nun, liebes Kind, da bist du ja wieder!« -eine Wahrheit, die sie weder bestreiten wollte noch konnte - »und hoffentlich war es schön!«

»Ja, danke, Mrs. Allen. Wir hätten keinen schöneren Tag wählen können.« »Das meinte auch Mrs. Thorpe! Es freute sie sehr, daß ihr alle zusammen gefahren seid.« »Sie haben Mrs. Thorpe getroffen?«

»Ja, ich traf sie in der Brunnenhalle, und wir unterhielten uns lange. Sie sagte, heute morgen sei auf dem Markt kaum Kalbfleisch zu haben gewesen, es sei ungewöhnlich knapp.«

»Haben Sie sonst noch Bekannte getroffen?«

»Ja, wir gingen den Crescent hinauf und trafen Mrs. Hughes, und in ihrer Begleitung Mr. und Miß Tilney.«

»Wirklich? Und sprachen Sie auch miteinander?«

»Ja, wir sind wohl eine halbe Stunde über den Crescent gebummelt. Es scheinen sehr freundliche Menschen zu sein. Miß Tilney trug ein reizendes getupftes

Musselinkleid, und soweit ich gehört habe, kleidet sie sich immer sehr hübsch. Mrs. Hughes erzählte mir eine ganze Menge von der Familie.«

»Und was hat sie Ihnen von den beiden erzählt?«

»Oh, sehr viel, sie sprach kaum von etwas anderem.«

»Hat sie Ihnen auch gesagt, aus welcher Gegend von Gloucestershire sie kommen?« »Jawohl, doch es will mir im Augenblick nicht einfallen. Aber sie stammen aus einer sehr guten Familie und sind überaus reich. Mrs. Tilney ist eine geborene Drummond, und sie und Mrs. Hughes waren Schulgefährtinnen. Miß Drummond hatte ein großes Vermögen und erhielt eine Mitgift von zwanzigtausend Pfund und fünfhundert für die Hochzeitskleider. Mrs. Hughes sah alle diese Kleider, als sie von der Schneiderin kamen.«

»Sind die Eltern der Tilneys denn auch in Bath?« »Ja, ich glaube wohl, doch ich bin dessen nicht ganz sicher. Wenn ich genauer nachdenke, scheint es mir, als wären sie beide tot - wenigstens die Mutter. Ja, ich entsinne mich, Mrs. Tilney ist tot; denn Mrs. Hughes erzählte mir, Mr. Drummond habe seiner Tochter am Hochzeitstage einen kostbaren Perlenschmuck überreicht, den jetzt Miß Tilney besitze, er wurde für sie aufgehoben beim Tode ihrer Mutter.«

»Und ist Mr. Tilney, mein Tänzer, der einzige Sohn?« »Das kann ich nicht ganz bestimmt sagen, mein liebes Kind, aber ich habe so das Gefühl. Auf jeden Fall sagt Mrs. Hughes, er sei ein sehr feiner junger Mann und berechtige zu großen Hoffnungen.«

Catherine fragte nicht weiter; von Mrs. Allen war doch nicht mehr zu erfahren. Welch Mißgeschick, solch ein Zusammentreffen mit den Tilneys zu versäumen! Hätte sie es vorhergesehen, so wäre sie nie zu einer Ausfahrt mit anderen Menschen zu bewegen gewesen. Sie konnte nur ihr Mißgeschick beklagen, über das Verpaßte nachdenken und gleichzeitig feststellen, daß der Ausflug keineswegs sonderlich erfreulich und John Thorpe selbst höchst unangenehm gewesen

## **Zehntes Kapitel**

Am Abend trafen sich die Allens, Thorpes und Morlands im Theater, und da Isabella und Catherine zusammensaßen, bot sich ersterer endlich Gelegenheit, ein paar der tausenderlei Dinge zu erörtern, die sie während der unermeßlich langen Trennung für eine vertraute Aussprache gesammelt hatte. »O meine liebste Catherine, habe ich dich endlich wieder?« Mit diesem Ausruf begrüßte sie

Catherine, als diese die Loge betrat und sich an ihrer Seite niederließ. »Nun, Mr. Morland« - denn dieser saß zu ihrer Linken -, »jetzt werde ich wohl den ganzen Abend keinen Ton mehr mit Ihnen sprechen, also, bitte, erwarten Sie auch nichts von mir. - Mein Süßes, wie ist es dir denn in dieser ganzen langen Zeit ergangen? Aber ich brauche gar nicht erst zu fragen, denn du siehst reizend aus. Du hast dein Haar wirklich noch entzückender aufgesteckt als sonst. Du Hinterhältige, du, willst du alle Aufmerksamkeit auf dich ziehen? Mein Bruder hat sich ohnehin schon in dich verliebt; und Mr. Tilney – aber das steht ja fest: sogar deine Bescheidenheit kann an seiner Zuneigung nicht mehr zweifeln. Seine Rückkehr nach Bath macht es nur zu deutlich. Oh, was gäbe ich darum, ihn zu sehen! Ich bin wirklich ganz wild vor Ungeduld. Meine Mutter hält ihn für den reizendsten jungen Mann der Welt. Weißt du, sie traf ihn heute morgen. Du mußt ihn mir unbedingt vorstellen. Ist er auch im Theater? Schau dich noch schnell nach ihm um! Ach, ich brenne darauf, ihn zu sehen!«

»Nein, er ist nicht hier«, entgegnete Catherine, »ich kann ihn nirgendwo entdecken.« »Oh, entsetzlich! Soll ich ihn denn niemals kennenlernen? Wie gefällt dir mein Kleid? Ich finde es nicht allzu häßlich. Die Ärmel sind meine eigene Idee. Weißt du übrigens, daß ich Bath so leid bin? Dein Bruder und ich haben heute morgen festgestellt, wir möchten um alles Geld der Welt hier nicht leben, obwohl ein Aufenthalt von ein paar Wochen ganz nett ist. Wir fanden sogleich heraus, daß unser Geschmack in der Vorliebe für das Landleben auf ein Haar übereinstimmt. Wirklich, wir waren so einer Meinung, daß es geradezu erstaunlich ist. Es gab nicht einen Punkt, über den wir gestritten hätten. Welch ein Glück, daß du nicht dabei warst; denn du bist so ein spöttisches Ding und hättest sicher irgendeine komische Bemerkung darüber gemacht!«

»Das hätte ich bestimmt nicht getan.«

»O doch, sicherlich; ich kenne dich besser als du dich selbst. du würdest gesagt haben, daß wir füreinander bestimmt seien oder solchen Unsinn, und das hätte mich furchtbar verlegen gemacht. Um die Welt hätte ich dich nicht dabei haben mögen.«

»Du tust mir unrecht. Eine derartig unpassende Bemerkung hätte ich nicht gemacht; außerdem wäre mir solch ein Gedanke überhaupt nicht gekommen.«

Isabella rang sich ein ungläubiges Lächeln ab und unterhielt sich für den Rest des Abends mit James.

Catherine hatte ihren Entschluß, eine Begegnung mit Miß Tilney herbeizuführen, auch am nächsten Morgen nicht aufgegeben und schwebte bis zum Aufbruch zur

Brunnenhalle in ständiger Angst, noch einmal verhindert zu werden. Aber es ergab sich kein Zwischenfall, und kein Besucher hielt sie zurück. Rechtzeitig begab man sich zur Brunnenhalle. Mr. Allen trank sein Wasser und gesellte sich dann zu einigen Herren, um die Politik des Tages zu erörtern und die verschiedenen Zeitungsberichte zu besprechen. Derweil schlenderten die Damen umher und entdeckten sofort jedes neue Gesicht und fast jeden neuen Hut. Dann wurde auch der weibliche Teil der Familie Thorpe in Begleitung von James Morland in der Menge sichtbar, und Catherine nahm ihren üblichen Platz an Isabellas Seite ein. James, der ihr auf Schritt und Tritt folgte, hielt die andere Seite. Sie trennten sich von der übrigen Gesellschaft und wandelten schon eine Weile umher, ehe Catherine sich ihrer nicht gerade glücklichen Lage zwischen Freundin und Bruder bewußt wurde, deren Aufmerksamkeit sie nur in sehr geringem Maße auf sich ziehen konnte. Die beiden waren abwechselnd in sentimentale Unterhaltung oder lebhaften Streit vertieft; aber alles ging nur flüsternd oder mit Kaskaden von Gelächter vor sich, so daß Catherine von der Unterhaltung nichts auffing und darum auch keinen Einwurf machen konnte, obwohl beide Teile sie sehr häufig um ihre Meinung befragten. Endlich ergab sich die Möglichkeit, sich von Isabella freizumachen, unter dem Hinweis auf Miß Tilney, die soeben mit Mrs. Hughes die Halle betrat. Mit größerer Entschlossenheit als ihr der Mut wahrscheinlich ohne die Enttäuschung des Vortages gestattet hätte, steuerte sie auf Miß Tilney zu, wurde mit ausgesuchter Höflichkeit empfangen und brachte einige Schmeicheleien an, die mit gleicher Gutmütigkeit zurückgegeben wurden. Sie plauderten miteinander, solange ihre Angehörigen in der Brunnenhalle blieben; und obgleich aller Wahrscheinlichkeit nach jede ihrer Bemerkungen mindestens tausendmal in jeder Saison in Bath unter diesem Dach vorgebracht wurde, war es zumindest ein Verdienst, sie einfach aufrichtig und ohne Überheblichkeit auszusprechen.

»Wie gut Ihr Bruder tanzt!« rief Catherine ganz impulsiv gegen Ende ihrer Unterhaltung aus, worauf ihre Gefährtin sie überrascht und erheitert anblickte.

»Henry?« erwiderte sie lächelnd. »Ja, er tanzt sehr gut.« »Er hat es gewiß sehr merkwürdig gefunden, daß ich neulich abends vergeblich war, obgleich ich auf meinem Stuhl saß. Aber ich war wirklich schon von Mr. Thorpe morgens zum Tanz aufgefordert worden.« Miß Tilney konnte sich nur verneigen. Catherine fuhr nach kurzem Schweigen fort: »Ich war erstaunt, Ihren Bruder wiederzusehen, da ich annahm, er sei endgültig abgereist.«

»Als Henry das Vergnügen hatte, Sie kennenzulernen, weilte er nur in Bath, um uns eine Unterkunft zu suchen.« »Darauf wäre ich nie gekommen! Und da ich ihn

nirgendwo entdeckte, glaubte ich, er sei abgereist. War die junge Dame, mit der er am Montag tanzte, nicht eine Miß Smith?«

»Ja, eine Bekannte von Mrs. Hughes.«

»Sie schien sehr glücklich über den Tanz zu sein. Finden Sie das junge Mädchen hübsch?« »Nein, nicht sehr.«

»Er kömmt wohl nie in die Brunnenhalle?«

»Doch, manchmal; aber heute morgen ist er mit meinem Vater ausgeritten.« Mrs. Hughes trat zu ihnen und fragte Miß Tilney, ob man aufbrechen solle. »Hoffentlich begegnen wir einander bald wieder«, sagte Catherine. »Kommen Sie morgen auch zum KotillonBall?«

»Vielleicht - ja, ich glaube es bestimmt.«

»Oh, das freut mich, denn wir werden auch alle dort sein.« Nachdem diese Höflichkeit gebührend erwidert war, trennte man sich - Miß Tilney mit einem guten Einblick in die Gefühle ihrer neuen Bekannten und Catherine ohne den geringsten Argwohn, so viel preisgegeben zu haben.

Sie ging sehr beglückt nach Hause. Der Morgen hatte alle Hoffnungen erfüllt, und der Abend des kommenden Tages bot die Aussicht auf zukünftiges Glück. Welches Kleid und welchen Kopfputz sollte sie bei dem Ball tragen? Natürlich wird keines ihrer Schönheit völlig gerecht! Das Kleid ist immer nur ein oberflächlicher Schmuck, und je mehr Kunst man darauf verwendet, um so eher verfehlt man sein Ziel. Catherine wußte das sehr wohl; erst Weihnachten hatte ihre Großtante sie darüber belehrt, und doch lag sie am Mittwochabend zehn Minuten schlaflos in ihrem Bett und erwog, ob sie das getupfte oder das gestickte Musselinkleid anziehen solle; denn nur die Kürze der Zeit hinderte sie daran, sich ein neues Kleid zu beschaffen.

Das wäre jedoch ein großer und nicht ungewöhnlicher Mißgriff gewesen, vor dem sie eher ein Angehöriger des anderen Geschlechtes, eher ein Bruder als eine Großtante hätte warnen können, denn nur Männer sind sich ihrer Unempfindlichkeit gegenüber einer neuen Toilette voll bewußt. Das Herz eines Mannes wird nur wenig von etwas Kostbarem oder Neuem in der weiblichen Kleidung beeinflußt und ist gleicherweise unempfindlich gegen die Feinheit des Musselins wie gegen die Weichheit von getupftem oder geblütem Mull oder Jakonet. Eine Frau schmückt sich nur zur eigenen Freude. Kein Mann wird sie mehr darum bewundern, keine Frau sie höher schätzen. Gefälliger und erlesener Stil genügen für ihn, und der Nebenbuhlerin macht sie sich durch ein wenig

Schäbigkeit und Geschmacklosigkeit nur angenehm. Aber keine dieser schwerwiegenden Überlegungen störte Catherines Ruhe.

Am Donnerstag abend betrat sie den Ballsaal mit ganz anderen Gefühlen als am vergangenen Montag. Damals hatte sie frohlockt, weil Mr. Thorpe sich bereits vorgemerkt hatte, jetzt war sie streng darauf bedacht, sich seinen Blicken und seiner Aufforderung zu entziehen. Obgleich sie zwar nicht hoffen durfte, daß Mr. Tilney sie zum dritten Male zum Tanz bitten würde, kreisten doch ihre Wünsche, Träume und Gedanken um nichts Geringeres. Jede Frau wird in diesem kritischen Augenblick Anteilnahme für meine Heldin empfinden, denn diese Art Erregung wird ihr nicht fremd sein. Man hat gewiß schon in der Gefahr geschwebt oder sich doch wenigstens in ihr gewähnt, von einem Menschen verfolgt zu werden, den man zu meiden sucht, so wie einem an den Aufmerksamkeiten eines Wesens gelegen hat, dem man zu gefallen wünscht. Mit Thorpes Eintreffen begann Catherines Qual. Davor zitternd, John Thorpe könne sich ihr nähern, wich sie seinem Blick aus, und wenn er sie ansprach, überhörte sie es. Der Kotillon war vorbei, die Volkstänze begannen, aber von den Tilneys war noch immer nichts zu sehen. »Mach dir keine Sorge, liebe Catherine«, flüsterte ihr Isabella zu, »wenn ich trotzdem wieder mit deinem Bruder tanze. Es ist ja eigentlich wirklich ungehörig, und ich sage immer wieder, er müsse sich schämen, aber du und John müßt uns zur Seite stehen. John ist zwar gerade fort, aber er wird im Augenblick zurück sein. Komm uns also bald nach!«

Ohne Catherines Antwort abzuwarten, entfernte man sich. John Thorpe war immer noch in Sicht, und Catherine hielt sich bereits für verloren. Um aber nicht den Eindruck zu erwecken, als beobachte oder erwarte sie ihn, heftete sie die Augen fest auf ihren Fächer, als sie sich plötzlich angesprochen fühlte. Es war Mr. Tilney höchst leibhaftig, und er bat sie zum Tanz. Mit sprühenden Augen, lebhafter Bereitwilligkeit und angenehmer Erregung im Herzen entsprach sie dieser Bitte, froh, John Thorpe nun doch entwischt zu sein, und außerdem so unmittelbar nach der Begrüßung von Mr. Tilney aufgefordert zu werden, als habe er sie mit Vorbedacht gesucht - ein größeres Glück konnte das Leben nicht bieten.

Sie hatten kaum die Tanzfläche erreicht, als John Thorpe hinter ihr stand und ihre Aufmerksamkeit beanspruchte. »Holla! Miß Morland! Was soll das heißen? Ich denke, wir beide tanzen zusammen?«

»Das überrascht mich, denn Sie haben mich bisher nicht aufgefordert.« »Das ist ein guter Witz, beim Zeus! Ich bat Sie schon beim Betreten des Saals um den Tanz.

Das ist ein verdammt schlechter Scherz! Ich bin nur hierhergekommen, um mit Ihnen zu tanzen, und glaubte fest, Sie hätten mir den Tanz schon seit Montagabend zugesagt. Ja, ich entsinne mich noch, ich bat Sie darum, als Sie im Vestibül auf Ihren Mantel warteten. Und jetzt habe ich allen meinen Bekannten erzählt, ich würde mit dem hübschesten Mädchen im Saal tanzen. Wenn man Sie jetzt mit einem anderen tanzen sieht, wird man mich schön verhöhnen.«

»Das befürchte ich nicht! Nach der Beschreibung werden sie nie auf mich kommen.« »Beim Himmel, dann werde ich diese Holzköpfe aus dem Saal befördern. Und mit welchem Burschen tanzen Sie?« Catherine befriedigte seine Neugier. »Tilney«, wiederholte er. »Hm -kenne ich nicht. Hat eine gute Figur, der Mann - ganz ordentlich beisammen. Braucht er ein Pferd? Ein Freund von mir, Sam Fletcher, hat eins zu verkaufen, das jedem gefallen muß. Ein anerkannt gutes Tier für die Landstraße - nur vierzig Guineen. Ich wollte es für mich erwerben; denn es gehört zu meinen Gepflogenheiten, jedes gute Pferd zu kaufen, das mir unter die Augen kommt. Aber es paßt nicht für meine Zwecke. Es eignet sich nicht fürs Gelände. Für ein wirklich gutes Jagdpferd würde ich alles bieten. Ich habe jetzt drei von der Sorte, die besten aller Zeiten. Nicht um achthundert Guineen sind sie mir feil. Fletcher und ich wollen uns in der nächsten Saison in Leicestershire ein Haus mieten; in einem Gasthof ist es so verflucht ungemütlich.«

In eben diesem Augenblick wurde er von dem unwiderstehlichen Druck einer langen Damenkette fortgeschwemmt. Jetzt hatte Mr. Tilney Catherine wieder. »Noch eine halbe Minute länger, und dieser Herr hätte mich um meine Geduld gebracht!« sagte er. »Er hat nicht das geringste Recht, Ihre Aufmerksamkeit von mir abzulenken, nachdem wir einen Vertrag über gegenseitige Freundlichkeit für den heutigen Abend abgeschlossen haben. All unsere Freundlichkeit gehört für die genannte Zeit nur uns beiden, und niemand darf sich einem von uns aufdrängen, ohne die Rechte des anderen zu schmälern. Ich betrachte den Volkstanz als ein Abbild der Ehe. Treue und Entgegenkommen sind die Hauptpflichten der Partner. Und Männer, denen es nicht einfällt, selbst zu tanzen oder zu freien, haben mit den Tänzerinnen oder Ehefrauen ihrer Nachbarn nichts zu schaffen.«

»Aber das ist doch etwas ganz anderes.«

Sie meinen, es lasse sich nicht vergleichen?«

»Sicher nicht. Menschen, die einander heiraten, können sich nie wieder trennen. Sie müssen zusammenhalten. Beim Tanz aber steht man in einem langen Saal nur für eine halbe Stunde einander gegenüber.«

»Das also ist Ihre Definition von Ehe und Tanz. In dem Licht betrachtet, hat es keine Ähnlichkeit; aber ich vermag es Ihnen doch in ein anderes Blickfeld zu rücken. Sie werden zugeben, in beiden Fällen genießt der Mann das Glück der Wahl, die Frau kann nur annehmen oder ablehnen. In beiden Fällen handelt es sich um eine Abmachung zwischen Mann und Frau, die zu beider Vorteil dienen soll. Und sobald beide darauf eingegangen sind, gehören sie bis zu dem Zeitpunkt der Auflösung ausschließlich zueinander. Beide sollen dem anderen keinen Anlaß zu dem Wunsch bieten, anders gewählt zu haben. Ebenso dient es zu ihrem eigenen Besten, sich nicht mit den Vollkommenheiten des Nachbarn zu befassen oder sich einzubilden, mit einem anderen besser gefahren zu sein. Geben Sie das alles zu?«

»Ja, Ihrer Feststellung nach hört sich das ganz schön an; aber dennoch sind beide Fälle so verschieden. Ich kann sie wirklich nicht in gleichem Licht betrachten oder den gleichen Pflichten unterwerfen.«

»In einer Hinsicht besteht natürlich ein Unterschied. In der Ehe erwartet man von dem Mann, daß er sich um den Lebensunterhalt bemüht, während die Frau das Heim behaglich macht; er muß sorgen, und sie soll lächeln. Beim Tanz sind die Pflichten vertauscht. Freundlichkeit und Entgegenkommen werden von ihm erwartet, während sie für den Fächer und das Lavendelwasser zu sorgen hat. Ich nehme an, daß Sie auf diesen Unterschied zielten, als Ihnen die Bedingungen nicht vergleichbar erschienen.«

»Nein, daran habe ich wirklich nicht gedacht.«

»Dann bin ich am Ende meiner Klugheit. Etwas muß ich zwar noch bemerken. Ihre Einstellung beängstigt mich beinahe. Sie lehnen jede Übereinstimmung der Verpflichtungen ab. Muß ich daraus nicht folgern, daß Ihre Anschauungen über die Pflichten nicht so streng sind, wie Ihr Partner wünschen möchte? Muß ich nicht mit Recht befürchten, der Herr, mit dem Sie soeben sprachen, könne zurückkehren oder irgendein anderer Sie ansprechen und Sie würden unbeirrt mit ihm plaudern, solange es Ihnen beliebt?«

»Mr. Thorpe ist ein guter Freund meines Bruders. Ich kann ihn nicht übergehen, wenn er sich an mich wendet. Aber sonst sind kaum drei junge Männer hier, die ich kenne.« »Ist das meine ganze Sicherheit? Traurig, traurig!« »Eine bessere können Sie eigentlich nicht wünschen; denn da ich niemand kenne, kann ich ja auch mit niemand sprechen. Und außerdem will ich es gar nicht.«

»Endlich eine Sicherheit, die der Rede wert ist! Ich werde guten Mutes fortfahren. Gefällt Ihnen Bath immer noch so gut wie damals, als ich zum erstenmal die Ehre hatte, diese Frage an Sie zu richten?«

»O ja! - Sogar noch besser.«

»Noch besser? Versäumen Sie nicht den rechten Zeitpunkt, seiner überdrüssig zu werden! Nach Ablauf von sechs Wochen müßten Sie es überhaben.«

»Ich glaube, das tritt nicht ein, und sollte ich sechs Monate hier bleiben.« »Bath bietet im Vergleich mit London wenig Abwechslung, das stellt alle Welt in jedem Jahr aufs neue fest. Nun, für sechs Wochen ist Bath ganz unterhaltsam; aber darüber hinaus der langweiligste Ort auf der Welt. Solche Aussprüche können Sie regelmäßig jeden Winter von Leuten hören, die nach zehn oder zwölf Wochen endlich nach Hause fahren, weil ein längerer Aufenthalt ihre Mittel übersteigt.«

»Nun, das müssen diese Leute ja selbst wissen, und wer in London lebt, hält vielleicht nichts von Bath. Aber ich lebe zurückgezogen in einem kleinen Dorf und kann einen Ort wie Bath niemals eintönig finden. Diese Vielfalt von Vergnügungen und täglichen Abwechslungen finde ich zu Hause nicht.«

»Lieben Sie das Landleben nicht?«

»O doch! Ich habe immer dort gelebt und bin immer sehr glücklich gewesen. Dennoch bringt das Landleben mehr Eintönigkeit als das Leben in Bath. Dort gleicht ein Tag dem anderen.«

»Aber man kann seinen Tag doch so viel nutzbringender einteilen.«

»Meinen Sie?«

»Finden Sie es denn nicht?«

»Ich glaube, es besteht kein großer Unterschied.«

»Hier leben Sie doch nur Ihren Vergnügungen.«

»Ja, aber zu Hause auch - ich habe deren nur nicht so viel. Hier wie dort gehe ich spazieren. Aber hier treffe ich so viel verschiedene Menschen, und dort kann ich nur Mrs. Allen besuchen.« Mr. Tilney war sehr belustigt. »Nur Mrs. Allen besuchen!« wiederholte er. »Welch geistige Armut! Wenn Sie jedoch wieder in diesem Abgrund versinken, werden Sie etwas zu erzählen haben. Sie können von Bath sprechen und vor allem, was Sie hier getrieben haben.« »O ja! Jetzt wird es mir nie wieder an Gesprächsstoff mit Mrs. Allen oder sonst jemand fehlen. Ich werde, glaube ich, immer von Bath sprechen, wenn ich wieder zu Hause bin - darauf freue ich mich schon. Wenn ich nur Papa und Mama und all die anderen hier haben könnte! Dann wäre ich zu glücklich! Daß uns James, mein ältester Bruder, überraschte, war schon eine Freude, zumal es sich herausgestellt hat, daß

er längst mit der Familie befreundet ist, an die wir uns hier so eng angeschlossen haben. Ach, wer kann Baths überdrüssig werden!«

»Die gewiß nicht, die so viel frisches Empfinden mitbringen wie Sie. Aber Papas und Mamas und Brüder und vertraute Freunde gibt es für die kaum noch, die regelmäßig nach Bath kommen. Sie sind zu solch ehrlicher Freude an Bällen, Schauspielen und den Vorgängen des Tages nicht mehr empfänglich.«

Hiermit schloß ihre Unterhaltung, denn der Tanz stellte zu gebieterisch seine Anforderungen. Als sie das untere Ende des Saales erreicht hatten, bemerkte Catherine, daß sie sehr aufmerksam beobachtet wurde von einem Herrn, der unmittelbar hinter ihrem Tänzer unter den Zuschauern stand. Er war ein sehr schöner Mann, von gebieterischem Aussehen, schon über die Blüte, aber nicht über die Kraft des Mannesalters hinaus. Während er seine Augen immer noch auf sie heftete, redete er Mr. Tilney mit vertrautem Geflüster an. Verwirrt durch diese Beachtung und errötend aus Furcht, es sei durch irgend etwas Unpassendes in ihrer Erscheinung erregt worden, wandte sie sich ab. Darüber trat der Herr zurück, und ihr Tänzer näherte sich ihr wieder: »Ich sehe, Sie haben erraten, wonach ich soeben gefragt wurde. Der Herr kennt Ihren Namen, und Sie haben ein Recht, den seinen zu erfahren: Es ist General Tilney, mein Vater.« Catherine konnte nur »oh!« sagen, aber dieses »Oh« drückte alles aus. Ihr Auge folgte mit

wirklicher Anteilnahme und großer Bewunderung dem General, als er durch die Menschenmenge schritt, und sie dachte: >Was für eine hübsche Familie!< Eine neue Quelle des Glücks entsprang ihr vor Ablauf des Abends aus einer Unterhaltung mit Miß Tilney. Sie hatte in Bath noch keinen Spaziergang durch die Felder gemacht. Miß Tilney kannte alle üblichen Ausflugsziele und sprach davon in Ausdrücken, die Catherines Verlangen danach weckten. Als sie die Befürchtung aussprach, es würde niemand mit ihr gehen, schlugen Bruder und Schwester einen der nächsten Vormittage zu einem gemeinsamen Spaziergang vor. »Mit dem größten Vergnügen«, rief sie. »Bitte, wir wollen es nicht aufschieben -lassen Sie uns schon morgen aufbrechen.« Man stimmte bereitwilligst bei, mit der einzigen Einschränkung Miß Tilneys, falls es nicht regne. Gegen zwölf Uhr würde man Catherine in der Pulteney Street abholen; und mit dem Hinweis: »Vergessen Sie nicht, um zwölf Uhr«, verabschiedete man sich.

Von ihrer vertrauten Freundin Isabella, deren Treue und Wert Catherine vierzehn Tage lang genossen hatte, erblickte sie den ganzen Abend kaum etwas. Obgleich es sie drängte, Isabella mit ihrem Glück bekannt zu machen, beugte sie sich bereitwilligst Mr. Allens Wunsch, ziemlich früh nach Hause zu gehen. Das Herz in ihrer Brust hüpfte wie sie selbst im Wagen auf der Heimfahrt.

## Elftes Kapitel

Der Morgen wirkte trüb, und die Sonne machte nur geringe Anstrengungen; aber Catherine deutete es günstig. Ein leuchtender Morgen so früh im Jahr, meinte sie, verwandele sich häufig in einen regnerischen Tag, dagegen kündige ein wolkiger Morgen oft Aufheiterung an. Sie wandte sich an Mr. Allen, um eine Bestätigung ihrer Hoffnungen; aber er lehnte eine feste Zusage auf Sonnenschein ab, da er nicht sein Barometer bei sich habe. Nun richtete sie sich an Mrs. Allen, deren Ansicht etwas versprechender war. Sie zweifelte keineswegs daran, daß es ein wunderschöner Tag würde, wenn sich nur die Wolken verziehen wollten und die Sonne hervorkäme.

Gegen elf Uhr jedoch bemerkten Catherines aufmerksame Augen ein paar winzige Regentropfchen. »O du liebe Zeit, ich glaube, es wird doch regnen«, brach es in verzweifelterm Ton aus ihr hervor.

»Ich habe es mir ja gedacht«, sagte Mrs. Allen.

»Und keinen Spaziergang heute«, seufzte Catherine; »aber vielleicht wird es nicht so schlimm, oder es hört vor zwölf wieder auf.«

»Vielleicht, vielleicht; aber dann wird es schmutzig sein, liebes Kind.« »Oh, das ist gleichgültig; Schmutz stört mich nicht.«

»Nein«, erwiderte ihre Freundin in Gemütsruhe, »ich weiß, daß dir der Schmutz nichts ausmacht.«

Nach einer Pause meinte Catherine: »Es regnet schlimmer und schlimmer«, und sie sah aufmerksam aus dem Fenster. »Ja, wirklich! Wenn es so weiter regnet, werden die Straßen recht naß sein.«

»Vier Schirme sind schon aufgespannt. Wie ich den Anblick eines Schirmes hasse! Und dabei sah es heute morgen so schön aus! Ich war überzeugt, es würde trocken bleiben.«

»Das hätte jeder geglaubt. Wenn es den ganzen Morgen regnet, wird die Brunnenhalle leer sein. Hoffentlich zieht Mr. Allen seinen schweren Mantel an, wenn er ausgeht; wahrscheinlich wird er sich nicht dazu verstehen, denn er trägt ihn nicht gern. Es wundert mich eigentlich, daß er ihn nicht mag, auf mich wirkt er so behaglich.«

Es regnete weiter - inständig, wenn auch nicht stark. Alle fünf Minuten ging Catherine zur Uhr und drohte jedesmal, die ganze Sache als hoffnungslos

aufzugeben, wenn es noch fünf Minuten länger regne. Die Uhr schlug zwölf, und es regnete immer noch. »Ihr werdet nicht gehen können, liebes Kind.«

»Ich verzweifle noch nicht ganz. Vor Viertel nach zwölf gebe ich die Sache nicht verloren. Dann klart es gewöhnlich auf. Jetzt sieht es schon ein wenig heller aus. So, jetzt ist es zwanzig Minuten nach zwölf, nun gebe ich es endgültig auf. Oh, wenn wir doch hier solch ein Wetter hätten wie im >Udolpho< oder wenigstens wie in Toskana oder Südfrankreich in der Nacht, als der arme St. Aubin starb! Solch köstliches Wetter!«

Gegen halb eins, als Catherine ihre sorgfältige Wetterbeobachtung eingestellt hatte und eine Besserung nicht mehr von Nutzen war, klarte sich der Himmel freiwillig auf. Ein Sonnenstrahl überraschte sie förmlich; sie blickte sich um, die Wolken teilten sich, und sie ging zum Fenster zurück, um den glücklichen Vorgang zu ermuntern. In den nächsten zehn Minuten wurde es offenbar, daß der Nachmittag sonnig würde, was Mrs. Allens Ansicht rechtfertigte, die »immer an ein Aufklaren geglaubt hatte«. Aber ob Catherines Freunde sich noch einfinden würden oder ob es nicht doch für Miß Tilneys Unternehmungsgeist zuviel geregnet hatte, das blieb dahingestellt. Mrs. Allen war es zu schmutzig, ihren Mann zur Brunnenhalle zu begleiten. Also machte er sich allein auf den Weg. Während Catherine ihm nachblickte, wurde ihre Aufmerksamkeit auf die gleichen beiden offenen Wagen mit den gleichen drei Insassen gelenkt, die sie vor ein paar Tagen überrascht hatten.

»Isabella, James und Mr. Thorpe kommen da unten! Ob sie mich abholen wollen? Aber ich fahre nicht mit ihnen. Das kann ich wirklich nicht; denn Miß Tilney kann immer noch erscheinen.« Mrs. Allen gab das zu. John Thorpe erschien kurz darauf, seine Stimme jedoch erreichte sie noch früher, denn bereits auf der Treppe rief er, Miß Morland möchte sich beeilen. »Sputen Sie sich, beeilen Sie sich!« Mit diesem Ruf riß er die Tür auf. »Setzen Sie sofort Ihren Hut auf! Schnell, schnell. Wir fahren nach Bristol. - Wie geht es Ihnen, Mrs. Allen?«

»Nach Bristol? Ist das nicht recht weit? Aber trotzdem kann ich heute nicht mitfahren, denn ich bin verabredet; ich erwarte jeden Augenblick ein paar Freunde.« Das wurde selbstverständlich sogleich als unzureichende Ausrede niedergeschrien und Mrs. Allen zu Hilfe gerufen. Auch die beiden ändern fanden sich zur Unterstützung ein. »Süßeste Catherine, ist es nicht entzückend? Es wird bestimmt eine himmlische Fahrt! Dieser Plan ist deinem Bruder und mir zu danken. Er blitzte beim Frühstück einfach durch unsere Gedanken, gleichzeitig möchte ich fast behaupten. Ohne diesen abscheulichen Regen wären wir schon vor zwei Stunden aufgebrochen. Aber es nichts, wir haben gerade helle Mondnächte,

da geht es wunderschön. Oh, der Gedanke an Landluft und Ruhe begeistert mich - es ist doch viel schöner als das Tanzen in dem kleinen Saal. Wir fahren gleich bis Clifton und essen dort, danach geht es weiter nach Kingsweston, wenn die Zeit noch reicht.«

»Soviel werden wir nicht schaffen«, meinte Morland. ; »Ach, wir können noch zehnmal mehr unternehmen!« rief Thorpe. »Kingsweston! Ja, und auch Schloß Blaize und was uns sonst noch am Wege liegt. Aber deine Schwester will nicht mitkommen, James.«

»Schloß Blaize?« rief Catherine.

»Ja, der schönste Ort Englands! Dafür lohnen sich schon fünfzig Meilen.« »Was, ist es wirklich ein Schloß; ein altes Schloß?«

»Das älteste im Königreich!«

»Aber sieht es auch so aus, wie es in den Büchern steht?«

»Jawohl - genau so.«

»Mit Türmen und langen Wehrgängen? Dann möchte ich es sehen! Aber ich kann nicht - ich darf nicht mitfahren.«

»Nicht mitkommen? Liebes, was soll das heißen?«

»Es ist unmöglich, weil...« sie blickte vor sich nieder, da sie Isabellas Lächeln fürchtete, »weil ich Miß Tilney und ihren Bruder erwarte, sie wollen mich zu einem weiten Spaziergang abholen. Sie versprachen, um zwölf Uhr zu kommen, aber da regnete es. Da es so schön ist, werden sie sicher bald hier sein.«

»Bestimmt nicht«, rief Thorpe; »denn als wir in die Broad Street einbogen, sah ich sie. Führt er nicht einen Phaeton mit Kastanienbraunen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Aber ich weiß es genau. Ich sah ihn ja soeben. Sie sprechen doch von dem Mann, mit dem Sie gestern abend tanzten, nicht wahr?«

»Ja.«

»Nun, er bog vor einem Augenblick in die Landsdown Chaussee. Er hatte ein fesches Mädchen bei sich.«

»Ist das wahr?«

»Ja, bei meiner Seele - ich erkannte ihn sofort. Übrigens hatte er ein paar sehr hübsche Tiere.« »Das ist sehr merkwürdig! Vermutlich war es ihnen für einen Spaziergang zu schmutzig.« »Natürlich, denn es starrt ja vor Schmutz. Spaziergehen! Es ist den ganzen Winter über noch nicht so schmutzig gewesen. Der Schlamm reicht überall bis über die Knöchel.« Isabella unterstrich das. »Meine liebe Catherine, du machst dir von dem Schmutz keine Vorstellung! Du mußt mit uns fahren; jetzt kannst du es nicht mehr abschlagen.« »Ich möchte das Schloß ja gern sehen; aber kann man es auch überall besichtigen? Können wir jede Treppe hinaufgehen? In jede Zimmerflucht?«

»Aber natürlich!«

»Vielleicht sind sie nur für eine Stunde ausgefahren, bis es trockener ist, und kommen dann doch noch?«

»Seien Sie unbesorgt, die Gefahr besteht nicht, denn ich hörte, wie Tilney einem vorüberreitenden Herrn zurief, sie führen bis zum WickFelsen.«

»Dann komme ich mit. Soll ich, Mrs. Allen?«

»Wie du willst, liebes Kind.«

»Mrs. Allen, Sie müssen ihr gut zureden«, riefen alle drei, und Mrs. Allen war dagegen nicht unempfindlich.

»Nun, mein liebes Kind«, sagte sie, »ich glaube, du fährst mit«, und zwei Minuten später waren sie auf dem Weg.

Catherine stieg mit geteilten Empfindungen in den Wagen. Sie trauerte um den Verlust eines großen Vergnügens und hoffte auf ein anderes, das in der Bedeutung ziemlich gleich, in der Art ganz verschieden war. Sie fand, es sei von den Tilneys nicht ganz recht gehandelt, ihre Verabredungen ohne Nachricht oder Entschuldigung so leichtfertig aufzugeben. Es war jetzt erst eine Stunde nach der verabredeten Zeit. Und trotz allem, was sie über die unglaubliche Ansammlung von Schmutz im Verlauf dieser Stunde gehört hatte, vermochte sie nach eigener Beobachtung den Gedanken nicht zu unterdrücken, man hätte doch ohne besondere Unbequemlichkeit Spaziergehen können. Es war ihr sehr schmerzlich, übergangen worden zu sein. Andererseits gab die Vorfreude auf die 'Besichtigung eines Gebäudes, wie im »Udolpho«, ein so erfreuliches Gegengewicht, das sie für fast alles hätte trösten können.

Sie fuhren in lebhaftem Trab, ohne viel Worte zu wechseln, die Pulteney Street hinunter über den Lauraplatz. Thorpe sprach mit seinem Pferd, und sie sann

abwechselnd über gebrochene Versprechen und gebrochene Torbogen, über Phaetons und falsche Wandbehänge, über die Tilneys und über Falltüren nach. Bei den Argyle-Villen wurde sie jedoch durch eine Anrede ihres Gefährten aufgeschreckt. »Wer ist denn das Mädchen, das Sie im Vorübergehen so groß ansah?« »Wer? - Wo?«

»Auf dem rechten Bürgersteig; sie wird jetzt kaum mehr zu sehen sein.« Catherine blickte sich um und erkannte Miß Tilney an ihres Bruders Arm. Sie gingen langsam die Straße hinunter, und beide schauten nach ihr um. »Halt, halt, Mr. Thorpe!« rief sie ungeduldig, »Es ist Miß Tilney - ja, sie ist es. Wie konnten Sie mir erzählen, sie wären fortgefahren? Halt, halt, ich will auf der Stelle aussteigen und zu ihnen gehen.« Aber wozu sagte sie das alles? Thorpe peitschte sein Pferd nur in einen schnelleren Trab; die Tilneys schauten ihr bald nicht mehr nach und waren dann ihrem Blick entschwunden. Schon fegten sie selbst in den Marktplatz hinein. Eine ganze Straßenlänge bettelte sie immer noch um ein Anhalten. »Bitte, bitte, Mr. Thorpe, halten Sie an. Ich kann nicht weiter mitkommen - ich will nicht mehr. Ich muß zurück zu Miß Tilney.« Aber Thorpe lachte nur und knallte mit der Peitsche, trieb sein Pferd an, schnalzte und fuhr weiter; und Catherine mußte trotz Ärger und Zorn sich fügen, da etwas anderes nicht in ihrer Macht lag. Sie sparte jedoch nicht mit Vorwürfen. »Wie konnten Sie mich täuschen, Mr. Thorpe? Wie konnten Sie mir sagen, die beiden seien die Landsdown-Chaussee hinaufgefahren? Das hätten Sie nicht tun dürfen! Wie seltsam muß es auf sie wirken, daß ich so wortlos an ihnen vorüberfahre. Ich bin sehr böse auf Sie! Die ganze Fahrt macht mir keinen Spaß mehr. Ich stiege tausendmal, zehntausendmal lieber aus und ginge zu ihnen zurück. Wie konnten Sie nur sagen, Sie hätten sie ausfahren sehen?«

Thorpe verteidigte sich heftig. Er behauptete, noch nie zwei einander so ähnelnde Männer gesehen zu haben, und er möchte immer noch behaupten, es sei wirklich Mr. Tilney gewesen.

Selbst nach Abschluß dieser Unterredung versprach die Fahrt nicht, ergötzlich zu werden. Catherines Freundlichkeit war nur gezwungen; sie hörte nur widerwillig zu und antwortete kurz. Schloß Blaize blieb ihr einziger Trost. Darauf freute sie sich noch, wiewohl sie bereitwillig alle Freuden, die seine Mauern bieten mochten, hingegeben hätte für die erlittene Enttäuschung und den Verlust an Ansehen in den Augen der Tilneys. Gern hätte sie auf den beglückenden Gang durch eine Flucht hoher, mit antiken Möbeln ausgestatteter Räume verzichtet und auf Streifzüge in schmalen, gewundenen, durch Gittertüren verschlossenen Gewölben. Inzwischen setzten sie ihre Fahrt ohne weitere mißliche Zwischenfälle fort. Keynsham lag schon vor ihnen, als James' Zuruf Mr. Thorpe zum Halten

veranlaßte. »Wir fahren besser zurück, Thorpe. Es ist zu spät, um weiter zu fahren. Deine Schwester ist der gleichen Meinung. Wir haben von der Pulteney Street bis hierher für sieben Meilen eine Stunde gebraucht; und meiner Schätzung nach liegen noch acht Meilen vor uns. Das geht nicht. Wir sind zu spät aufgebrochen. Wir verschieben es besser auf einen anderen Tag und kehren um.«

»Mir ist es gleich«, erwiderte Thorpe ziemlich mißmutig und wandte sein Pferd. »Wenn Ihr Bruder nicht so ein verdammtes Biest in der Deichsel hätte, wäre es gut zu schaffen gewesen. Mein Pferd wäre in der einen Stunde bis nach Clifton getrabt, wenn ich ihm die Zügel gelassen hätte. Ich habe mir fast den Arm abgebrochen, um es mit dem verfluchten kurzatmigen Schinder im Schritt zu halten. Morland ist ein Narr, sich nicht ein eigenes Gefährt zu halten.«

»Nein, das ist er nicht«, sage Catherine warm, »denn er kann es sich nicht leisten.«  
»Und warum nicht?«

»Weil er nicht genügend Geld hat.«

»Und wessen Schuld ist das?«

»Soviel ich weiß, niemandes.« Darauf äußerte Thorpe in der lauten, unzusammenhängenden Weise, zu der er häufig Zuflucht nahm, es sei eine verdammte Sache, so geizig zu sein; und wer sollte sich sonst so etwas leisten, wenn nicht die, welche im Gelde schwämmen. Aber Catherine gab sich keine Mühe, ihn zu verstehen. Sie war tief erbittert, daß nun auch der Trost für ihre erste Enttäuschung dahin war, und neigte immer weniger dazu, ihrerseits freundlich zu sein oder ihren Gefährten für angenehm zu halten. Sie kehrten zur Pulteney Street zurück, ohne ein Wort zu wechseln.

Hier berichtete ihr der Diener, ein Herr und eine Dame hätten kurz nach ihrer Abfahrt vorgesprochen und nach ihr gefragt. Die Dame hätte nach einer für sie hinterlassenen Nachricht gefragt, auf seine Verneinung nach einer Karte gesucht, dann aber keine gefunden. Darauf seien die Herrschaften fortgegangen. Über diese herzerreißende Nachricht grübelnd, ging Catherine langsam die Treppe hinauf. Oben wurde sie von Mr. Allen empfangen, der zu ihrer schleunigen Rückkehr bemerkte: »Gut, daß Ihr Bruder soviel Verstand besaß; ich freue mich, daß Sie zurückgekommen sind; es war doch ein recht wildes, seltsames Unternehmen.« Den Abend verbrachte man bei den Thorpes. Catherine war verstört und übler Laune; aber Isabella schien in dem Geschick, das sie in geheimer Gemeinschaft mit Morland teilte, einen guten Gewinn zu finden -einen sehr guten Ersatz für die Ruhe und Landluft eines Gasthauses in Clifton. Auch sprach sie mehr als einmal ihre Genugtuung aus, nicht im kleinen Ballsaal zu sein. »Wie bedaure ich doch die

armen Wesen dort! Wie glücklich bin ich, nicht unter ihnen zu sein! Ob es wohl ein richtiger Ball ist? Der Tanz hat jedenfalls noch nicht begonnen. Doch möchte ich «m die Welt nicht dabei sein. Es ist so köstlich, dann und wann einen Abend für sich zu haben. Es wird auch bestimmt kein schöner Ball werden! Die Mitchells werden auch nicht dort sein. Ich bedaure wirklich jeden Besucher. Aber ich gehe wohl in der Annahme nicht fehl, daß Sie dabei sein möchten, nicht wahr, Mr. Morland? Ganz sicher! Aber bitte, lassen Sie sich doch durch niemanden abhalten. Wir kommen auch ohne Sie ganz gut aus. Aber ihr Männer haltet euch immer für unentbehrlich.«

Catherine verübelte Isabella deren mangelndes Mitgefühl für ihre Sorgen und den so wenig passenden Trost. »Sei doch nicht so langweilig, Liebes«, flüsterte sie. »Du wirst mir noch das Herz brechen. Natürlich war es ganz abscheulich; aber alle Schuld trifft die Tilneys. Warum sind sie nicht pünktlich gekommen? Es war schmutzig, ja, aber was bedeutet das schon? John und ich hätten uns nicht darum gekümmert! Mir macht es nie etwas aus, durch den größten Schmutz zu waten, wenn meine Freundin mich erwartet. So bin ich veranlagt und John auch. Er empfindet besonders tief. Du lieber Himmel, was hast du für entzückende Handschuhe! Zweifellos von Kings! Es freut mich sehr. Fünfzigmal eher gönne ich sie dir, statt sie selbst tragen zu wollen.«

Und jetzt überlasse ich meine Heldin einer schlaflosen Nacht und einem tränenfeuchten Kissen, dem gebührenden Los einer Heldin. Und sie mag sich glücklich preisen, wenn sie im Laufe der nächsten drei Monate auch nur eine gute Nachtruhe findet.

## Zwölftes Kapitel

Finden Sie es unschicklich, Mrs. Allen«, fragte Catherine am nächsten Morgen, »wenn ich heute bei Miß Tilney vorspreche? Ich komme nicht eher zur Ruhe, bis ich ihr alles erklärt habe.« »Geh hin, mein liebes Kind; aber zieh ein weißes Kleid an, denn Miß Tilney trägt immer weiß.«

Catherine willigte gern ein. Als sie nach Wunsch ausgestattet war, brannte sie ungeduldiger denn je darauf, zur Brunnenhalle zu kommen, um General Tilneys Wohnung ausfindig zu machen. Sie vermutete diese zwar in der Milsom Street, doch wußte sie nicht, in welchem Hause, und Mrs. Allens schwankende Beteuerungen machten sie nur noch unsicherer. Hinsichtlich der Milsom Street hatte sie ins Schwarze getroffen, und als sie die Hausnummer wußte, eilte sie

klopfenden Herzens davon, um ihren Besuch abzustatten und ihr Verhalten zu erklären. Eilig legte sie den Weg zurück und schaute entschlossen in eine andere Richtung, um weder ihre geliebte Isabella noch deren liebe Familie sehen zu müssen, die sie mit Recht in einem benachbarten Laden vermutete. Sie erreichte das Haus ohne weitere Störung und fragte nach Miß Tilney. Der Lakai glaubte, Miß Tilney sei zu Hause. Wen er melden dürfe? Sie reichte ihm ihre Karte. Nach einigen Minuten kam der Diener mit der Mitteilung zurück - sein Blick bestätigte indes nicht unbedingt seine Worte -, er habe sich getäuscht. Miß Tilney sei ausgegangen. Catherine errötete und verließ beschämt das Haus. Sie fühlte, Miß Tilney war zu Hause, aber zu verletzt, um sie zu empfangen. Die Straße hinunterwandernd, konnte Catherine nicht umhin, einen Blick zurückzuwerfen auf das Fenster des Wohnzimmers, wo sie die Dame vermutete. Niemand zeigte sich am Fenster. Als sie sich am Ende der Straße jedoch noch einmal umwandte, traten Miß Tilney und der General aus der Haustür und gingen in Richtung nach den Edgar-Villen davon. Tief gedemütigt setzte Catherine ihren Weg fort. Sie ärgerte sich fast über diese unangenehme Unhöflichkeit; aber sie unterdrückte jedes böse Gefühl im Hinblick auf ihre Unwissenheit. Wie wurde eine derartige Beleidigung nach den Gesetzen weltmännischer Höflichkeit eingestuft und wie begegnete man ihr? Sie war so niedergeschlagen, daß sie sogar auf den abendlichen Theaterbesuch verzichten wollte. Aber zu ihren Gunsten sei gesagt, daß dieser Gedanke nicht von langer Dauer war. Zunächst fiel ihr ein, ihr fehle jede Ausrede, dann entsann sie sich, daß sie auf dieses Schauspiel schon längst begierig war. Also ging sie doch ins Theater. Die Tilneys erschienen nicht und erweckten somit weder ihren Ärger noch ihr Gefallen. Vorliebe fürs Theater schien nicht zu den Vorzügen dieser Familie zu zählen, oder sie zogen die kultivierten Darbietungen der Londoner Bühnen vor. Denn nach Isabellas Beschreibungen waren die Aufführungen alles andere als »ganz schauerlich«. Ihre eigenen Erwartungen über das Stück wurden nicht enttäuscht. Das Lustspiel benahm sie so gründlich ihrer Sorgen, daß kein Beobachter während der ersten vier Akte einen heimlichen Kummer vermuten konnte. Bei Beginn des fünften Aktes jedoch rief das Erscheinen des Generals und seines Sohnes in der gegenüberliegenden Loge alle Angst und Niedergeschlagenheit wieder wach. Statt zur Bühne, glitten ihre Blicke zu Henry Tilney, den sie zwei Szenen lang beobachtete, ohne auch nur einen Blick von ihm zu erhaschen, dessen Aufmerksamkeit nicht von der Bühne abgelenkt wurde. Als er dann aber zu ihr hinüberblickte, verneigte er sich. Aber welche Verbeugung! Ohne ein Lächeln und ohne weitere Beachtung lenkte er seine Augen sogleich wieder in die alte Richtung. Catherine fühlte sich elend und ruhelos; sie wäre am liebsten zu seiner Loge hinübergelaufen und hätte ihn dazu gezwungen, ihre Erklärung anzuhören. Recht natürliche und sehr wenig heldenhafte Gefühle

ergriffen von ihr Besitz. Anstatt an ihre eigene Würde zu denken und in bewußter Unschuld den stolzen Entschluß zu fassen, demjenigen ihre Ablehnung zu zeigen, der an ihr zweifelte, ihm die Suche nach einer Erklärung zu überlassen und mit einem anderen schönzutun, nahm sie die ganze Schande schlechten Benehmens oder zumindest dessen Anschein auf sich und brannte nur auf eine Gelegenheit, ihren Standpunkt darzutun.

Das Stück war zu Ende, der Vorhang fiel; Henry Tilney hatte seinen Platz verlassen. Vielleicht kam er jetzt zu ihrer Loge. Sie hatte recht vermutet; wenig später erschien er und begrüßte Mrs. Allen und Catherine mit ruhiger Höflichkeit. Diese antwortete ihm nicht mit der gleichen Ruhe. »Oh, Mr. Tilney, ich habe mich so danach geseht, mit Ihnen zu sprechen und mich bei Ihnen zu entschuldigen. Sie müssen mich für sehr unhöflich gehalten haben; aber es ist wirklich nicht meine Schuld, nicht wahr, Mrs. Allen? Man hatte mir erzählt, Mr. Tilney und seine Schwester seien zusammen in einem Phaeton ausgefahren. Was konnte ich also tun? Aber ich wäre um vieles lieber mit Ihnen spazierengegangen. - Stimmt das nicht, Mrs. Allen?«

»Mein liebes Kind, du verdirbst mir meine Toilette«, antwortete Mrs. Allen. Catherines unvermittelte Versicherung verfehlte jedoch nicht ihren Zweck. Er lächelte herzlich und natürlich und erwiderte in einem Ton, in dem nur noch wenig erzwungene Zurückhaltung zitterte: »Wir anerkannten es jedenfalls, daß Sie uns einen schönen Spaziergang wünschten, nachdem Sie in der Argyle Street an uns vorübergefahren waren. Sie waren so freundlich, eigens zu diesem Zweck noch einmal umzuschauen.«

»Aber nein, ich wünschte Ihnen ja gar keinen angenehmen Spaziergang - ich habe nie daran gedacht. Als ich Sie erkannte, bat ich Mr. Thorpe eindringlich, anzuhalten. - Mrs. Allen, war es nicht so? ... Ach, Sie waren ja gar nicht dabei! - Aber ich tat es wirklich. Und wenn Mr. Thorpe gehalten hätte, wäre ich abgesprungen und hinter Ihnen hergelaufen.«

Gibt es wohl irgendeinen Henry auf Erden, der gegen eine solche Erklärung gefühllos geblieben wäre? Henry Tilney jedenfalls nicht. Mit noch freundlicherem Lächeln äußerte er, auch im Namen seiner Schwester, Bedauern und Vertrauen. »Oh, sagen Sie nicht, Miß Tilney sei nicht böse gewesen«, rief Catherine, »denn ich weiß es besser. Sie hat mich ja heute morgen nicht sehen wollen, als ich bei ihr vorsprach. Sie verließ kurz nach mir das Haus. Es hat mich geschmerzt, aber nicht verletzt. Vielleicht wissen Sie nicht einmal, daß ich da war.«

»Ich war nicht zu Hause; aber Eleanor erzählte es mir und wünschte Sie zu treffen und Ihnen den Vorgang zu erklären. Aber vielleicht kann ich das ebensogut. Es lag nur an meinem Vater. Sie waren gerade zu einem Ausgang bereit, und da es ihm eilte, duldete er keinen Aufschub und ließ sie verleugnen. Das war alles, ich versichere es Ihnen. Sie war sehr ungehalten und wollte sich so bald wie möglich bei Ihnen entschuldigen.«

Catherine war durch diese Auskunft sehr erleichtert, aber doch immer noch ein wenig besorgt. Hieraus entsprang die nächste Frage, die, obgleich an sich ganz ungekünstelt, Mr. Tilney doch sichtlich betrübte. »Aber, warum übten Sie weniger Großmut als Ihre Schwester? Wenn sie meinen guten Absichten so vertraute und an einen Irrtum glaubte, warum waren Sie dann gekränkt?«

»Ich? - Ich sei verletzt gewesen?«

»Ja, dem Blick gemäß, als Sie unsere Loge betraten.«

»Ich ärgerlich? Aber ich hatte doch gar kein Recht dazu!«

»Nun, nach Ihrem Gesicht zu urteilen, würde niemand vermutet haben, daß es an einem Anlaß fehle.«

Statt einer Antwort bat er, ihm ein wenig Platz zu machen und sprach dann über das Stück. Er verbrachte einige Zeit bei ihnen und war zu Catherine so freundlich, daß sie sein Fortgehen bedauerte. Natürlich hatte sie vereinbart, den Spaziergang bald nachzuholen. Den Kummer über sein Verlassen der Loge abgerechnet, war sie nun eines der glücklichsten Wesen auf Erden.

Während ihrer Unterhaltung hatte sie mit Erstaunen bemerkt, daß John Thorpe, der keine zehn Minuten auf der gleichen Stelle stand, sich mit General Tilney unterhielt. Und ihre Verwunderung stieg, als sie erkannte, daß sie selbst Gegenstand der Aufmerksamkeit war. Was hatten sie von ihr zu sprechen? Ob General Tilney sie nicht leiden mochte? Er hatte es ja auch vorgezogen, ihr eher den Besuch bei seiner Tochter zu verwehren als seinen Spaziergang einige Minuten aufzuschieben. »Kennt Mr. Thorpe Ihren Herrn Vater?« fragte sie ängstlich und wies ihren Gefährten auf die beiden hin. Er wußte es nicht; aber sein Vater habe, wie jeder Offizier, einen sehr großen Bekanntenkreis.

Als Thorpe zurückkam, war Catherine wieder das Ziel seiner Ritterlichkeit. Während sie im Vestibül auf einen Wagen warteten, kam er ihrer Frage, die von ihrem Herzen bis fast unmittelbar auf die Spitze ihrer Zunge gewandert war, durch seine gewichtige Erkundigung zuvor, ob sie sein Gespräch mit General Tilney beobachtet habe. »Er ist ein feiner alter Bursche - kräftig, tätig -fast so jung wie

sein Sohn. Ich habe großen Respekt vor ihm. Ein Edelmann, wie es selten einen gibt.«

»Und wie haben Sie ihn kennengelernt?«

»Kennengelernt? Es gibt hier am Ort wenig Leute, die ich nicht von früher her kenne. Ich habe ihn häufig bei Bedford getroffen und sein Gesicht heute sofort wiedererkannt, als er in den Billardsaal trat. Übrigens einer unserer besten Spieler! Schon beim Billard kamen wir zusammen, obgleich ich mich anfangs ein wenig vor ihm fürchtete. Es stand fünf zu vier gegen mich. Und hätte ich nicht eine der saubersten Kombinationen von der Welt gespielt - ich nahm genau seinen Ball, aber das kann man ohne Tisch nicht erklären -, na, jedenfalls schlug ich ihn. Ein sehr feiner Kerl - und steinreich! Ich möchte gern bei ihm dinieren. Er gibt berühmte Dinner. Aber wovon haben wir wohl gesprochen? Von Ihnen! Ja, wirklich! Und der General hält Sie für das reizendste Mädchen in Bath!«

»Ach, Unsinn! Wie können Sie so etwas sagen!«

»Und was habe ich darauf gesagt?« Er senkte seine Stimme. »Recht so, Herr Generak«, sagte ich; »da bin ich ganz Ihrer Meinung.«

Seine Bewunderung gefiel Catherine viel weniger als die des Generals, und sie bedauerte es nicht, in diesem Augenblick von Mr. Allen gerufen zu werden. Thorpe wollte sie aber durchaus zum Wagen begleiten und fuhr, obgleich sie ihn anflehte, endlich aufzuhören, in seiner feinsinnigen Schmeichelei fort, bis sie endlich eingestiegen war.

Es war köstlich, daß General Tilney sie bewunderte statt zu verabscheuen. Der Abend hatte mehr für sie getan, viel mehr, als sie hatte erwarten dürfen.

## **Dreizehntes Kapitel**

Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag und Sonnabend sind jetzt vor dem Leser aufmarschiert; die Ereignisse jedes Tages, seine Hoffnungen und Ängste, seine Demütigungen und Freuden wurden aufgezählt, es bleiben nur noch die Schicksalsschläge des Sonntags, um die Woche voll zu machen. Der Plan, nach Clifton zu fahren, war zwar aufgeschoben, aber nicht aufgehoben, und wurde bei dem Sonntagsbummel auf dem Crescent wieder aufgegriffen. In einem Gespräch unter vier Augen zwischen James und Isabella wurde der Ausflug bei

schönem Wetter auf den folgenden Morgen festgesetzt. Isabella lag das Unternehmen selbst am Herzen, während James ihr vor allem gern gefällig war. Man wollte recht früh aufbrechen, um zu guter Zeit wieder daheim zu sein. Nachdem die Angelegenheit so entschieden und Thorpes Zustimmung gewonnen war, mußte nur noch Catherine in Kenntnis gesetzt werden. Catherine, die sich eine Weile mit Miß Tilney abgesondert hatte, wurde um ihre Zustimmung gebeten, sobald sie zurückkehrte. Aber anstelle der von Isabella erwarteten Freude bedauerte Catherine mit ernstem Gesicht, nicht mitzukommen. Die Verabredung, die sie gelegentlich der ersten Fahrt hätte einhalten sollen, machte es ihr auch dieses Mal unmöglich, sich ihnen anzuschließen. Soeben hatte sie mit Miß Tilney dafür den kommenden Vormittag festgelegt und würde um keinen Preis davon zurücktreten. Aber das müsse und solle sie auf der Stelle, riefen die beiden Thorpes heftig aus. Morgen wolle man nach Clifton fahren - und nicht ohne sie. Es sei eine Kleinigkeit, einen einfachen Spaziergang um einen weiteren Tag aufzuschieben. Sie wünschten keine Ablehnung zu hören. Catherine war bekümmert, aber nicht eingeschüchtert. »Isabella, dränge mich nicht. Ich bin mit Miß Tilney verabredet und kann nicht mitkommen.« Das verfiel jedoch nicht. Immer wieder brandeten die gleichen Einwände gegen sie an, und ihre Absage ließ man nicht gelten. »Es ist doch so einfach, Miß Tilney zu sagen, man hätte dich soeben an eine ältere Verabredung erinnert. Du brauchst sie nur zu bitten, den Spaziergang auf Dienstag aufzuschieben.«

»Nein, das kann ich wirklich nicht. Es hat doch gar keine ältere Verabredung bestanden.« Aber Isabella drängte und drängte, lockte auf die liebevollste Weise und schmeichelte ihr mit den zärtlichsten Namen. Sie wisse bestimmt, ihre liebste, süßeste Catherine könne diese kleine Bitte einer Freundin, die sie so herzlich liebe, nicht ernstlich abschlagen. Ihre geliebte Catherine habe ein so mitfühlendes Herz, sei so gutmütig und lasse sich so gern von denen überreden, die sie liebe. Alles war vergebens. Catherine fühlte sich im Recht, und obgleich von solch zärtlichem, schmeichelndem Flehen verwirrt, ließ sie sich doch nicht davon beeinflussen. Darauf versuchte Isabella einen anderen Weg. Sie warf ihr eine größere Zuneigung zu Miß Tilney vor, die sie erst so kurz kenne, statt zu ihrer besten, ältesten Freundin. »Gegen mich bist du kalt und gleichgültig. Es kränkt mich wirklich, Catherine, mich hinter Fremden zurückgesetzt zu sehen - und ich liebe dich doch so sehr! Wenn meine Liebe ein Ziel hat, kann nichts sie wandeln. Aber sei sicher, meine Gefühle sind stärker als die jedes anderen Menschen. Und wenn ich mich durch eine Fremde in deiner Freundschaft verdrängt sehe, so verwundet mich das bis ins Mark. Diese Tilneys scheinen alles zu verschlingen.«

Catherine dünkte dieser Vorwurf ebenso merkwürdig wie unfreundlich. Entsprach das Freundschaft, Gefühle in Gegenwart Unbeteiligter so preiszugeben? Isabella erschien ihr kleinlich und selbstsüchtig, gleichgültig gegen alles, was nicht zur eigenen Befriedigung gereichte. Inzwischen hatte Isabella ihr Taschentuch an die Augen gedrückt; und Morland, den dieser Anblick bekümmerte, konnte nicht umhin zu bemerken: »Ich finde, du kannst dich nicht länger ausschließen, Catherine. Das Opfer bedeutet nicht viel; und es ist unfreundlich, wenn du noch länger ablehnst.«

Zum erstenmal trat ihr Bruder offen auf die Seite der anderen. Um ihn nicht zu erzürnen, schlug sie den Vergleich vor, die Fahrt auf Dienstag zu verschieben. Das ließe sich doch leicht bewerkstelligen, da es ja von ihnen allein abhinge. Dann könne sie mitgehen, und alle seien zufrieden. »Nein, nein, nein!« hieß es sogleich. Das könne man nicht, denn Thorpe würde vielleicht am Dienstag nach London fahren. Catherine bedauerte das sehr, aber sie war zu keinem weiteren Zugeständnis bereit. Ein kurzes Schweigen folgte, das von Isabella schließlich in kaltem, beleidigtem Ton gebrochen wurde: Nun schön, begraben wir den Plan. Wenn Catherine nicht mitkommt, verzichte ich auch. Ich kann als Frau nicht allein mitfahren. Um alles in der Welt möchte ich nicht etwas derart Ungehöriges anstellen.« »Catherine, du mußt mitmachen«, bat James. »Aber Mr. Thorpe kann doch eine seiner beiden anderen Schwestern mitnehmen. Eine von ihnen würde sich schon gern beteiligen.«

»Verbindlichsten Dank!« rief Thorpe; »aber ich bin nicht nach Bath gekommen, um meine Schwestern durch die Gegend zu kutschieren und den Narren abzugeben. Nein, wenn Sie nicht mitfahren, will ich verdammt sein, wenn ich fahre. Ich tue es ja nur um Ihretwillen.«

»Dieses Kompliment macht mir Freude.« Aber ihre Worte waren an Thorpe verloren, denn er war unvermittelt davongelaufen.

Man ging noch zusammen weiter, aber für Catherine war die Lage äußerst unbehaglich. Entweder wurde kein Wort gesprochen oder sie wurde mit inständigen Bitten oder heftigen Vorwürfen bedrängt. Ihr Arm hing immer noch in dem Isabellas, obgleich sich ihre Herzen im Kriegszustand befanden. In dem einen Augenblick war sie beschwichtigt, im nächsten ärgerlich, doch immer bekümmert und standhaft.

»Ich habe dich nicht für so starrköpfig gehalten, Catherine«, sagte James. »Bisher warst du nie so schwer umzustimmen und die freundlichste, entgegenkommendste meiner Schwestern.«

»Ich bin es jetzt nicht weniger«, erwiderte sie voll aufrichtigen Empfindens, »aber ich kann wirklich nicht mitkommen. Selbst wenn ich unrecht handeln sollte, tue ich doch, was ich für recht halte.«

»Vermutlich fällt dir das wohl nicht allzu schwer«, bemerkte Isabella mit leiser Stimme. Catherines Herz drohte zu bersten; sie zog ihren Arm zurück, und Isabella ließ es geschehen.

So verstrichen zehn lange Minuten, bis sich Thorpe wieder zu ihnen gesellte und mit fröhlicherer Miene ausrief: »Nun, ich habe die Angelegenheit erledigt. Wir können morgen mit gutem Gewissen fahren. Ich habe Miß Tilney aufgesucht und Sie bei ihr entschuldigt.«

»Das haben Sie nicht getan!« rief Catherine.

»Das habe ich, bei meiner Seele - ich verließ sie erst eben. Ich sagte ihr, Sie hätten mich geschickt, um ihr auszurichten, Sie hätten sich soeben einer früheren Verabredung entsonnen. Sie führen morgen nach Clifton und könnten vor Dienstag nicht das Vergnügen haben, mit ihr spazierenzugehen. Sie sagte, Dienstag passe ihr ebensogut. Also haben unsere Schwierigkeiten ein Ende. Ein guter Gedanke von mir, he?«

Isabellas Gesicht drückte wieder strahlenden Sonnenschein und gute Laune aus, und James war auch wieder glücklich.

»Ein himmlischer Gedanke, ja wirklich! Nun, meine süße Catherine, sind all unsere Nöte beseitigt. Du bist ehrenvoll befreit, und wir werden einen entzückenden Ausflug machen.«

»Das geht unter gar keinen Umständen«, erklärte Catherine; »damit bin ich nicht einverstanden. Ich muß sofort Miß Tilney nacheilen, um die Sache in Ordnung zu bringen.«

Aber Isabella ergriff sie bei der einen und Thorpe bei der anderen Hand, und alle drei überschütteten sie mit Einwänden. Sogar James war ganz ärgerlich. Wenn doch alles erledigt sei und Miß Tilney zugegeben habe, Dienstag sei ihr ebenso angenehm, so wären doch weitere Einwände geradezu lächerlich und widersinnig.

»Das ist mir ganz gleichgültig. Es stand Mr. Thorpe nicht zu, eine solche Nachricht zu erfinden. Wenn ich einen Aufschub des Spaziergangs für richtig hielte, hätte ich selbst mit Miß Tilney sprechen können. So ist es lediglich auf plumpe Weise geschehen. Weiß ich überhaupt, ob Mr. Thorpe es wirklich ausgerichtet hat? Vielleicht hat er sich wieder geirrt. Er hat mich am Freitag bereits durch seinen

Irrtum in eine unangenehme Lage gebracht. - Lassen Sie mich los, Mr. Thorpe - Isabella halte mich nicht.«

Thorpe meinte, es sei vergeblich, den Tilneys nachzugehen, er habe sie eben an der Ecke der Brock Street eingeholt und inzwischen seien sie bestimmt zu Hause.

»Dann werde ich ihnen dorthin folgen«, verkündete Catherine. »Wo sie auch immer sein mögen, ich gehe ihnen nach. Das Reden hat gar keinen Zweck. Wenn man mich von meinem Irrtum nicht überzeugen kann, so will ich mich auch nicht durch eine List dazu bringen lassen.« Mit diesen Worten riß sie sich los und eilte davon, Thorpe wollte ihr nachstürzen, aber Morland hielt ihn zurück. »Laßt sie gehen, laßt sie gehen, wenn sie will. Sie ist so halsstarrig wie...«

Morland beendete diesen Vergleich nicht, denn er wäre wohl kaum anständig gewesen. Catherine eilte mit großer Aufregung davon, so schnell die Menschenmenge es ihr gestattete. Sie fürchtete, man möchte ihr folgen. Sie war jedoch entschlossen festzubleiben. Unterwegs überlegte sie, was eigentlich geschehen war. Es schmerzte sie, die ändern zu enttäuschen und deren Mißfallen zu erregen, besonders ihrem Bruder gegenüber. Aber sie bereute ihren Widerstand nicht. Es war falsch, die erst vor wenigen Minuten eingegangene Verabredung mit Miß Tilney zum zweitenmal rückgängig zu machen, obendrein unter einem falschen Vorwand. Sie hatte nicht nur aus selbstsüchtigen Gründen widerstanden, nicht allein nach ihrem eigenen Vergnügen gefragt - das wäre sogar durch den Ausflug in gewisser Weise gesichert gewesen, nämlich durch die Besichtigung von Schloß Blaize. Nein, sie hatte sich nur nach dem gerichtet, was sie anderen schuldete. Jedoch ihre bloße Überzeugung, recht zu handeln, beruhigte sie nicht ausreichend, solange sie nicht mit Miß Tilney gesprochen hatte. Als sie den Crescent hinter Steh gelassen hatte, beschleunigte sie ihren Schritt und geriet vor Erreichung des oberen Teils der Milsom Street fast ins Laufen. Trotz des Vorsprungs der Tilneys betraten diese erst ihr Haus, als Catherine seiner ansichtig wurde. Der Diener stand noch an der offenen Tür. Sie sagte ihm lediglich, sie müsse sofort Miß Tilney sprechen, eilte an ihm vorüber, stieg die Treppe hinauf und öffnete die erste Tür, auf die sie stieß. Es war zufällig die richtige, und sie stand im Salon General Tilney nebst Sohn und Tochter gegenüber. Ihre Worte gaben zwar aus Mangel an Atem und wegen ihrer Erregung keine ausreichende Erklärung. »Ich bin hierher geeilt - es war alles falsch - ich habe niemals versprochen mitzugehen - ich bin sofort davongelaufen, um Ihnen alles zu erklären - ich habe gar nicht daran gedacht, was Sie jetzt von mir denken mögen - ich wollte nicht auf den Diener warten.«

Obgleich die Angelegenheit durch diese Rede nicht besonders erhellt wurde, blieb sie nicht länger rätselhaft. Catherine erkannte, daß John Thorpe die Nachricht wirklich ausgerichtet hatte, und Miß Tilney gestand ruhig ein, es habe sie reichlich gewundert. Aber ob sich ihr Bruder noch stärker verletzt gefühlt hatte, konnte Catherine nicht erfahren, obgleich sie sich in ihrer Verteidigungsrede instinktiv an beide gleicherweise gewandt hatte. Was man jedoch vor ihrer Ankunft auch von ihr gedacht haben mochte, durch ihre eifrigen Erklärungen kam man ihr wieder so freundlich entgegen, wie sie es nur wünschen konnte.

Nachdem diese Angelegenheit glücklich bereinigt war, stellte Miß Tilney sie ihrem Vater vor, der sie so bereitwillig willkommen hieß, daß sie sich wieder Thorpes Bericht entsann. Man konnte sich doch wenigstens ab und zu auf ihn verlassen. Des Generals Freundlichkeit steigerte sich sogar zu solch übergroßer Aufmerksamkeit, daß er, ohne das übereilte Betreten des Hauses richtig zu erfassen, zornig auf den Diener war, der die Salontür nicht geöffnet hatte. Der General wollte den Vorfall noch genauer prüfen. Und hätte Catherine nicht des Dieners Unschuld aufs wärmste beteuert, so würde William die Gunst seines Herrn, wenn nicht sogar seine Stellung, verloren haben - und alles nur durch ihre Hast.

Nach einer Viertelstunde erhob sie sich, um sich zu verabschieden. Sie wurde aufs angenehmste durch General Tilneys Einladung überrascht, seiner Tochter die Ehre zu erweisen, mit ihnen zu speisen und den Rest des Tages bei ihnen zu verbringen. Miß Tilney schloß sich der Bitte ihres Vaters an. Catherine war äußerst dankbar, aber es läge nicht in ihrer Macht. Mr. und Mrs. Allen würden sie zurückerwarten. Der General erklärte, Mr. und Mrs. Allens Ansprüche könnten selbstverständlich nicht unbeachtet bleiben; aber für irgendeinen anderen Tag, wenn es ihnen lange genug vorher bekanntgegeben worden sei, würden sie doch nichts dagegen haben, sie einmal zu beurlauben. Catherine war davon überzeugt und äußerte große Freude. Der General begleitete sie selbst bis zur Haustür, bewunderte, während sie die Treppe hinunterschritten, die Grazie ihres Ganges und machte ihr zum Abschied eine der freundlichsten Verbeugungen, die sie je gesehen hatte.

Catherine war entzückt und schritt fröhlich auf die Pulteney Street zu; wie sie glaubte, höchst graziös, obwohl sie früher nie darüber nachgedacht hatte. Sie erreichte ihre Wohnung, ohne der beleidigten Gesellschaft zu begegnen. Ihr Gemüt hatte sich beruhigt, und da sie in allem Sieger geblieben war, regten sich Zweifel, ob sie wirklich ganz recht gehandelt hatte. Opfer zu bringen war immer edel, und hätte sie sich den Bitten der Freunde gefügt, so wäre ihr der Gedanke erspart geblieben, einer Freundin mißfallen und einen Bruder erzürnt, vielleicht sogar

einen Plan, der beiden höchstes Glück bedeutete, zerstört zu haben. Begierig auf die Ansicht eines unvoreingenommenen Menschen, benutzte sie die Gelegenheit, Mr. Allen gegenüber den halbwegs beschlossenen Plan zu erwähnen.

»Und Sie wollen auch mitgehen?«

»Nein, ich hatte mich vorher mit Miß Tilney zu einem Spaziergang verabredet; und deshalb konnte ich doch nicht mitgehen, nicht wahr?«

»Nein, sicherlich nicht; und es freut mich, daß Sie so denken. Eine solche Fahrt ziemt sich nicht! Junge Männer und Frauen fahren zusammen über Land in offenen Wagen! Dann und wann mag es angehen. Aber zusammen Gasthäuser oder öffentliche Lokale aufsuchen ist nicht recht, und es wundert mich, daß Mrs. Thorpe so etwas gestattet. Ihre Mutter wäre nicht damit einverstanden. - Liebe Frau, denkst du nicht ebenso wie ich? Findest du solche Ausflüge nicht auch anstößig?«

»Sehr sogar. Offene Wagen sind etwas Unangenehmes. Man kann kein Kleid fünf Minuten darin sauber halten. Man wird beim Ein- und Aussteigen bespritzt; und der Wind läßt Haare und Hut in jeder Richtung flattern. Ich hasse offene Wagen.«

»Das weiß ich wohl. Aber davon ist hier ja gar nicht die Rede. Findest du nicht, daß es einen merkwürdigen Eindruck macht, wenn junge Damen zwanglos mit jungen Herren umherfahren, mit denen sie nicht einmal verwandt sind?«

»Doch, mein Lieber, das ist es wirklich, ich kann das gar nicht leiden.« »Aber liebe Mrs. Allen«, rief Catherine, »warum haben Sie mich denn früher nie gewarnt?

Hätte ich gewußt, daß es sich nicht ziemt, dann wäre ich nie mit Mr. Thorpe ausgefahren. Ich habe gehofft, Sie würden mich auf so etwas aufmerksam machen.«

»Und das hätte ich auch getan, mein liebes Kind, darauf kannst du dich verlassen; denn, wie ich Mrs. Morland beim Abschied sagte, will ich mein Bestes für dich tun, soweit es in meiner Kraft liegt. Aber man darf nicht allzu kleinlich sein. Junge Leute wollen auch jung zusammen sein. Das sagt auch deine Mutter. Du weißt, ich war dagegen, daß du den geblühten Musselin kauftest, aber du bestandest darauf. Junge Leute wollen nicht immer zurechtgewiesen werden.«

»Aber bei der Ausfahrt handelte es sich um eine Sache von Bedeutung, und es wäre Ihnen nicht schwergefallen, mich zu überzeugen.«

»Bisher war ja noch nichts verfehlt«, warf Mr. Allen ein. »Und jetzt rate ich dir, liebes Kind, nicht noch einmal mit Mr. Thorpe auszugehen.«

»Das wollte ich soeben auch bemerken«, fügte seine Frau hinzu.

Catherine war erleichtert, hingegen wegen Isabella noch einigermaßen beunruhigt; und nach kurzer Überlegung fragte sie Mr. Allen, ob er es nicht auch für anständig und freundlich hielte, wenn sie an Miß Thorpe einen Brief schriebe, in dem sie ihr das Unpassende vorstellte, worüber diese sich wohl ebensowenig klar gewesen wäre wie sie selbst; denn sie bedachte, daß Isabella sonst vielleicht doch am nächsten Tage nach Clifton fahren möchte, trotz allem, was vorgefallen war. Mr. Allen riet ihr jedoch von allem Derartigen ab. »Liebes Kind, laß das. Sie ist alt genug, um zu wissen, was sie tut, und falls sie es nicht weiß, hat sie eine Mutter, die ihr raten kann. Mrs. Thorpe ist zweifellos zu nachgiebig, aber du mischst dich besser nicht ein.«

Catherine fügte sich und fühlte sich durch Mr. Allens Zustimmung sehr erleichtert. Durch seinen Rat war sie davor bewahrt geblieben, wieder einen Irrtum zu begehen. Ihre Flucht vor der Fahrt nach Clifton war nun gerechtfertigt. Und wie hätten wohl die Tilneys geurteilt, wenn sie ihr Versprechen ihnen gegenüber gebrochen hätte, um etwas zu unternehmen, was als Unrecht angesehen wurde?

## Vierzehntes Kapitel

Der nächste Morgen brachte schönes Wetter; und Catherine, zur verabredeten Zeit von den Tilneys abgeholt, erlebte keine neuen Schwierigkeiten, und keine unerwarteten Aufforderungen durchkreuzten ihre Pläne. Man beschloß, das Beechen Cliff zu umwandern, jenen schönen Hügel, dessen köstliches Grün und ansteigende Waldungen ihn so augenfällig hervortreten lassen, gleichviel von welchem Punkt Baths man ihn auch wahrnimmt.

»Wenn ich ihn anschau, denke ich immer an den Süden Frankreichs«, sagte Catherine, während sie am Flußufer dahingingen.

»Sie waren schon auf dem Kontinent?« fragte Henry ein wenig überrascht. »O nein, meine Kenntnis stammt nur aus meiner Lektüre. Das Beechen Cliff erinnert mich an die Reise Emilys und ihres Vaters in den >Geheimnissen des Udolpho<. Aber Sie lesen wohl keine Romane?«

»Warum nicht?«

»Ich habe immer gedacht, daß junge Leute Romane überaus geringschätzen. Herren lesen gewiß nur ernste Bücher.«

»Wer an einem guten Roman keine Freude findet, muß unerträglich dumm sein. Ich habe alle Werke der Radcliffe gelesen, und die meisten mit großem

Vergnügen. Die Geheimnisse des Udolpho< las ich in einem Zuge, in zwei Tagen, und mein Haar stand die ganze Zeit zu Berge.« »Ich erinnere mich noch«, fügte Miß Tilney hinzu, »daß du es mir vorlesen wolltest. Und als ich nur für fünf Minuten abberufen wurde, um einen Brief zu beantworten, hast du nicht auf mich gewartet, sondern das Buch mit zur Einsiedelei genommen; und ich mußte warten, bis du

es zu Ende gelesen hattest.«

»Das ist eine ehrenvolle Zeugenaussage, Eleanor. Miß Morland, es bestätigt die Ungerechtigkeit Ihres Verdachtes. habe ich also in meinem Eifer nicht einmal fünf Minuten auf meine Schwester gewartet, brach sogar mein Versprechen daraus vorzulesen, ließ sie bei der interessantesten Stelle sitzen und lief mit dem Buch davon, das, wie Sie wissen müssen, ihr Eigentum war - ihr ausdrückliches Eigentum. Ich bin stolz wenn ich daran denke. Es wird mich hoffentlich in Ihrer Achtung steigen lassen.«

»Das höre ich gern. Nun gestehe ich auch ohne Scham mein Gefallen an >Udolpho< ein. Aber ich war tatsächlich der Meinung - wenn ich es auch unglaublich fand -, junge Männer würden Romane verachten.«

»Es ist unglaublich, wenn Sie das vorgeben, denn sie lesen so gut Romane wie Frauen. Ich selbst habe hundert und aber hundert verschlungen. Glauben Sie, Sie könnten sich mit mir in den Kenntnissen über die vielen Louisas und Julias messen? Wenn wir auf Einzelheiten eingehen und uns auf die nie endenwollende Frage >Haben Sie das gelesen?< einlassen wollten, so ließe ich Sie bald so weit hinter mir zurück, wie - ach, ich suche nach einem Vergleich! Bedenken Sie nur meinen Vorsprung! Ich studierte schon in Oxford, als Sie noch als braves kleines Mädchen daheim an Ihrem Stickrahmen saßen.«

»Das steht es allerdings für mich nicht zum Besten. Aber im Ernst, halten Sie >Udolpho< nicht für das feinste Buch auf Erden?«

»Das feinste? Meinen Sie damit das sauberste? Dann muß ich sagen, es kommt ganz auf den Einband an.«

»Henry, du bist sehr ungezogen«, warf Miß Tilney ein. »Miß Morland, er behandelt Sie gradeso wie mich. Er korrigiert mich auch wegen jeder kleinen Ungenauigkeit im Ausdruck. Das Wort >feinste< paßt ihm nicht in der von Ihnen gewählten Verbindung. Sie wechseln es am besten so schnell wie möglich aus, sonst werden wir während des ganzen Spaziergangs mit Spöttereien überschwemmt.«

»Aber ich sagte nichts Falsches«, rief Catherine, »denn es ist ein feines Buch. Warum sollte ich es also nicht sagen?« »Das ist wohl wahr«, sagte Henry, »und heute ist ein feiner Tag und wir machen einen sehr feinen Spaziergang, und Sie sind zwei feine junge Damen. >Fein< ist wirklich ein sehr feines Wort, es läßt sich für alles gebrauchen. Ursprünglich wählte man es nur, um etwas Sauberes, Anständiges, Delikates oder wirklich Feines auszudrücken; die Leute sind fein in ihrer Kleidung, in ihren Gefühlen und ihrer Wahl. Aber heutzutage bezeichnet man damit schlechthin alle Vorzüge.«

»Während es eigentlich nur auf dich angewandt werden dürfte«, neckte seine Schwester, und das ohne jede lobende Bedeutung. »Du bist mehr fein als weise. - Kommen Sie, Miß Morland, überlassen wir ihn seinen Grübeleien, unsere Mängel in der allerbesten und passendsten Weise auszudrücken. Wir rühmen inzwischen >Udolpho< mit den Worten, die uns am besten gefallen. Das ist eine sehr anregende Tätigkeit. - Lieben Sie derartige Bücher?«

»Um die Wahrheit zu sagen, mehr als alle anderen.«

»Tatsächlich?«

»Das heißt, Gedichte und Schauspiele ebenfalls, auch Reisebeschreibungen sind mir nicht zuwider. Aber Geschichte, wirkliche, feierliche Geschichte! Der kann ich nichts abgewinnen.«

»Mir gefallen Geschichtswerke gut.«

»Ich wünschte, mir ginge es ebenso. Ich lese sie aus Pflichtgefühl, aber es ärgert und langweilt mich nur. Auf jeder Buchseite streiten die Priester und Könige mit Krieg und Pestilenz; die Männer sind alle Taugenichtse, und von Frauen ist kaum die Rede - es ist sehr ermüdend. Das meiste davon muß doch erfunden sein. Die Reden, die den Helden in den Mund gelegt werden, ihre Gedanken und Pläne, und gerade Phantasie erfreut mich sonst so.«

»Sie glauben also, Geschichtsschreiber seien in ihrem Gedankenflug weniger glücklich?« erwiderte Miß Tilney. »Ich schätze Geschichtsschreibung sehr und nehme friedlich das Falsche mit dem Wahren in mich auf. In den Hauptpunkten gründen sie sich auf alte Quellen und Dokumente, auf die man sich meines Wissens ebenso verlassen kann wie auf eigene Beobachtung. Und die kleinen Ausschmückungen nehme ich für das, was sie sind. Eine wohlgesetzte Rede lese ich mit Vergnügen, wer auch immer der Urheber ist. Und wenn sie von Dr. Hume oder Dr. Robertson stammt, ist die Freude noch größer, als wenn Caractacus, Agricola oder Alfred der Große ihr Urheber wären.«

»Mr. Allen und mein Vater denken wie Sie, auch, meine beiden Brüder. So viele Beispiele in dem kleinen Kreis meiner Bekannten müßten mir zu denken geben. Deshalb werde ich mich von heute ab dieser Literatur mehr zuwenden. Ich bedauerte bisher die Geschichtsschreiber immer, weil sie soviel Arbeit für Folianten aufwenden, die meines Ermessens nur wenige freiwillig lesen und die nur zur Qual kleiner Buben und Mädchen dienen. Gewiß, es ist alles recht gut und notwendig, und doch habe ich mich oft über den Mut der Menschen gewundert, die eigens zu diesem Zweck schreiben.«

»Daß kleine Buben und Mädchen gequält werden«, warf Henry ein, »bezweifelt niemand, der auch nur einigermaßen mit der menschlichen Natur in einem zivilisierten Staate vertraut ist. Aber ich muß doch bemerken, daß unsere berühmtesten Geschichtsgelehrten es sehr krumm nähmen, wenn man ihnen kein höheres Ziel zutraute. Durch ihre Sprache und ihren Stil sind sie dazu ausersehen, geistig hochstehende und reife Leser zu quälen. Ich sage ausdrücklich >quälen<, weil Sie, Miß Morland, es selbst anstelle von >lehren< benutzen, vermutlich in dem Glauben, beide Ausdrücke seien gleichbedeutend.«

»Sie halten mich für töricht, weil ich Unterweisung eine Qual nenne? Wenn Sie so oft wie ich zugehört hätten, wie arme kleine Kinder das Buchstabieren lernen - und wie dumm sie sich einen ganzen Morgen lang anstellen und wie müde hinterher die arme Mutter ist, ich habe es fast täglich zu Hause miterlebt -, dann würden Sie ohne weiteres zugeben, daß man >lehren< und >quälen< zuweilen gleichbedeutend findet.«

»Höchstwahrscheinlich. Aber die Geschichtsschreiber sind für die Schwierigkeiten nicht verantwortlich. Sie selbst, Miß Morland, scheinen dem ernstesten Studium nicht gewogen, aber doch sicherlich davon überzeugen zu sein, daß es wohl der Mühe wert ist, sich einige Jahre des Lebens zu quälen, um für die ganze übrige Zeit lesen zu können. Bedenken Sie nur: Würde das Lesen nicht gelehrt, so hätte Mrs. Radcliffe vergebens oder vielleicht überhaupt nicht geschrieben.«

Catherine nickte zustimmend und ließ zum Abschluß des Themas eine sehr warme Lobpreisung der Verdienste dieser Dame folgen. An der dann folgenden Unterhaltung hatte Catherine wenig Anteil. Die Tilneys betrachteten die Landschaft mit den Augen von Menschen, die des Zeichnens kundig sind, und berieten eifrig und mit gutem Geschmack die Wahl des Sujets für ein Bild. Catherine fühlte sich ganz verloren. Sie verstand nichts vom Zeichnen und hörte aufmerksam, wenn auch ohne Gewinn zu, da die gebrauchten Redewendungen ihr nichts vermittelten. Das Wenige jedoch, das sie verstand, schien gerade den kargen Begriffen zu widersprechen, die sie bisher von dieser Kunst gehabt hatte. Es war

ihr, als würde man ihr sagen, von einer Bergeshöhe hätte man keine gute Aussicht und ein klarer, blauer Himmel sei nicht gleichbedeutend mit schönem Wetter. Sie schämte sich ihrer Unwissenheit herzlich, doch war diese Scham am unrechten Ort. Menschen, die sich einander zuneigen wollen, sollten immer unwissend sein. Wo man mit einem wohlunterrichteten Verstand kommt, bedeutet das die Unfähigkeit, der Eitelkeit anderer zu schmeicheln, und das versucht ein kluger Mensch immer zu vermeiden. Gerade eine Frau, die das Unglück hat, viel zu wissen, täte gut daran, es möglichst zu verbergen.

Die Vorzüge natürlicher Torheit bei einem schönen Mädchen sind bereits von den Federn meiner Schreiberschwestern aufgezeigt worden. Um den Männern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, möchte ich nur noch hinzufügen, daß zwar für den größeren und oberflächlicheren Teil des männlichen Geschlechtes frauliche Dummheit eine Erhöhung ihrer persönlichen Reize bedeutet, aber doch eine gewisse Anzahl immerhin vernünftig und wohlgebildet genug sind, um von einer Frau mehr zu wünschen als nur Unwissenheit.

Catherine war sich ihrer Vorzüge nicht bewußt - sie ahnte nicht, daß ein hübsches Mädchen mit einem liebevollen Herzen und einem recht unwissenden Verstand trotzdem einen gescheiterten jungen Mann anzuziehen vermag, es sei denn, die äußeren Umstände wären allzu widrig. Catherine dagegen gestand und beklagte ihr mangelndes Wissen und erklärte, alles darum zu geben, wenn sie nur zeichnen könne. Darauf verbreitete Mr. Tilney sich über die Malerei, und seine Darlegungen waren so klar, daß Catherine bald verständnisvoller wurde. Ihre ernste Aufmerksamkeit verriet ihm einen beachtlichen und guten Geschmack. Er sprach von Vordergründen, Tiefen, Kulissen und Perspektiven, Licht und Schatten; und als hoffnungsvolle Schülerin erklärte sie, als man das Beechen Cliff erreicht hatte, die ganze Stadt Bath sei einer Landschaft unwürdig. Entzückt über ihren Fortschritt, aber in der Befürchtung, sie mit allzuviel Weisheit auf einmal zu ermüden, beendete Henry das Thema und landete nach leichtem Übergang zu einem Felsbrocken und einer verwitterten Eiche bei den Eichen im allgemeinen - über Wälder, Einzäunungen, Brachland, Kronland und Regierung - bei der Politik, und von der Politik zum Schweigen war kein großer Schritt. Die allgemeine Pause, die seiner kurzen Abhandlung über die politische Lage der Gegenwart folgte, wurde durch Catherines ernste Feststellung beendet: »Ich habe gehört, in London wird in Kürze etwas Entsetzliches herauskommen.«

Miß Tilney, an die sie sich hauptsächlich gewandt hatte, fuhr und erwiderte hastig: »Oh, wirklich? Um was handelt es sich?«

»Das weiß ich nicht! Ich kenne auch nicht den Urheber, aber wie ich gehört habe, ist es grausiger als alles mir bisher Bekannte.«

»Du lieber Himmel! Was ist Ihnen denn zu Ohren gekommen?«

»Eine Freundin von mir erfuhr es gestern aus London. Es soll ungewöhnlich schrecklich sein. Vermutlich Mord oder ähnliches.«

»Sie sprechen mit erstaunlicher Ruhe. Aber hoffentlich ist der Bericht Ihrer Freundin übertrieben! Wenn man schon vorher um ein derartiges Komplott weiß, wird die Regierung es zweifellos zu verhüten wissen.«

»Die Regierung«, sagte Henry und unterdrückte ein Lächeln, »wagt eine Einmischung in solche Dinge nicht. Es muß dann und wann ein Mord geschehen, und die Regierung läßt es gewähren.«

Die beiden Damen starrten ihn an. Er lachte und fügte hinzu: »Soll ich euch helfen, einander zu verstehen, oder es euch überlassen? Nun, ich will edel sein und mich als Mann zeigen, und zwar nicht weniger durch Großmut der Seele als Klarheit des Verstandes. Ich habe für meine Geschlechtsgenossen kein Verständnis, die es ablehnen, sich hin und wieder zu eurem Begriffsvermögen herabzulassen. Vielleicht sind die geistigen Fähigkeiten der Frauen weder stark noch scharf noch schnell, und es fehlt ihnen Beobachtungsgabe, Urteil, Feuer, Geist und Witz.«

»Miß Morland, stoßen Sie sich bitte nicht an seinen Worten, aber klären Sie mich über diesen entsetzlichen Aufruhr auf!«

»Was für ein Aufruhr?«

»Meine liebe Eleanor, Aufruhr herrscht nur in deinem Gehirn. Die Verwirrung ist schlechthin skandalös. Miß Morland hat von nichts Entsetzlicherem gesprochen als von einem neuen Buch, das in Kürze in drei Duodez-Bänden erscheinen soll, jeder im Umfang von zweihundertsechundsiebzig Seiten und einem vorangesetzten Bild, zwei Grabsteine und eine Laterne darstellend. Verstehst du jetzt? - Miß Morland, meine dumme Schwester hat Ihre klare Redeweise mißverstanden Sie sprachen von einem aus London zu erwartenden Entsetzen. Anstatt sogleich zu begreifen - wie jeder vernünftige Mensch es getan hätte -, daß Ihr Ausdruck nur mit einer Leihbücherei zusammenhängen konnte, malte sie sich aus, wie sich der Pöbel, wenigstens dreitausend Mann stark, im St.-Georgs-Feld zusammenrottet, die Bank angreift, den Tower bedroht und wie die Straßen von London im Blut schwimmen. Eine Abteilung der zwölften leichten Dragoner - die Hoffnung der Nation - wird von Northampton herbeigerufen, um die Aufrührer zurückzuschlagen. Dabei wird der tapfere Hauptmann Frederick Tilney - Miß

Eleanors liebster Bruder - in dem Augenblick, als er an der Spitze seiner Leute zum Sturme ansetzt, von einem aus dem Fenster eines hochgelegenen Stockwerks geschleuderten Ziegelstein vom Pferd geworfen. Verzeihen Sie mir dieses Mißverständnis. Die Befürchtungen der Schwester gesellten sich zu der Schwäche der Frau; aber sonst ist sie keineswegs ein Dummkopf.«

Catherine sah bestürzt drein. »Da du uns auf diese Weise zum gegenseitigen Verständnis verhelfen hast, lieber Henry«, sagte Miß Tilney, »mache Miß Morland gleich deine eigenen Worte verständlich, um zu vermeiden, daß sie dich für sehr rücksichtslos gegen deine Schwester und für einen Grobian gegenüber dem weiblichen Geschlecht im allgemeinen hält. Miß Morland ist an deine eigentümliche Art nicht gewöhnt.«

»Ich werde mich nur zu glücklich preisen, sie damit vertrauter zu machen.«  
»Zweifellos! Aber das ist im Augenblick keine Erklärung.«

»Was soll ich denn tun?«

»Das weißt du recht gut! Zeige dich von deiner besten Seite und erkläre, daß du sehr hoch von dem Verständnis der Frauen denkst.«

»Miß Morland, ich denke sehr hoch von dem Verständnis aller Frauen auf Erden - besonders von denen, in deren Gesellschaft ich mich gerade befinde, gleichgültig, um welche es sich gerade handelt.«

»Das genügt nicht. Sei ernsthafter.«

»Miß Morland, niemand kann von dem Verständnis der Frauen eine höhere Meinung haben als ich. Die Natur hat ihnen so viel davon geschenkt, daß sie es nie für nötig halten, mehr als die Hälfte anzuwenden.«

»Wir werden jetzt nichts Ernsthafteres mehr aus ihm herausbringen, Miß Morland. Er lästert heute. Aber ich versichere Ihnen, es läge ein grobes Mißverständnis zugrunde, wenn er in Ihnen den Eindruck erweckt hätte, als urteile er unfreundlich über die Frauen.«

Catherine ließ sich mühelos davon überzeugen. Wenn auch seine Art dann und wann überraschte, seine Ansichten mußten richtig sein. Und was sie nicht verstand, bewunderte sie trotzdem ebenso bereitwillig wie jede seiner Handlungen. Der Spaziergang war entzückend; und wenn er auch zu früh endete, so doch sehr erfreulich. Ihre Freunde begleiteten sie ins Haus, und Miß Tilney bat sowohl Mrs. Allen wie auch Catherine um das Vergnügen, am übernächsten Tage bei den

Tilneys zu speisen. Mrs. Allen nahm ohne Umstände an, und Catherine hatte nur die einzige Schwierigkeit, ihre übermäßige Freude zu verbergen.

Der Morgen war so prächtig verlaufen, daß alles andere in den Hintergrund gerückt und kein Gedanke an Isabella und James in ihr aufgekommen war. Doch dann forderte die alte Zuneigung wieder ihre Rechte, aber Mrs. Allen hatte von keinem der beiden etwas gehört und konnte keine Auskunft geben.

Als Catherine im Laufe des Tages etwas Band einkaufte, wurde sie in der Bond Street von der zweitältesten Miß Thorpe überholt, die, von zwei süßen Mädchen flankiert, zu den Edgar-Villen zurückschlenderte. So erfuhr sie, daß die Fahrt nach Clifton doch stattgefunden hatte. »Sie sind heute morgen um acht Uhr aufgebrochen«, sagte Miß Anne, »ich beneide sie gewiß nicht um die Fahrt. Wir beide sind gut daran, nicht teilgenommen zu haben. Es muß entsetzlich langweilig sein! Um diese Jahreszeit ist in Clifton keine Menschenseele. Belle fuhr mit Ihrem Bruder und John mit Maria.«

Catherine äußerte Freude über diese Anordnung. »O ja«, nahm die andere wieder auf, »Maria ist mitgefahren. Sie war ganz versessen darauf. Sie verspricht sich unglaublich viel davon. Ich muß schon sagen, ich bedaure ihren Geschmack. Ich meinerseits wäre um keinen Preis mitgefahren, und wenn sie mich auch noch so gedrängt hätten.«

Catherine bezweifelte diesen Ausspruch mit gutem Grund, doch sie kam an einer Antwort nicht vorbei: »Ich wünschte, Sie hätten auch mitfahren können. Es ist wirklich schade, daß nicht für alle Platz war.«

»Danke schön, aber mir ist das wirklich ganz gleichgültig. Ich wäre unter keinen Umständen mitgefahren. Ich sagte das auch soeben zu Emily und Sophia, als Sie uns überholten.«

Da Anne zum Trost über die Freundschaft einer Emily und einer Sophia verfügte, sagte Catherine unbekümmert Lebewohl und kehrte heim. Sie freute sich, daß der Ausflug nicht durch ihre Absage verschoben worden war, und wünschte von Herzen einen schönen Verlauf.

## **Fünfzehntes Kapitel**

Früh am nächsten Morgen kam eine Nachricht von Isabella die in jeder Zeile Frieden und Zärtlichkeit atmete und um sofortige Anwesenheit ihrer Freundin bat

wegen einer Angelegenheit von äußerster Wichtigkeit. Catherine eilte in großer Neugier zu den Edgar-Villen.

Die beiden jüngeren Schwestern Thorpe waren allein im Salon; und während Anne hinausging, um Isabella zu holen, sprach Catherine mit Maria, zu deren größter Freude über die gestrige Fahrt. Catherine erfuhr, es sei der köstlichste Plan von der Welt gewesen; über alle Vorstellungen schön, herrlicher und himmlischer, als man sich denken könne. In diesen Worten erging sich die Schilderung der ersten fünf Minuten. Danach eröffneten sich mehr Einzelheiten - man sei unmittelbar bis zum York-Hotel gefahren, habe gefrühstückt und über das Dinner beraten, sei dann zur Brunnenhalle gegangen, habe das Wasser gekostet, einige Schillinge für Kleinigkeiten ausgegeben, darauf beim Konditor ein wenig Eis verzehrt, dann zum Hotel zurückgeeilt, das Mittagessen eilig heruntergeschlungen, um auf der Rückfahrt nicht in die Dunkelheit zu kommen. Die Heimfahrt sei köstlich gewesen, nur der Mond sei nicht herausgekommen und es habe auch ein wenig geregnet. Mr. Morlands Pferd sei so müde gewesen, daß es kaum noch vorwärts konnte.

Catherine lauschte mit großer Genugtuung. An Schloß Blaize schien niemand gedacht zu haben; und über das andere empfand sie nicht das geringste Bedauern. Marias Bericht schloß mit einem Strom zarten Mitleids für ihre Schwester Anne, die heute unausstehlich sei, weil sie von dem Ausflug ausgeschlossen war.

»Sie wird es mir nie verzeihen; aber wie konnte ich es ändern? John bestand auf meiner Teilnahme und schwor, Anne nicht ausfahren zu wollen, weil sie so dicke Fesseln hat. Jetzt wird sie wohl den ganzen Monat ihre schlechte Laune nicht wieder los. Aber ich habe mir vorgenommen, es ihr nicht nachzutragen; solch eine Kleinigkeit kann mich nicht aus der Ruhe bringen.«

Jetzt betrat Isabella mit beschwingtem Schritt und solch ausgeprägtem Selbstbewußtsein das Zimmer, daß es Catherines Aufmerksamkeit nicht entgehen konnte. Maria wurde ohne Umschweife hinausgeschickt, und nach gebührender Umarmung hub Isabella an: »Meine liebe Catherine, es ist Wirklichkeit! Dein Scharfblick hat dich nicht betrogen. Oh, dieser schalkhafte Ausdruck in deinen Augen! Du durchschaust auch alles!«

Catherines Erwiderung bestand in einem aus Überraschung und Unwissenheit gemischten Blick.

»Meine geliebte, süße Freundin«, fuhr die andere fort, »beruhige dich. Ich bin unglaublich aufgeregt, wie du wohl bemerkt hast. Wir wollen uns hinsetzen und in Ruhe miteinander sprechen. Du hast also in dem Augenblick, als mein Briefchen

kam, alles erraten? Du listiges Ding! O meine liebe Catherine, nur du, die du mein Herz kennst, kannst mein gegenwärtiges Glück ermessen! Dein Bruder ist der entzückendste aller Männer! Ich wünschte nur, ich wäre seiner würdiger. Aber was werden wohl deine lieben, guten Eltern sagen? Ach, wenn ich an sie denke, bin ich entsetzlich aufgeregt!«

In Catherine dämmerte es, und sie erkannte plötzlich den Zusammenhang. »Meine liebe Isabella, was meinst du damit? Ist es wirklich wahr, liebst du James?« rief sie bewegt.

Sie bemerkte jedoch schnell, daß diese kühne Behauptung nur die Hälfte des Geheimnisses erfaßte. Die herzliche Zuneigung, die sie in jedem Blick Isabellas, in jeder ihrer Handlungen dauernd hatte beobachten müssen, hatte auf dem Ausflug ihre Krönung in dem köstlichen Geständnis gegenseitiger Liebe gefunden. Niemals hatte Catherine etwas ähnlich Prickelndes, Wundervolles und Erfreuliches gehört. Ihr Bruder und ihre Freundin hatten sich einander versprochen! Ihr kam die Bedeutung des Augenblicks unaussprechlich groß vor, und sie betrachtete es als eines jener gewaltigen Ereignisse, die im Laufe des Lebens nur einmal geschehen. Sie war unfähig, die Stärke ihrer Gefühle auszudrücken, doch man umarmte einander und ließ die Freudentränen zusammenfließen.

So aufrichtig entzückt Catherine auch über diese neuen verwandtschaftlichen Bande war, so sei doch eingestanden, daß Isabella sie an zärtlicher Erwartung bei weitem übertraf »Du wirst mir so unendlich viel lieber sein als Anne oder Maria. Ich fühle, wieviel näher ich mit der lieben Familie Morland verbunden sein werde als mit meiner eigenen.«

Dieser Freundschaftsbeweis überstieg Catherines Fassungsvermögen. »Du bist deinem lieben Bruder so ähnlich«, fuhr Isabella fort, »daß ich dich vom ersten Augenblick anbetete. Bei mir ist der erste Eindruck immer entscheidend. Schon als Morland nach Weihnachten zu uns kam und ich ihn zum erstenmal erblickte, hatte ich mein Herz unwiederbringlich an ihn verloren. Ich erinnere mich, ich trug mein gelbes Kleid, und mein Haar war in Flechten aufgesteckt; und als ich in den Salon trat und John ihn mir vorstellte, glaubte ich, nie einen hübscheren Menschen gesehen zu haben.«

Darin erkannte Catherine im geheimen die Macht der Liebe. Denn, obgleich sie ihren Bruder verehrte und für all seine Gaben eingenommen war, für hübsch hatte sie ihn noch nie gehalten.

»Mir steht noch ganz deutlich vor Augen, daß Miß Andrew damals zum Tee bei uns war und ihr blaues Taftkleid trug; sie sah so himmlisch aus, daß ich

befürchtete, dein Bruder würde sich auf der Stelle in sie verlieben. Ich konnte deswegen die ganze Nacht nicht schlafen. O Catherine, all die schlaflosen Nächte, die ich um deinen Bruder hatte! Hoffentlich leidest du nie halb soviel. Ich weiß, ich bin entsetzlich mager geworden!

Aber ich will dich nicht mit der Beschreibung meiner Sorgen behelligen, du kennst sie ja vollauf Ich habe mich gewiß ständig verraten. Wie unvorsichtig habe ich von meiner besonderen Vorliebe für die Tracht des Geistlichen gesprochen! Aber ich war überzeugt, mein Geheimnis sei bei dir sicher.«

Catherine dachte, daß es gar nicht sicherer hätte sein können, trotzdem sie sich dieser Unwissenheit schämte und nicht länger darin zu beharren wagte. Auch schmeichelte es ihr, den listigen Scharfsinn und die liebevolle Anteilnahme zuzugestehen, die Isabella ihr unterschob. Sie erfuhr, daß ihr Bruder sofort nach Fullerton aufbrechen wolle, um die Eltern einzuweihen und ihre Zustimmung zu erlangen. Hierin lag für Isabella eine Quelle wirklicher Aufregung. Catherine suchte ihre eigene Überzeugung Isabella zu übermitteln, daß ihre Eltern sich nie den Wünschen ihres Sohnes widersetzen würden. »Es kann keine freundlicheren und mehr auf das Glück ihrer Kinder bedachten Eltern geben«, beteuerte sie. »Sie werden sogleich einwilligen, daran zweifele ich nicht.«

»Morland sagte genau das gleiche«, erwiderte Isabella, »Und doch wage ich es nicht zu hoffen; mein Vermögen ist so klein; sie werden nie einwilligen. Und dann dein Bruder, der jedes Mädchen heiraten könnte!«

Hierin erkannte Catherine von neuem die Macht der Liebe. »Wirklich, Isabella, du bist zu bescheiden. Der Vermögensunterschied kann doch nicht ins Gewicht fallen.«

»Meine süße Catherine, in deinem großmütigen Herzen bedeutet er nichts, das weiß ich; aber erwarte nicht bei allen Menschen die gleiche Selbstlosigkeit. Ich für mein Teil wünsche sehnlich, unsere Verhältnisse seien gerade umgekehrt gelagert. Verfügte ich über Millionen und wäre ich die Herrin der ganzen Welt, allein dein Bruder würde meine einzige Wahl sein und bleiben.«

Diese zarte Empfindung, die sich sowohl durch Vernunft als auch durch Neuheit auszeichnete, rief Catherine alle ihr bekannten Heldinnen ins Gedächtnis zurück, und sie fand, ihre Freundin habe nie lieblicher ausgesehen als beim Ausspruch dieses großartigen Gedankens. »Ich bin ganz sicher, daß sie zustimmen«, erklärte sie immer wieder; »und sie werden gewiß entzückt von dir sein.«

»Ich habe ja so bescheidene Wünsche«, meinte Isabella. »Ein noch so kleines Einkommen wäre ausreichend für mich. Wenn Menschen einander wirklich lieben, ist schon gemeinsame Armut Reichtum. Ich verabscheue Großartigkeit und möchte um die Welt nicht in London wohnen. Ein Häuschen in einem abgelegenen Dorf bedeutete Glückseligkeit für mich. In der Umgebung von Richmond gibt es einige entzückende Pavillons.«

»Richmond?« rief Catherine. »Ihr müßt in der Nähe von Fullerton leben und uns nahe sein!« »Oh, ich wäre auch sehr unglücklich, wenn das nicht ginge. Nur in deiner Nähe bin ich zufrieden. Aber alles ist müßig. Ich darf mich an solche Gedanken nicht verlieren, solange ich deines Vaters Antwort nicht kenne. Morland meint, wenn er sie heute abend nach Salisbury schickt, hätten wir sie morgen hier. Morgen! Ich werde nie den Mut aufbringen, den Brief zu

öffnen. Ich weiß, es wird mein Tod sein!«

Dieser Überzeugung folgte traumversunkene Stille; und als Isabella die Sprache wiederfand, geschah es nur, um sich über die Art ihres Hochzeitskleides klarzuwerden.

Dieser Konferenz wurde durch den ängstlichen jungen Liebhaber selbst ein Ende bereitet, der sich vor seinem Aufbruch nach Wiltshire zu einem Abschiedsseufzer einfand. Catherine wollte ihn beglückwünschen, aber sie fand keine Worte, und ihre Beredsamkeit lag nur in ihren Augen. Aus ihnen jedoch leuchteten die acht Bestandteile wohlgesetzter Rede so deutlich hervor, daß James sie leicht zusammenreimen konnte. Da er auf die Verwirklichung dessen brannte, was von seinen Eltern abhing, war sein Abschied kurz; und er hätte sich noch mehr beeilt, wäre er nicht durch Isabellas heiße Bitten, so schnell wie möglich aufzubrechen, zurückgehalten worden. Schon in der Tür, wurde er noch zweimal zurückgerufen und zur Eile gedrängt. »Morland, ich muß dich wirklich hinausjagen. Denk doch daran, wie weit du noch zu reiten hast. Ich kann es nicht ertragen, dich hier so herumstehen zu sehen. Bitte, vergeude deine Zeit nicht länger. Nun geh doch, geh! - Ich bitte jetzt!«

Die beiden Freundinnen, deren Herzen mehr denn je aneinandergекettet waren, trennten sich den ganzen Tag nicht, und mit glücklichem Pläneschmieden flogen die Stunden dahin. Mrs. Thorpe und John, die eingeweiht waren und nur auf die Zustimmung der Eltern Morlands warteten, um Isabellas Verlöbniß hinauszuposaunen als das glücklichste Ereignis, das ihrer Familie zustoßen konnte, durften an den Beratungen teilnehmen und mit bedeutungsvollen Blicken und geheimnisvollen Aussprüchen dazu beitragen, das Maß der Neugier bei den

weniger glücklichen jüngeren Schwestern voll zu machen. Catherines einfachem Empfinden schien diese seltsame Zurückhaltung weder freundlich gemeint noch beharrlich durchgeführt; und sie hätte diese Lieblosigkeit kaum unerwähnt hingehen lassen, wenn die Ungewißheit die beiden Schwestern härter getroffen hätte. Aber Anne und Maria versuchten einander mit der scharfsinnigen Bemerkung zu übertrumpfen: »Ich weiß was!« und verbrachten den Abend in einer Art Geisterkrieg, einem Schauspiel familiärer Erfindungskunst, die in der Verschleierung eines vermeintlichen Geheimnisses und unbestimmten Vermutungen bestand, die beiderseits gleich scharfsinnig durchgeführt wurden. Auch am nächsten Tag weilte Catherine bei Isabella, um sie aufzuheitern und ihr die vielen angstvollen Stunden bis zur Postverteilung zu vertreiben. Als die Zeit heranrückte, wo man den Brief erwarten konnte, wurde Isabella immer verzagter; sie steigerte sich bis zu dessen Eintreffen in einen Zustand echter Niedergeschlagenheit hinein. Aber wo blieb diese Pein, als der Brief endlich in ihren Händen lag? Sie las: »Ich erlangte die Zustimmung meiner Eltern ohne Schwierigkeit, und sie versprachen mir, zur Förderung meines Glückes alles zu tun, was in ihren Kräften stehe.« Und sogleich schwamm alles in freudiger Sicherheit. Helle Glut verbreitete sich über Isabellas Züge, Sorgen und Befürchtungen waren dahin, ihr Glück sprengte alle Grenzen der Beherrschung, und sie pries sich in überschwenglichen Wendungen als das glücklichste Wesen unter allen Sterblichen.

Mit Tränen der Freude umarmte Mrs. Thorpe ihre Tochter, ihren Sohn, ihren Gast und hätte die Hälfte der Bewohner von Bath vor Freude umarmen mögen. Ihr Herz quoll über von Zärtlichkeit. Es hieß nur noch »lieber John« und »liebe Catherine«; die »liebe Anne und liebe Maria« mußten sogleich teilhaben an ihrer Glückseligkeit, und das doppelte »lieb« vor Isabellas Namen war nicht mehr, als dieses gute Kind jetzt verdiente. Selbst John drückte sich nicht vor der allgemeinen Freude. Er bedachte Mr. Morland nicht nur mit dem hohen Attribut, einer der feinsten Burschen auf Erden zu sein, sondern schwor auch viele Eide zu seinem Lobe.

Der Brief, der all diese Glücksgefühle auslöste, war kurz und enthielt wenig mehr als die Versicherung des Erfolges. Einzelheiten wurden bis zum nächsten Brief aufgeschoben. Aber Isabella wollte gerne darauf warten. Das Wichtigste war erreicht: Mr. Morlands Versprechen, nach bestem Können zu helfen. Aufweiche Weise sich ihr Einkommen gestalten würde - ob die Eltern Morlands sich von einem Grundstück trennen oder gut angelegtes Geld überschreiben würden -, damit beschäftigte sich ihr selbstloser Sinn nicht. Es genügte ihr, einer ehrenvollen und schleunigen Heirat sicher zu sein, und sie überflog gierig alle damit verbundenen

glücklichen Umstände. Nur noch wenige Wochen, und sie wurde von allen Bekannten Fullertons bewundert und von allen geschätzten Freunden beneidet, sie hatte dann einen Wagen zur Verfügung, einen neuen Namen auf ihren Besuchskarten und eine Anzahl glänzender Ringe an ihrer Hand.

Sobald sich der Inhalt des Briefes herumgesprochen hatte, traf John Thorpe Vorbereitungen für seine Abreise nach London, die er der erwarteten Nachricht wegen aufgeschoben hatte. »Nun, Miß Morland«, begann er seine Abschiedsrede, als er Catherine allein im Salon traf, »ich bin gekommen, um Ihnen Lebewohl zu sagen.« Catherine wünschte ihm eine gute Reise. Er schien es überhört zu haben, schritt zum Fenster hinüber, machte sich dort zu schaffen, summt ein Liedchen und schien völlig mit sich selbst beschäftigt.

»Werden Sie nicht zu spät nach Devizes kommen?« fragte Catherine. Er antwortete nicht; aber nach kurzem Schweigen schoß es heraus: »Meiner Seel, wirklich ein guter Gedanke, so zu heiraten! Da haben Morland und Belle mal wieder einen feinen Plan ausgeheckt! Was halten Sie davon, Miß Morland? Ich finde es gar nicht so übel.«

»Ich halte es für wunderschön.«

»Wirklich? Das nenne ich ehrlich, beim Himmel! Aber ich bin froh, daß Sie kein Feind des Ehestandes sind. Kennen Sie das Sprichwort: >Wenn man zu einer Hochzeit geht, gibt es bald eine zweite<? Sie kommen doch bestimmt zu Beiles Hochzeit?«

»Ja, ich habe Ihrer Schwester versprochen, dabeizusein, sofern es eben möglich ist.« »Und dann, wissen Sie«, er wand sich und zwang sich zu einem albernen Lachen, »ich sage, dann, wissen Sie, wollen wir sehen, ob das Sprichwort die Wahrheit sagt.« »Meinen Sie? Nun, ich wünsche Ihnen eine gute Reise. Ich Speise heute bei Miß Tilney und muß jetzt heimgehen.«

»Nein, nein, solch verfluchte Eile ist gar nicht nötig. Wer weiß, wann wir wieder zusammentreffen. Ich werde erst in vierzehn Tagen wieder hier sein. Und das wird eine verteufelt lange Zeit für mich werden.«

»Warum bleiben Sie dann so lange fort?« erwiderte Catherine, weil er auf eine Antwort wartete.

»Diese Frage ist jedenfalls recht freundlich von Ihnen - freundlich und gutmütig. Ich werde sie so schnell nicht wieder vergessen. Aber Sie besitzen mehr Gutmütigkeit als ein anderes lebendes Wesen, glaube ich. Eine enorme Gutmütigkeit und das ist es nicht allein, sondern Sie haben so viel an sich, so viel

von allem, und dann solch eine . Bei meiner Seel, mit Ihnen kann es keine aufnehmen!«

»Es gibt wahrscheinlich genug Menschen, die mir gleichen. Aber jetzt >Guten Morgen<!« »Aber ich wollte noch etwas sagen, Miß Morland. Ich werde in Kürze nach Fullerton kommen, um meine Aufwartung zu machen, wenn es nicht unerwünscht ist.« »Bitte, tun Sie es nur. Meine Eltern werden sich freuen, Sie kennenzulernen.« »Und ich hoffe - ich hoffe zuversichtlich, Miß Morland, Sie werden nicht bedauern, mich wiederzusehen.«

»O du liebe Zeit, nicht im geringsten. Es gibt nur wenig Menschen, die ich nicht gern sehe. Gesellschaft bringt immer Unterhaltung.«

»Geradeso denke ich auch. Gebt mir nur ein wenig heitere Gefährten, laßt mich nur die Gesellschaft genießen, die ich liebe, laßt mich nur dort sein, wo es mir gefällt und mit wem es mir beliebt, das übrige mag der Teufel holen, sage ich immer. Und es freut mich aufrichtig, von Ihnen das gleiche zu hören. Aber es scheint mir, Miß Morland, Sie und ich denken über mancherlei sehr gleich, ich möchte fast sagen, über das meiste.«

»Vielleicht stimmt das; denn über die meisten Dinge bin ich mir auch nicht im klaren.« »Beim Zeus! Ich auch nicht. Ich mag meinen Verstand nicht mit Dingen beschweren, die

mich nichts angehen. Meine Ansicht von der Welt ist einfach genug. Laßt mich nur das Mädchen haben, das mir gefällt, und ein gutes Dach über dem Kopf, was kümmert mich dann das andere! Vermögen spielt keine Rolle. Ich werde selbst ein gutes Einkommen haben; und wenn sie keinen Penny hätte, um so besser.«

»Da denke ich ganz wie Sie. Wenn auf der einen Seite Vermögen ist, dann bedarf es dessen auf der anderen nicht. Gleichgültig, wer es hat, wenn es nur ausreicht. Ich finde es abscheulich, wenn ein großer Besitz nach dem anderen ausschaut. Und um des Geldes willen zu heiraten ist wohl das Abscheulichste auf der Welt. Guten Morgen! Wir werden uns freuen, Sie in Fullerton zu begrüßen.« Damit ging sie hinaus. Trotz all seiner Ritterlichkeit vermochte er es nicht, sie zurückzuhalten. Solch nichtiger Mitteilungen wegen, und um einen Besuch anzusagen, konnte sie sich nicht aufhalten lassen. Sie eilte davon und ließ ihn in dem ungeteilten Bewußtsein seiner glücklichen Eröffnung und ihrer unmißverständlichen Ermunterung zurück. Gemäß ihrer eigenen freudigen Erregung über das Verlöbniß ihres Bruders erwartete sie auch bei den Allens Überraschung angesichts des wunderbaren Ereignisses. Wie groß aber war ihre Enttäuschung! Die wichtige, mit vielen einleitenden Worten hervorgebrachte Angelegenheit war von ihnen seit

James' Eintreffen vorausgesehen worden. Man faßte seine Empfindungen in dem Wunsch für eine glückliche Zukunft des jungen Paares zusammen, dem der Herr eine Bemerkung über Isabellas Schönheit hinzufügte und die Dame über deren guten Griff. Catherine wunderte sich über soviel Gefühllosigkeit. Doch die Eröffnung, James sei am vergangenen Tage nach Fullerton abgereist, erregte Mrs. Allen. Sie bedauerte lebhaft und anhaltend, daß man ihr diese Reise verheimlicht habe. Wenn sie von James' Absicht gewußt und ihn vorher noch gesprochen hätte, würde sie ihn gewiß mit den besten Grüßen an seine Eltern und den ergebensten Empfehlungen an alle Skinners bemüht haben.

## Sechzehntes Kapitel

Catherine hatte an ihren Besuch in der Milsom Street so hohe Erwartungen geknüpft, daß eine Enttäuschung unvermeidlich war. Der General empfing sie zwar äußerst höflich, seine Tochter hieß sie freundlichst willkommen, und auch Henry fehlte nicht. Aber wieder zu Hause, bedurfte es keiner langen Gefühlsergründung, um ihr dennoch zu zeigen, daß ihre Erwartungen hinsichtlich dieser Verabredung sich keineswegs erfüllt hatten. Anstatt ihre Bekanntschaft mit Miß Tilney zu vertiefen, schien die bisherige Vertraulichkeit sogar gelitten zu haben. Anstatt Henry Tilney von einer noch angenehmeren Seite in der Behaglichkeit des Familienkreises kennenzulernen, hatte sie ihn noch nie so schweigsam und wenig angenehm gefunden. Und trotz aller Höflichkeit des Vaters, trotz seiner Schmeicheleien war es eine Erlösung, ihn zu verlassen. Sie verstand das nicht. An General Tilney konnte es doch nicht gelegen haben. Ohne Zweifel, er war äußerst angenehm und freundlich, überhaupt ein reizender Mann, groß und hübsch und außerdem Henrys Vater. Ihm war doch nicht die Schuld zuzuschreiben, daß seine Kinder so wenig vergnügt waren und der Gast so wenig Gefallen an seiner Gesellschaft gefunden hatte. Sie hoffte schließlich, das erstere sei ein Zufall und das letztere auf ihre eigene Dummheit zurückzuführen. Als Isabella Einzelheiten über den Besuch hörte, deutete sie es jedoch ganz anders. Es war Stolz, Stolz - unleidlicher Hochmut und Stolz! Sie hatte schon lange die Familie für hochnäsiger gehalten, dies war die Bestätigung. Eine solche Unverfrorenheit wie Miß Tilneys Verhalten sei ihr noch nicht vorgekommen. Nicht einmal geziemend die Honneurs ihres Hauses zu machen! Sich einem Gast gegenüber so hochmütig zu zeigen! Kaum mit ihm zu sprechen!

»So schlimm war es nun nicht, Isabella; von Hochmut kann man eigentlich nicht sprechen; sie war sogar sehr höflich.«

»Oh verteidige sie nur nicht! Und dann der Bruder, der dir so zugetan schien! Du lieber Himmel! Ja, die Gefühle mancher Menschen sind unverständlich. Er hat dich also kaum angesehen?«

»Das habe ich nicht behauptet; aber er schien nicht recht in Stimmung zu sein.«  
»Wie verächtlich! Von allen Dingen der Welt verabscheue ich nichts so wie Unbeständigkeit.

Ich flehe dich an, denk doch nicht mehr an ihn, meine liebe Catherine. Er ist deiner wirklich nicht wert.«

»Nicht wert? Vermutlich denkt er überhaupt nicht an mich.«

»Das sage ich ja gerade; er denkt überhaupt nicht an dich! Solch ein Wankelmut! Oh, wie anders ist da dein und mein Bruder! Ich glaube wirklich, John hat das beständigste Herz.« »Aber höflicher und aufmerksamer als General Tilney, versichere ich dir, war überhaupt noch nie jemand gegen mich. Er schien nur darauf bedacht, mich zu unterhalten und zu beglücken.«

»Gegen ihn habe ich nichts einzuwenden; ihm werfe ich keinen Stolz vor. Ich halte ihn für einen wahren Edelmann.

John denkt sehr hoch von ihm, und Johns Urteil . . .«

»Na, ich werde ja sehen, wie sie sich heute abend gegen mich verhalten; wir werden sie auf dem Ball treffen.«

»Muß ich denn dabei sein?«

»Wolltest du nicht? Ich dachte, es sei sicher.« »Nun, da dir soviel daran liegt, kann ich es dir nicht abschlagen. Aber nimm es mir nicht übel, wenn ich nicht übermäßig bei Stimmung bin; denn wie du weißt, ist mein Herz vierzig Meilen weit fort. Und sprich mir bitte nicht von Tanzen; das kommt gar nicht in Betracht. Ich bin überzeugt, Charles Hodges wird mich darum bestürmen; aber ich werde ihn sehr kurz abfahren lassen. Zehn zu eins gewettet, daß er den Grund errät, und eben das möchte ich vermeiden; ich werde somit darauf bestehen müssen, daß er seine Vermutungen für sich behält.«

Isabellas Ansichten über die Tilneys beeinflussten Catherine nicht weiter. Sie war überzeugt, daß in dem Verhalten der Tilneys keinerlei Unfreundlichkeit gelegen habe und ihre Herzen nicht von Stolz verhärtet seien. Der Abend belohnte ihr Vertrauen: Eleanor begegnete ihr mit der alten Freundlichkeit und Henry mit der gewohnten Aufmerksamkeit. Miß Tilney suchte ihre Gesellschaft, und Henry bat sie zum Tanz.

Da sie am Tage vorher in der Milsom Street gehört hatte, daß auch der ältere Bruder, Hauptmann Tilney, stündlich erwartet werde, war sie nicht um den Namen eines sehr eleganten, hübschen jungen Mannes verlegen, den sie früher nie bemerkt hatte und der offensichtlich zu ihrer Gesellschaft gehörte. Sie betrachtete ihn bewundernd und hielt es für möglich, daß andere Menschen ihn noch hübscher fanden als seinen Bruder. Aber seine Miene dünkte sie anmaßend und seine Haltung weniger einnehmend. Auch sein Benehmen mißfiel ihr, als er vor ihren Ohren nicht nur das Tanzen weit von sich wies, sondern Henry, der diese Möglichkeit erwog, laut verspottete. Daraus darf man entnehmen, daß seine Bewunderung für unsere Heldin, wie er auch sonst von ihr denken mochte, ziemlich ungefährlicher Natur war und weder zu Feindschaft zwischen den beiden Brüdern noch zu Nachstellungen für Catherine führen würde. Er wird kaum der Anstifter der drei Bösewichter in großen Kutscherpelerinen gewesen sein, die sie zu einem späteren Zeitpunkt in eine vierspännige Reisekutsche zwingen, die dann mit unglaublicher Geschwindigkeit davonrast. Catherine wurde vorerst von keiner Vorahnung über ein derartiges Unheil geplagt; sie wußte nur, daß ein - ach, so kurzer - Tanz vor ihr lag. Sie genoß das Glück mit Henry Tilney so recht von Herzen, lauschte mit glänzenden Augen jedem seiner Worte, und indem sie ihn für unwiderstehlich hielt, wurde sie es auch.

Gegen Ende des ersten Tanzes fand Hauptmann Tilney sich wieder ein und zog zu Catherines Kummer seinen Bruder beiseite, wo sie miteinander flüsterten. Sie litt trotzdem nicht unter der Befürchtung, Hauptmann Tilney könne etwas Nachteiliges über sie gehört haben und es nun seinem Bruder mitteilen, um ihn für immer von ihr zu trennen; aber es verursachte ihr dennoch einigermaßen unbehagliche Gefühle, als ihr Tanzpartner auf diese Weise ihren Blicken entzogen wurde. Ganze fünf Minuten währte dieses Hangen und Bängen, ehe die beiden zu ihr zurückkehrten. Statt einer Erklärung fragte Henry, ob Isabella sich auf einen Tanz freue, denn sein Bruder möchte sie darum bitten und wünsche, ihr vorgestellt zu werden. Catherine erwiderte, Miß Thorpe wolle ihres Wissens heute überhaupt nicht tanzen. Die grausame Antwort wurde dem Bruder weitergegeben, der sich kurzerhand abwandte und davonging.

»Ihr Bruder wird es gewiß nicht bedauern«, sagte Catherine, »denn ich hörte ihn vorhin sagen, er hasse das Tanzen; aber es war doch sehr freundlich von ihm, daran zu denken, als er Isabella dasitzen sah und der Meinung war, sie warte auf einen Tänzer. Aber das ist nicht der Fall, sie will um keinen Preis tanzen.«

Henry erwiderte lächelnd: »Wie leicht fällt es Ihnen doch, die Beweggründe für anderer Leute Handlungsweisen zu verstehen!«

»Wieso?«

»Sie fragen nicht: >Wie mag sich wohl ein anderer beeinflussen lassen, welcher Lockung am ehesten nachgeben?<, sondern: >Wie würde ich mich verhalten, was könnte mich veranlassen, so oder so zu handeln?«\* »Ich verstehe Sie nicht.«

»Wir gehen von ganz verschiedenen Voraussetzungen aus, denn ich verstehe Sie nur zu gut.« »Mich? Ja? Ich kann nicht gut genug reden, um mich unverständlich zu machen.« »Bravo! Ein ausgezeichnete Hieb auf die moderne Sprache!«

»Aber so sagen Sie mir doch bitte, was Sie meinen.«

»Soll ich das wirklich? Ist es Ihr ernster Wunsch? Und sind Sie sich auch über die Folgen im klaren? Es könnte Sie in Verlegenheit bringen und vielleicht auch eine Unstimmigkeit zwischen uns hervorrufen.«

»Nein, weder das eine noch das andere! Ich bin nicht bange.«

»Nun denn: Ich wollte sagen, wenn Sie glauben, der Wunsch meines Bruders, mit Miß Thorpe zu tanzen, sei nur reiner Freundlichkeit entsprungen, so überzeugt mich das nur wieder von Ihrer Freundlichkeit und daß Sie mehr davon besitzen, als man sonst vorfindet.«

Catherine wehrte errötend ab. Somit bewahrheitete sich die Voraussage. Etwas in seinen Worten wog die Verwirrung auf und beschäftigte ihre Gedanken so sehr, daß sie das Zuhören und Sprechen vergaß und fast nicht einmal mehr wußte, wo sie war. Erst Isabellas Stimme schreckte sie auf, und aufblickend gewährte Catherine sie und Hauptmann Tilney beim Tanz.

Isabella zuckte mit den Schultern und lächelte - als Erklärung für die außerordentliche Sinnesänderung.

»Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie das zugegangen ist«, sagte Catherine überrascht. »Isabella wollte sich doch jedem Tanz entziehen.«

»Und hat Isabella noch nie ihre Meinung geändert?« »Oh! Aber, weil--- UndIhrBruder! Warum ging er zu ihr und forderte sie auf, trotzdem Sie ihm meine Antwort übermittelt hatten?« »Sie hießen mich Ihrer Freundin wegen überrascht zu sein, und so bin ich es; aber meinem Bruder habe ich das zugetraut. Miß Thorpes Schönheit zog ihn an, und von ihrer Beständigkeit

konnten nur Sie überzeugt sein.«

»Sie scherzen! Aber, glauben Sie mir, im allgemeinen ist Isabella gar nicht wankelmütig.« »Immer fest zu bleiben, ist oft gleichbedeutend mit Starrsinn. Die

Entscheidung, wann man nachgibt, ist eine Probe für die Urteilskraft. Und ohne meinen Bruder zu loben, möchte ich sagen, daß Miß Thorpe den Zeitpunkt des Nachgebens keineswegs schlecht gewählt hat.«

Als Catherine und Isabella nach dem Ball Arm in Arm vertraulich im Saal umherwanderten, meinte Isabella: »Ich wundere mich gar nicht über dein Erstaunen. Aber ich bin wirklich todmüde. Er ist ein solcher Prahlhans! Zwar ganz unterhaltend, wenn meine Gedanken nicht anderweitig beschäftigt gewesen wären. Aber ich hätte die Welt darum gegeben, allein zu sein.«

»Warum hast du es dann nicht getan?«

»Oh, mein liebes Kind, es hätte doch merkwürdig ausgesehen; und du weißt, wie ich das zu vermeiden suche. Ich lehnte ab, solange ich Gründe fand. Aber er ließ keinen gelten. Du kannst dir nicht vorstellen, wie er in mich gedrungen ist. Ich bat ihn, sich eine andere Tänzerin zu suchen; aber nein, er lehnte es ab. Nachdem er sich um mich bemüht hätte, wolle er keine andere im ganzen Saale. Er wollte nicht etwa nur tanzen, nein, er wollte um jeden Preis in meiner Nähe sein. Ach, solch ein Unsinn! Ich sagte ihm, er habe eine sehr unpassende Art gewählt, um mich zu überreden, denn ich würde über alles in der Welt Schmeicheleien hassen. Und so - ja, so merkte ich, daß er keinen Frieden gäbe, wenn ich nicht mit ihm tanzte. Außerdem hätte es Mrs. Hughes verübelt, die ihn vorstellte. Und dein lieber Bruder - es hätte ihn sicherlich sehr bekümmert, wenn er gehört hätte, daß ich den ganzen Abend ohne Tänzer geblieben wäre. Ich bin so froh, daß es vorbei ist. Mein Verstand ist ganz erschöpft vom angespannten Lauschen auf seinen Unsinn. Übrigens ist er so ein fescher Bursche, daß ich wohl bemerkte, wie alle Welt uns nachschaute.«

»Ja, er ist sehr hübsch.«

»Hübsch? Nun ja, ich glaube wohl. Die Leute werden ihn wohl bewundern. Aber er ist ganz und gar nicht mein Ideal. Ich hasse rote Wangen und dunkle Augen bei einem Mann. Er ist jedoch sehr gut, hm - erstaunlich eingebildet. Weißt du, ich ein paarmal ziemlich abblitzen lassen, wie es meine Art ist.«

Am nächsten Tag hatten sie ein spannendes Thema zu besprechen. James Morlands zweiter Brief war eingetroffen, worin er die freundlichen Absichten seines Vaters erläuterte.

Eine Pfründe, deren gleichzeitiger Schutzherr und Inhaber Morland war, wollte er seinem Sohne abtreten, sobald dieser alt genug sei, sie zu übernehmen. Sie brachte jährlich vierhundert Pfund ein - wirklich kein kleines Einkommen, und kein

unbedeutendes Geschenk an eins von zehn Kindern. Ein Grundstück vom gleichen Wert sollte ihm als zukünftiges Erbe zugesichert werden.

James anerkannte es dankbar und trug die Notwendigkeit, noch zwei bis drei Jahre auf die Heirat warten zu müssen, ohne Murren. Es war zwar unwillkommen, aber nicht anders zu erhoffen gewesen. Catherine, deren Erwartungen unsicher wie die Vorstellungen von ihres Vaters Einkommen gewesen waren, ließ sich in diesem Falle in ihrem Urteil von ihrem Bruder leiten und war gleichfalls befriedigt. Sie gratulierte Isabella, daß sich alles so glücklich gewendet habe.

»Es ist wirklich sehr reizend«, sagte Isabella mit ernstem Gesicht.

»Mr. Morland hat sich wirklich äußerst freundlich gezeigt«, äußerte die sanfte Mrs. Thorpe und blickte ängstlich auf ihre Tochter. »Könnte ich nur ein Gleiches tun! Man kann wirklich nicht mehr von ihm erwarten. Sollte er erkennen, daß er nach und nach mehr leisten kann, dann wird er gewiß dazu bereit sein; denn ich bin überzeugt, er ist ein ausgezeichnete, gutherziger Mann. Vierhundert ist für den Anfang zwar ein kleines Einkommen; aber deine Wünsche, meine liebe Isabella, sind ja so bescheiden; du denkst gar nicht einmal daran, wie wenig du brauchst, mein liebes Kind.«

»Nicht für mich wünschte ich etwas mehr; aber der Gedanke ist mir unerträglich, die Ursache für eine Beschränkung meines lieben James zu sein. Er muß sich mit einem Einkommen begnügen, das kaum zur Bestreitung der einfachsten Lebensbedürfnisse reicht. Mir selbst macht das nichts aus. Ich denke niemals an mich.«

»Das weiß ich, mein liebes Kind. Und du wirst immer durch die Liebe belohnt werden, die man dir darum entgegenbringt. Kein zweites Mädchen wird so von all ihren Freunden geliebt wie du; und ich bin überzeugt, wenn Mr. Morland dich erst sieht, mein liebes Kind. Aber wir wollen unsere liebe Catherine nicht mit solchen Dingen betrüben. Mr. Morland hat sich wirklich sehr gütig gezeigt. Ich habe immer schon gehört, daß er ein ausgezeichnete Mann ist. Und du kennst unsere Lage, mein Liebling. Wir müssen natürlich annehmen, daß er noch mehr ausgesetzt hätte, wenn du ein ordentliches Vermögen besädest, denn er muß ein sehr freigebiger Mann sein.«

»Niemand denkt wohl höher von Mr. Morland als ich. Aber weißt du, jeder hat seinen Fehler; und jeder kann mit seinem Geld tun und lassen, was er will.«

Catherine fühlte sich durch diese Andeutungen verletzt. »Ich bin überzeugt, daß mein Vater tut, was nur in seinen Kräften steht«, sagte sie.

Isabella nahm sich zusammen. »Meine süße Catherine, darüber besteht kein Zweifel, und du kennst mich gut genug, um zu wissen, daß selbst ein noch kleineres Einkommen mich zufriedenstellen würde. Nicht der Mangel an Geld verdirbt mir im Augenblick ein wenig die Laune. Ich hasse das Geld; und wenn wir selbst mit nur fünfzig Pfund im Jahr sofort heiraten könnten, wäre mir jeder Wunsch erfüllt. Ach, meine liebe Catherine, du hast mich durchschaut. Das ist der ganze Kummer - die langen, endlosen zwei Jahre und noch ein halbes dazu, die noch vergehen sollen, ehe dein Bruder die Pfründe erhält.«

»Ja, ja, mein Liebling, meine Isabella«, bemerkte Mrs. Thorpe; »du läßt uns bis in den letzten Winkel deines Herzens schauen. Du kannst dich nicht verstellen. Wir verstehen deine augenblickliche Verstimmung durchaus. Und man muß dich um dieser edlen, ehrlichen Liebe willen nur noch höher schätzen.«

Catherines Unbehaglichkeit ließ nach. Sie zwang sich zu glauben, der Aufschub der Heirat sei wirklich die einzige Quelle für Isabellas Kummer. Und als sie ihre Freundin am nächsten Tag ebenso heiter und liebenswürdig fand wie je, wollte sie vergessen, daß sie daran für eine Minute gezweifelt hatte. James folgte bald seinem Briefe und wurde mit reizender Freundlichkeit empfangen.

## **Siebzehntes Kapitel**

Für die Allens war die sechste Woche ihres Aufenthaltes in Bath angebrochen. Ob es wirklich die letzte war, diese Frage bereitete Catherine ein wenig Herzklopfen. Sollte ihre Bekanntschaft mit den Tilneys so bald ein Ende finden? Ihr ganzes Glück war gefährdet, solange die Sache in der Schwebe war, und es war mit dem Beschluß gesichert, die Wohnung für weitere vierzehn Tage zu mieten. Außer der Freude, gelegentlich Henry Tilney zu begegnen, versprach sich Catherine von diesen zusätzlichen zwei Wochen nur wenig. Durch James' Verlobung war sie ein oder zweimal verlockt worden, sich einem heimlichen »Vielleicht« hinzugeben; aber durchweg begnügte sie sich mit der Aussicht, noch einige Zeit mit ihm zu verbringen. Noch drei ganze Wochen würde es währen. Für diese Spanne war ihr Glück gesichert, darüber hinaus rückte der Rest ihres Lebens in weite, unwirkliche Ferne. Am Morgen der Entscheidung besuchte Catherine Miß Tilney und schüttete all ihre freudigen Gefühle vor ihr aus. Aber es sollte ein Tag der Prüfungen werden. Denn sie hatte kaum ihr Entzücken über die Verlängerung von Mr. Allens Aufenthalt ausgedrückt, als Miß Tilney von der soeben gefällten Entscheidung ihres Vaters berichtete, Bath Ende nächster Woche zu verlassen. Das war ein Schlag! Die Ungewißheit des Morgens war Behaglichkeit und Ruhe gewesen im

Vergleich zu der jetzigen Enttäuschung. Catherines Stimmung sank; und wie ein Echo wiederholte sie mit dem Ton aufrichtigsten Bedauerns Miß Tilneys abschließende Worte: »Ende nächster Woche!«

»Man kann meinen Vater selten dazu bringen, von dem Wasser mehr als eine anständige Kostprobe, wie ich es nenne, zu nehmen. Er ist über das Ausbleiben einiger Freunde enttäuscht, die er hier zu treffen hoffte, und da es ihm im Augenblick recht gutgeht, drängt er nach Hause.« »Das tut mir sehr leid«, sagte Catherine niedergeschlagen, »hätte ich das vorher gewußt . . .« »Vielleicht«, meinte Miß Tilney ein wenig verlegen, »wären Sie so freundlich . . ., es würde mich sehr glücklich machen, wenn ...«

Der Eintritt des Generals beendete die höfliche Rede, gerade als Catherine hoffte, man werde einen Briefwechsel vereinbaren. Nach der üblichen zuvorkommenden Begrüßung sagte er zu seiner Tochter: »Nun, Eleanor, darf ich dir Glück wünschen? Hat deine Bitte den gewünschten Erfolg gehabt?« »Ich wollte soeben davon sprechen, Papa, als du hereinkamst.«

»Dann nur zu. Ich weiß, wie sehr dein Herz daran hängt. -Miß Morland«, fuhr er fort, ohne ihr zum Sprechen Zeit zu lassen, »meine Tochter hat einen sehr kühnen Wunsch. Wir verlassen Bath, wie sie Ihnen wohl schon erzählt hat, Sonnabend über acht Tage. Einem Brief meines Verwalters entnehme ich, daß meine Anwesenheit daheim erforderlich ist; und da ich leider meine beiden alten Freunde, den Marquis von und General Courteney, hier nicht getroffen habe, nichts länger zurück. Wenn unser selbstsüchtiges Ansinnen bei Ihnen Erfolg hat, reisen wir ohne Bedauern ab. Kann man Sie überreden, diesen Schauplatz öffentlichen Triumphes zu verlassen und Ihrer Freundin Eleanor Ihre Gesellschaft in Gloucestershire zu schenken? Ich schäme mich fast, dieses Ansinnen zu stellen, obgleich seine Vermessenheit wahrscheinlich jedem Menschen in Bath größer als Ihnen selbst erscheinen wird. Eine Bescheidenheit wie die Ihre - doch möchte ich Ihnen nicht um die Welt durch öffentliches Lob Schmerz bereiten. Wenn Sie trotzdem zu bewegen wären, uns mit Ihrem Besuch zu beehren, würden Sie uns sehr glücklich machen. Wir können Ihnen zwar nichts bieten, was den Vergnügungen dieses Ortes gleichkäme, Sie weder durch Unterhaltungen noch durch Glanz verlocken; denn unsere Lebensweise ist einfach und anspruchslos, wie Sie sehen. Aber wir werden nichts unterlassen, um Ihnen die Abtei von Northanger nicht gänzlich unangenehm zu machen.«

Die Abtei von Northanger! Welch verlockende Worte! Und Wie sie Catherines Begeisterung steigerten! Kaum vermochte sie ihr Entzücken in den Grenzen erträglicher Gelassenheit zu halten. Eine so schmeichelhafte Einladung! Und die

Ehre, die gegenwärtigen Freuden und zukünftigen Hoffnungen! Bereitwilligst stimmte sie zu, nur mit dem einschränkenden Vorbehalt der Einwilligung ihrer Eltern. »Ich werde sogleich schreiben, und wenn sie nichts dagegen haben, was ich kaum erwarte...«

General Tilney war nicht weniger hoffnungsfroh. Er hatte bereits ihren Freunden in der Pulteney Street seine Aufwartung gemacht und deren Zustimmung erlangt. »Da sie nichts gegen Ihre Reise einwenden, dürfen wir auch die Zustimmung Ihrer Eltern erwarten.«

Miß Tilney unterstützte die Bitte mit ernster, wenn auch sanfter Höflichkeit. Die Ereignisse des Morgens hatten Catherine durch alle Schattierungen von Ungewißheit, Sicherheit und Enttäuschung geführt; aber jetzt waren ihre Gefühle sicher verankert Und in begeisterter Stimmung, Henry im Herzen und die Abtei von Northanger auf ihren Lippen, eilte sie heimwärts, um nach Hause zu schreiben. Die Antwort kam schnell. Ihre Eltern verließen sich auf die Vorsicht ihrer Freunde, denen sie ihre Tochter anvertraut hatten, hegten keinen Zweifel an der Schicklichkeit der Bekanntschaft, die sich unter deren Augen angeknüpft hatte, und willigten in den Besuch ihrer Tochter in Gloucestershire ein. Diese zwar erwartete Nachgiebigkeit vervollständigte Catherines Überzeugung, daß sie mehr als andere mit Freunden und Glück gesegnet sei. Alles schien sich zu ihren Gunsten zu fügen. Durch die Güte der Allens war sie in jene Gefilde eingeführt worden, wo so viele Wonnen ihrer harrten. Wenn sie sich zu einem Menschen hingezogen fühlte, war es ihr gelungen, Gegenliebe zu erzeugen. Die Tilneys - an deren guter Meinung ihr besonders viel lag - übertrafen sogar ihre geheimsten Wünsche. Sie durfte ihr auserwählter Gast sein und auf Wochen mit dem Menschen, den sie vor allen anderen schätzte, unter einem Dache wohnen, und dieses Dach würde das einer Abtei sein! Ihre Vorliebe für alte Gebäude kam gleich nach ihrer Liebe für Henry Tilney, und Schlösser und Abteien waren Gegenstand ihrer Träumereien, wenn sie sich gewaltsam von seinem Bild ablenkte. Zinnen, Verliese und Klosterzellen durchstreifen war schon lange ihr Lieblingswunsch, obgleich sich bisher nie die Möglichkeit bot, diese Sehenswürdigkeit für länger als eine Stunde zu genießen. Und jetzt sollte das dennoch geschehen! Sie sollte in Northanger wohnen, in einer Abtei! Und sie malte sich lange, feuchte Gänge aus, enge Zellen, eine zerfallene Kapelle, und konnte die Hoffnung auf alte Sagen nicht unterdrücken und auf irgendeine grausige Erinnerung an eine vom Schicksal verfolgte unglückliche Nonne.

Wie seltsam, daß ihre Freunde trotz des Bewußtseins ihres ungewöhnlichen Besitzes so bescheiden blieben. Es war nur dem Umstand zuzuschreiben, daß

Vorzüge, in die hinein man geboren wird, gelassen hingenommen werden. Der Besitz der Abtei bedeutete ihnen nicht mehr als ihr persönlicher Adel.

## Achtzehntes Kapitel

Catherine merkte kaum, wie die Tage verflohen und daß sie Isabella nur für Minuten getroffen hatte. Das fiel ihr erst eines Morgens auf, als sie an Mrs. Allens Seite die Brunnenhalle entlangschritt und Isabella begegnete, die zu einer geheimen Beratung einladend auf eine Bank zusteuerte. »Dies ist mein Lieblingsplatz«, meinte sie, als sie sich niederließen. Man hatte von diesem Sitz aus einen guten Überblick über die ein- und abströmenden Menschen.

Isabellas Augen waren beständig, wie in eifriger Erwartung, auf eine der beiden Türen gerichtet. Bei dieser Beobachtung kam es Catherine in den Sinn, wie oft Isabella sie schlaue geheißen hatte. Jetzt bot sich Gelegenheit, es zu beweisen. Also sagte sie heiter: »Isabella, beunruhige dich nicht, James wird bald hier sein.«

»Halte mich doch nicht für so kindisch, ihn immer an mein Schürzenband zu fesseln! Es wäre entsetzlich, dauernd zusammen zu sein; wir wären das Gespött des Ortes. Du willst also nach Northanger? Das freut mich unglaublich! Es ist eine der schönsten alten Besitzungen in England, habe ich gehört. Ich erwarte eine peinlich genaue Beschreibung von dir.«

»Du sollst das Beste bekommen, dessen ich fähig bin! Aber auf wen lauerst du denn eigentlich? Kommen deine Schwestern?«

»Ich schaue nach niemand aus. Man muß doch irgendwo seine Augen haben, und du kennst ja meine dumme Angewohnheit, ins Weite zu starren, wenn meine Gedanken hundert Meilen fort sind. Ich bin unglaublich geistesabwesend. Ich bin bestimmt das zerstreuteste Menschenkind auf der weiten Erde. Tilney sagt, das sei die Eigenart von Menschen einer besonderen Prägung.«

»Isabella, ich dachte, du hättest mir etwas Besonderes zu erzählen?« »O ja, das habe ich auch. Aber das ist wieder ein Beweis für meine Zerstreutheit. Mein armer Kopf! Ich hatte es schon wieder vergessen. Es handelt sich um folgendes: Ich habe einen Brief von John erhalten. Du errätst den Inhalt wohl.«

»Nein, nicht die Spur.«

»Mein Liebes, stell dich doch nicht so schrecklich unwissend. Wovon soll er wohl schreiben, wenn nicht von dir? Er, der bis über beide Ohren in dich verliebt ist.«

»In mich ? Liebe Isabella!« »Na, meine liebste Catherine, das ist nun wirklich übertrieben. Bescheidenheit ist ja ganz nett, aber ein wenig Aufrichtigkeit sollte dabei nicht fehlen. Ich bin hoffentlich nicht so überspannt. Du angelst nach Komplimenten, mein Kind. Seine Aufmerksamkeiten mußten doch jedem auffallen. Und noch kurz vor seiner Abreise aus Bath machtest du ihm erst richtig Mut. Er schreibt, er habe sich dir so gut wie erklärt, und du habest seine Worte freundlich aufgenommen. Und jetzt bittet er mich, für ihn ein gutes Wort bei dir einzulegen und dir in seinem Auftrage alle möglichen angenehmen Dinge zu sagen. Unwissenheit vorzutäuschen gilt also nicht!« Catherine äußerte mit dem vollen Ernst eines schuldlosen Gemütes ihre Überraschung über

diese Behauptung und beteuerte ihre Unschuld. Der bloße Gedanke, Mr. Thorpe könne in sie verliebt sein, stieß sie ab. Es war völlig ausgeschlossen, daß sie ihm Mut eingeflößt hatte. »Ich habe nie bemerkt, daß er mir den Hof gemacht hätte - außer am ersten Tage, als er mich bei seiner Ankunft gleich zum Tanz aufforderte. Und du sagst, er habe mir einen Antrag gemacht oder so etwas Ähnliches, so liegt da irgendein Irrtum vor. Das würde ich doch niemals mißverstanden haben, weißt du. Glaube mir doch! Ich beteuere feierlich, daß zwischen uns nie ein derartiges Wort gewechselt worden ist. Erst recht nicht in der letzten halben Stunde vor seiner Abreise! Es ist alles völlig falsch, ich halbe ihn doch während des ganzen Morgens nicht einmal gesehen.«

»Natürlich hast du das, denn du verbrachtest den ganzen Morgen in den Edgar-Villen - es war an dem Tag, als deines Vaters Einwilligung eintraf-, und ich bin ziemlich sicher, daß du mit John allein im Salon warst, kurz bevor du das Haus verlassen hast.«

»Meinst du? Nun, wenn du es sagst, wird es wohl so sein. Aber ich kann mich nicht daran erinnern. Ich entsinne mich jetzt, daß ich bei dir war und euch alle getroffen habe. Daß wir aber auch nur fünf Minuten allein gewesen sein sollen. Ach, es ist nutzlos, darüber zu streiten! Was bei ihm auch immer vorgegangen sein mag, die Tatsache, daß ich mich nicht einmal daran erinnere, muß dich überzeugen, wie wenig ich daran dachte, es erwartete oder gar wünschte. Es bedrückt mich außerordentlich, wenn er eine Zuneigung für mich verspüren sollte. Aber ich habe nicht dazu beigetragen und hatte keine Ahnung davon. Bitte kläre es sobald wie möglich auf und sage ihm. ach, ich weiß nicht, was ich vorbringen soll, aber erkläre ihm doch bitte meine Gedanken, so gut es geht. Ich möchte gewiß nicht ohne Achtung von einem deiner Brüder sprechen, Isabella, bestimmt nicht; aber du weißt sehr wohl, wenn ich schon an einen Mann mehr denke als an alle anderen, so nicht an ihn ...« Die andere schwieg. »Liebste Isabella, sei mir darum

nicht böse. Ich kann mir nicht vorstellen, daß deinem Bruder wirklich so viel an mir liegt. Und du weißt, wir werden dennoch Schwestern sein.«

»Ja, ja«, sagte sie und errötete, »wir sind auf mehr als eine Art Schwestern. Aber was sage ich da? Nun, meine liebe Catherine, es scheint, du hast dich gegen den armen John entschieden. Ist es nicht so?«

»Ich erwidere seine Gefühle nicht und habe nie beabsichtigt ihn zu ermutigen.«  
»Wenn das der Fall ist, werde ich dich nicht mehr damit quälen. John bat mich, mit dir darüber zu sprechen. Deshalb komme ich darauf. Aber ich muß schon gestehen, ich hielt seinen Brief für sehr töricht und unvernünftig und befürchtete gleich, es würde für keinen von euch beiden gut sein. Wovon hättet ihr auch leben wollen, wenn ihr zusammengekommen wäret? Ihr habt beide etwas, ganz gewiß, aber das ist nur eine Lappalie, von der heutzutage keine Familie existieren kann. Und was die romantischen Menschen auch immer sagen mögen, ohne Geld geht es nun einmal nicht. Mich wundert es nur, wie John überhaupt daran denken konnte. Ich hätte mir mehr Sorgen gemacht.«

»Bist du überzeugt, daß ich deinen Bruder nie täuschen wollte? Daß ich irgendwelche Gefühle seinerseits bis zu diesem Augenblick nicht bemerkt habe?«

»Ich möchte nicht entscheiden«, antwortete Isabella lachend, »was für Gedanken und Pläne du in der letzten Zeit gehabt hast. Die kennst du am besten selbst. Eine kleine Tädelei ergibt sich schnell, und oft wird man dazu verleitet, mehr Mut zu machen, als man beabsichtigt. Aber sei versichert, daß ich die letzte bin, die deswegen über dich den Stab brechen wird. Derartige Dinge sollten bei Jugend und sprühender Laune nicht zu tragisch genommen werden. Was einem heute ernst gemeint ist, ist es morgen vielleicht nicht mehr, weißt du. Die Umstände ändern sich, und die Meinungen wechseln.«

»Aber meine Ansichten über deinen Bruder haben sich nie gewandelt, sie waren immer die gleichen. Von was sprichst du eigentlich?«

»Meine liebste Catherine«, fuhr die andere fort, ohne überhaupt zugehört zu haben.  
»Ich möchte dich um alles nicht in eine übereilte Heirat drängen, ehe du dir der Tragweite bewußt bist. Es wäre durch nichts zu rechtfertigen, wenn ich dein ganzes Glück nur um meines Bruders willen opfern wollte, nur weil er mein Bruder ist, der schließlich ohne dich vielleicht ebenso glücklich wird. Denn viele Menschen wissen gar nicht, was sie vorhaben. Namentlich junge Männer sind so unglaublich wankelmütig und wetterwendisch. Warum sollte mir das Glück meines Bruders mehr am Herzen liegen als das meiner Freundin? Du kennst ja meine hohe Auffassung von der Freundschaft. Aber vor allem, meine liebe Catherine, übereile

nichts. Sei sicher, wenn du es überstürzest, wirst du es bald bereuen. Tilney sagt auch, in nichts täuschen sich die Menschen so leicht wie in der Stärke ihrer Gefühle. Ich glaube, er hat nur zu recht. Ah, da kommt er schon! Na, es macht nichts; er wird uns nicht entdecken, sicher nicht.«

Catherine schaute auf und erblickte Hauptmann Tilney; und da Isabella bei den letzten Worten ihre Augen fest auf ihn heftete, zog sie natürlich seine Aufmerksamkeit auf sich. Er eilte unverzüglich auf sie zu und nahm, durch eine Geste aufgefordert, Platz. Schon seine ersten Worte bestürzten Catherine. »Was sehe ich?« sagte er, »immer unter Aufsicht, persönlich oder durch Stellvertreter?«

»Pah! Unsinn!« flüsterte Isabella ebenfalls. »Warum bringen Sie mich auf solche Gedanken? Wenn ich selbst daran dächte! - Aber meine Ansichten sind, wissen Sie, recht unabhängig.«

»Ich wünschte, Ihr Herz wäre unabhängig. Das würde mir genügen.« »Ah, mein Herz! Was kümmern Sie sich schon um das Herz? Keiner von euch Männern hat eines.«

»Wenn wir schon kein Herz haben, so besitzen wir doch Augen; und die bereiten uns Qualen genug.«

»Wirklich? Das tut mir leid. Schade, daß Sie mich so unerquicklich finden. Ich werde in eine andere Richtung blicken Das gefällt Ihnen hoffentlich besser.« Sie wendete ihm den Rücken zu: »Hoffentlich werden Ihre Augen nun nicht mehr gequält.«

»Mehr denn je! Denn ein Streifchen blühender Wange ist immer noch sichtbar - zugleich zu wenig und zuviel.«

Das alles mußte Catherine widerstrebend anhören. Es verdroß sie. Erstaunt über Isabellas Duldsamkeit und eifersüchtig für ihren Bruder schlug sie vor, ein wenig umherzugehen, mit der Absicht, wieder zu Mrs. Allen zurückzukehren. Isabella lehnte ab. Sie sei so unglaublich müde und finde es entsetzlich, in der Brunnenhalle umherzuparadieren. Außerdem fürchte sie, ihre Schwestern zu verpassen, wenn sie sich von dieser Bank entferne. Ihre liebe Catherine müsse sie also entschuldigen und wieder Platz nehmen. Aber Catherine konnte auch hartnäckig sein, und als Mrs. Allen sich gerade in dem Augenblick mit der Frage näherte, ob sie mit nach Hause gehen wolle, schloß sie sich an und ließ Isabella mit Hauptmann Tilney auf der Bank zurück. Sie war jedoch wegen Isabella beunruhigt. Hauptmann Tilney war anscheinend auf dem besten Wege, sich in Isabella zu verlieben, die ihn wohl unbewußt ermunterte. Nur so konnte man es bezeichnen,

denn Isabellas Liebe zu James war ebenso sicher und anerkannt wie ihr Verlöbniß. Es war unmöglich, an ihrer Aufrichtigkeit und den guten Absichten zu zweifeln; wenn auch ihr Benehmen recht merkwürdig anmutete. Wenn sie wenigstens von Hauptmann Tilney nicht so eingenommen wäre! Sollte sie wirklich dessen Bewunderung nicht spüren? Es drängte Catherine, ihr anzudeuten, sie möge auf der Hut sein und Hauptmann Tilney sowohl wie James den Schmerz ersparen, den ihr allzu lebhaftes Wesen beiden verursachen könne.

Das Kompliment von John Thorpes Zuneigung wog bei weitem die Gedankenlosigkeit der Schwester nicht auf. Sie hielt dieses Gefühl weder für aufrichtig noch wünschte sie es. Auch sein Täuschungsvermögen hatte sie nicht vergessen; seine Behauptung, sich ihr erklärt zu haben und ihre angebliche Ermutigung bestärkten sie in der Überzeugung, er irre reichlich oft.

## **Neunzehntes Kapitel**

So vergingen einige Tage. Obgleich Catherine ihre Freundin nicht beargwöhnte, konnte sie es doch nicht unterlassen, sie genau zu beobachten. Das Ergebnis dieser Aufmerksamkeit war nicht erfreulich. Isabella schien völlig verändert. Inmitten ihrer Angehörigen und nächsten Freunde trat es weniger hervor, wengleich eine Art Weltschmerz oder Teilnahmslosigkeit sie zuweilen plötzlich überkam.

Wäre es nur das gewesen, so hätte es ihr vielleicht einen neuen Reiz verliehen oder eine wärmere Anteilnahme gesichert. Aber wenn Catherine bemerkte, wie Isabella in der Öffentlichkeit Hauptmann Tilneys Aufmerksamkeiten ebenso bereitwillig entgegennahm, wie sie geboten wurden, und ihn mindestens ebenso freigebig mit ihrem Lächeln und ihren Blicken bedachte wie den guten James, dann war die Wandlung nicht zu übersehen. Was bezweckte Isabella mit solcher Unbeständigkeit? Es überstieg Catherines Verständnis. Isabella war sich wohl über den Schmerz nicht klar, den sie hervorrief; und ihr Verhalten entsprang nur mutwilliger Gedankenlosigkeit, die Catherine verabscheuen mußte. James hatte darunter zu leiden. Welch ernsten und unbehaglichen Eindruck erweckte er; wie unbedacht auch die Frau, die ihm ihr Herz geschenkt, um seine Gemütsruhe sein mochte, Catherine war sie von großer Wichtigkeit. Auch um den armen Hauptmann Tilney sorgte sie sich.

Obgleich ihr sein Aussehen nicht gefiel, war sein Name für eine ordentliche Gesinnung ein Freibrief, und mit aufrichtiger Anteilnahme dachte sie an seine unausbleibliche Enttäuschung. Sein Benehmen war so unvereinbar mit dem

Bewußtsein von Isabellas Verlöbniß, daß Catherine dessen Kenntnis bei tieferem Nachdenken nicht mehr voraussetzte. Sie wollte Isabella durch einen sanften Vorwurf an die Gegebenheiten erinnern und auf die doppelte Unfreundlichkeit aufmerksam machen; aber jedesmal verschwor sich entweder die Gelegenheit oder das Verständnis gegen sie. Wenn sie eine Andeutung vorbrachte, schien sie nicht in Isabellas Verständnis zu dringen. In dieser verzweifelten Lage bot die beabsichtigte Abreise der Tilneys einen wirklichen Trost. Bald würde man nach Gloucestershire reisen, und Hauptmann Tilneys Abschied würde jedem Herzen den Frieden wiedergeben, außer seinem eigenen. Aber einstweilen neigte Hauptmann Tilney zu keiner Abreise; er ging nicht mit nach Northanger, sondern wollte in Bath bleiben. Als Catherine das erfuhr, stand ihr Entschluß fest. Sie sprach mit Henry Tilney über die Angelegenheit, bedauerte die offensichtliche Vorliebe seines Bruders für Miß Thorpe und bat ihn, den Hauptmann über das Verlöbniß zu unterrichten.

»Das ist meinem Bruder bekannt«, antwortete Henry. »Wirklich? Warum bleibt er dann noch hier?« Er wich aus und sprach von etwas anderem. Aber sie fuhr eifrig fort: »Warum drängen Sie nicht auf seine Abreise? Je länger er bleibt, um so schlimmer wird es für ihn. Bitte überzeugen Sie ihn um seiner selbst und aller anderen willen von der Notwendigkeit, Bath sofort zu verlassen. Der Abstand wird ihm seine Ruhe wiederschenken; aber hier wird er nur unglücklich.«

Henry entgegnete lächelnd: »Ich bin überzeugt, das möchte mein Bruder keinesfalls.« »Dann werden Sie ihn also zur Abreise überreden?«

»Das steht nicht in meiner Macht. Ich selbst habe ihm gesagt, daß Miß Thorpe verlobt ist. Er muß sich also selbst überlassen bleiben.«

»Nein, er ahnt nicht, was er anrichtet«, rief Catherine, »Er weiß nicht, welchen Schmerz er meinem Bruder bereitet. Nicht etwa, daß James mit mir davon gesprochen hätte, aber er ist sehr bedrückt, das merke ich.«

»Und liegt es ganz sicher an meinem Bruder?«

»Ja, ohne Zweifel.«

»Sind meines Bruders Aufmerksamkeiten oder die Tatsache, daß Miß Thorpe es zuläßt, die Ursache seines Schmerzes?«

»Ist das nicht das gleiche?«

»Vermutlich würde Mr. Morland einen Unterschied feststellen. Es beleidigt keinen Mann, wenn ein anderer die Frau seines Herzens bewundert, nur sie allein kann solche Verehrung zur Qual machen.«

Catherine errötete für ihre Freundin. »Isabella handelt unrecht. Aber sie wird James nicht quälen wollen, sie hängt zu sehr an ihm. Sie hat sich auf den ersten Blick in ihn verliebt und, solange meines Vaters Einwilligung noch ausstand, sich fast bis ins Fieber geängstigt. Das beweist zur Genüge, daß sie ihn lieben muß.«

»Sie liebt also James und tändelt mit Frederick.«

»O nein, sie tändelt nicht. Eine Frau, die einen Mann liebt, kann mit einem anderen nicht liebäugeln.«

»Wahrscheinlich gelingt ihr Lieben und Schäkern gleichzeitig nicht so gut, als wenn sie es einzeln betreibt. Beide Herren müssen eben ein wenig opfern.«

Nach kurzer Pause fragte Catherine: »Sie glauben also nicht, daß Isabella sehr an meinem Bruder hängt?«

»Darüber kann ich mir kein Urteil erlauben.«

»Aber was bezweckt Ihr Bruder? Wenn er von ihrem Verlöbniß weiß, was bedeutet dann sein Verhalten?«

»Das ist fast ein hochnotpeinliches Verhör!«

»Wirklich? Ich frage nur, was ich erfahren muß.«

»Aber stellen Sie auch wirklich nur Fragen, deren Beantwortung Sie von mir erwarten können?«

»Ja, ich glaube wohl; denn Sie müssen doch Ihres Bruders Herz kennen.« »In dieser Angelegenheit kann ich die Regungen von meines Bruders Herz, wie Sie es nennen, nur erraten.«

»Und?«

»Nun! Wenn schon einmal geraten wird, dann soll auch jeder für sich raten. Von den Vermutungen eines Dritten sich leiten zu lassen, das ist jämmerlich. Die Voraussetzungen sind bekannt. Mein Bruder ist ein lebhafter, zeitweilig vielleicht etwas gedankenloser junger Mann; er kennt Ihre Freundin kaum eine Woche und weiß von ihrem Verlöbniß fast so lange, wie er sie kennt.«

»Sie erraten vielleicht die Absichten Ihres Bruders«, sagte Catherine nach kurzer Überlegung, »ich vermag es jedenfalls nicht. Aber was sagt Ihr Vater? Wünscht er

nicht, daß Hauptmann Tilney abreist? Wenn Ihr Vater mit ihm spräche, führe er doch gewiß.«

»Meine liebe Miß Morland, gehen Sie nicht ein wenig zu weit in der liebevollen Besorgnis um Ihren Bruder? Würde er wohl für Ihre Meinung dankbar sein? Würde Miß Thorpes Liebe oder wenigstens ihr gutes Benehmen durch meines Bruders Abreise gesichert? Ist er ihrer nur dann gewiß, wenn er sie absondert? Gehört ihm ihr Herz nur, wenn sich kein anderer darum bemüht? Er kann so nicht denken und erwartet diese Gedanken sicherlich auch nicht von Ihnen. Ich kann nicht sagen: >Machen Sie sich keine Sorgen.< Aber beunruhigen Sie sich bitte so wenig wie möglich. Sie zweifeln doch nicht an der gegenseitigen Liebe der beiden; darum verlassen Sie sich darauf, daß eine Mißstimmung nicht von langer Dauer sein wird. Seien Sie sicher, keiner wird den anderen länger necken als bis zur Grenze des Spaßes.«

Wegen ihres immer noch zweifelnden und ernsthaften Ausdrucks fügte er hinzu: »Frederick wird Bath noch nicht mit uns verlassen, aber er bleibt wahrscheinlich nur einige Tage länger. Sein Urlaub läuft bald ab, und dann kehrt er zu seinem Regiment zurück. Und was bedeutet dies alles dann noch? Man wird in der Messe vielleicht auf Isabellas Gesundheit noch vierzehn Tage lang anstoßen, und sie wird mit Ihrem Bruder noch einen Monat über die Leidenschaften des armen Tilney lachen.«

Catherine ergab sich diesem Trost, und er trug den Sieg davon. Henry Tilney mußte es am besten wissen. Sie schalt sich ihrer Gedanken und beschloß, der Sache nie wieder soviel Gewicht beizumessen.

Dieser Entschluß wurde durch Isabellas Verhalten bei ihrem Abschiedsbesuch bekräftigt. Die Thorpes verbrachten den letzten Abend mit Catherine in der Pulteney Street, und zwischen den beiden Liebenden ereignete sich nichts, was Catherine hätte beunruhigen oder ihren Abschied schwermachen können. James war bester Laune und Isabella reizend friedfertig. Zärtlichkeit schien ihr Herz zu erfüllen. Zwar widersprach sie ihrem Verlobten einmal rundheraus und entzog ihm ein andermal die Hand; aber Catherine gedachte Henrys Lehren und schob alles einer überlegenden Liebe zu. Unter Umarmungen, Tränen und Versprechungen trennte man sich.

## Zwanzigstes Kapitel

Mr. und Mrs. Allen bedauerten den Verlust Catherines sehr, deren gute Laune und Heiterkeit sie zu einer wertvollen Gefährtin gemacht und deren Vergnügen ihr eigenes gehoben hatte. Angesichts Catherines Freude über die Einladung nach Northangerversuchte das Ehepaar nicht, sie zurückzuhalten, zumal die Allens nur noch eine Woche in Bath bleiben wollten.

Mr. Allen begleitete seinen Schützling in die Milsom Street zum gemeinsamen Frühstück, wo sie von ihren neuen Freunden überaus herzlich willkommen geheißen wurde. Sie war erregt und dachte, daß sie nun zur Familie zähle. Ob sie wohl immer das Rechte traf und sich nicht die gute Meinung Tilneys verscherzte? Erwägungen dieser Art ließen sie vorübergehend so verlegen sein, daß sie ernstlich erwog, mit Mr. Allen in die Pulteney Street zurückzukehren.

Selbst Miß Tilneys liebevolles Verhalten, Henrys Lächeln und die Aufmerksamkeiten des Generals gaben ihr das Selbstbewußtsein nicht wieder. Sie wäre vielleicht weniger verlegen gewesen, wenn sie weniger umhertrotzt worden wäre. Des Generals Sorge um ihre Bequemlichkeit, seine wiederholt ausgesprochene Befürchtung, ob sie reichlich genug zugreife und die Speisen ihrem Geschmack entsprächen, obwohl sie einen ähnlich reich besetzten Frühstückstisch nie gesehen hatte, ließen sie nicht einen Augenblick vergessen, daß sie zu Gast war. Sie fühlte sich solcher Beachtung unwürdig und wußte diese nicht zu erwidern. Sie war auch nicht wenig eingeschüchtert durch des Generals ungeduldige Erwartung seines ältesten Sohnes und die Unzufriedenheit, die er über dessen Trägheit verlauten ließ, als Hauptmann Tilney schließlich herunterkam. Die Schärfe des väterlichen Tadels stand in keinem Verhältnis zu dem Vergehen; und ihr Unbehagen wurde noch gesteigert, als sie erkannte, daß sie der Anlaß dafür war; denn er wurde eigentlich wegen der vernachlässigten Achtung des Gastes gescholten. Es versetzte sie in eine unangenehme Lage, und sie hegte Mitgefühl für Hauptmann Tilney, ohne auf sein Wohlwollen zählen zu dürfen.

Schweigend hörte er seinem Vater zu, ohne Versuch einer Verteidigung. Sie befand sich erstmalig in seiner Gesellschaft und hoffte, einen tieferen Eindruck von ihm zu gewinnen. Aber er sprach kaum, solange sein Vater im Zimmer war, und er war sogar hinterher noch sehr beeindruckt, wie sie aus seinen Eleanor zugeraunten Worten entnahm: »Wie froh bin wenn ihr alle fort seid!«

Dann kam die Unruhe des Aufbruchs. Die Uhr schlug bereits zehn, als die Koffer heruntergeschafft wurden, während der General angeordnet hatte, zu dieser Stunde schon auf Weg zu sein. Sein Regenmantel wurde ihm nicht zum Anziehen gebracht, sondern im Kabriolett ausgebreitet. Der Mittelsitz der Chaise war nicht herausgezogen worden, obgleich er drei Personen Platz bieten mußte, und Eleanors Zofe hatte ihn derart mit Paketen beladen, daß für Miß Morland kein Platz war. Endlich war es jedoch soweit, und fort ging's in jenem guten Trab, mit dem schöne, wohlgenährte Pferde für gewöhnlich eine Reise von dreißig Meilen hinter sich bringen. Soviel betrug die Entfernung zwischen Bath und Northanger, und sie sollte in zwei gleichen Etappen zurückgelegt werden. Catherine verspürte Miß Tilney gegenüber keinerlei Hemmung, und ihre Stimmung hob sich. Die Landschaft war ihr neu, vor ihr lag eine Abtei und hinter ihr rollte ein Kabriolett. Sie warf einen letzten, keineswegs traurigen Blick auf Bath, und Meilenstein auf Meilenstein flog dahin. Dann folgte die langweilige, zweistündige Futterpause in Petty France, wo man ohne Appetit etwas zu sich nahm und es nichts zu sehen gab. In einer wirklich angenehmen Gesellschaft hätte dieser Aufschub nichts bedeutet; aber General Tilney, obgleich sonst ein reizender Mann, schien auf die Stimmung seiner Kinder zu wirken. Außer ihm sprach kaum jemand. Seine Unzufriedenheit mit allem, was der Gasthof bot, seine ärgerliche Ungeduld mit den Kellnern flößte Catherine immer mehr Furcht ein und verdoppelte die Stunden. Endlich jedoch brach man auf, und Catherine wurde durch den Vorschlag des Generals überrascht, für den Rest der Reise seinen Platz im Wagen Henrys einzunehmen. Der Tag sei so schön und sie solle so recht die Landschaft genießen. In Erinnerung an Mr. Allens Ansicht über junge Männer und offene Wagen zögerte Catherine ein wenig, bis sie erkannte daß der General ihr nichts Ungehöriges vorschlagen würde. Darauf kletterte sie glücklich neben Henrys Seite in das Kabriolett. Eine kurze Probe überzeugte sie, daß ein Kabriolett das schönste Fahrzeug der Welt war. Der Viererzug rollte zwar großartig davon; aber es war eine schwere, ungemütliche Angelegenheit. Dagegen glitt das Kabriolett wie spielend, und die graziösen Pferde bewegten sich so leicht, daß man die Kutsche jederzeit überholen konnte, hätte man nicht auf den Willen des Generals Rücksicht zu nehmen, der voranfahen wollte. Aber der Vorzug des Kabrioletts lag nicht nur bei den Pferden. Henry fuhr so gut, so ruhig und ohne irgendwelche Störungen, ohne zu prahlen oder in Verwünschungen auszubrechen. Er unterschied sich sehr von dem einzigen kutschierenden Herrn, mit dem sie ihn vergleichen konnte! Und sein Hut saß so gut, und die zahlreichen Pelerinen seines großen Radmantels wirkten so hübsch gewichtig. Von ihm gefahren zu werden war neben dem Vergnügen, mit ihm zu tanzen, gewiß das allerschönste. Und zu allem übrigen Entzücken lauschte sie auch noch ihrem Lob, als er ihr für die Freundlichkeit dankte, in Northanger zu Gast zu

sein. Es sei eine große Freundlichkeit gegenüber Eleanor, die ohne Gefährten bei der häufigen Abwesenheit ihres Vaters sich sehr einsam fühle. »Aber sind Sie nicht bei ihr?« fragte Catherine. »Northanger ist nur zur Hälfte meine Heimat. Ich lebe meist in meinem Haus in Woodston, zwanzig Meilen entfernt. Natürlich muß ich einen Teil meiner Zeit meinem Amt widmen.«

»Wie betrüblich muß das für Sie sein!« »Es tut mir immer leid, Eleanor zu verlassen.« »Aber neben der Liebe zu Ihrer Schwester sind Sie gewiß auch gern in der Abtei. Neben einem solchen Heim kann doch ein Pfarrhaus kaum bestehen.«

Er lächelte. »Sie haben eine sehr wohlwollende Vorstellung von der Abtei.«  
»Natürlich.«

»Sind sind Sie auch gewappnet, all den grauenhaften Geheimnissen entgegenzutreten, die ein solches Gebäude birgt? Sind Ihre Nerven stark genug für Geheimtüren in Täfelung und Wandspannung?«

»Ich glaube, mich kann so leicht nichts erschrecken, denn es sind doch viele Menschen in dem Haus. Außerdem war es nicht unbewohnt oder jahrelang verlassen.«

»Nein, das sicherlich nicht. Wir brauchen uns nicht erst einen Weg in die Halle zu bahnen, die nur schwach von den erlöschenden Resten eines Holzfeuers erleuchtet wird, und unsere Betten nicht auf den Dielen eines Zimmers aufzuschlagen, das weder Fenster, Türen noch Möbel hat. Aber Sie müssen sich darüber klar sein, daß die Gästezimmer immer abseits von den Räumen der Familie liegen. Während diese sich in ihre behaglichen Gemächer in dem einen Flügel des Gebäudes zurückziehen, wird der Gast feierlich von Dorothy, der uralten Haushälterin, eine andere Treppe und durch viele düstere Gänge in eine Kemenate geleitet, die letztmalig vor zwanzig Jahren von einer Base oder Anverwandten bewohnt wurde, die dort das Zeitliche gesegnet hat. Werden Sie das überstehen? Wird Ihr Herz nicht in diesem düsteren Gemach erzittern, das viel zu hoch und weit ist und nur von den schwachen Strahlen einer einzigen Lampe erleuchtet wird; dessen Wände mit Teppichen überlebensgroßer Gestalten verhängt und dessen Bett mit dunkelgrünen Stoff- oder purpurfarbenen Samtvorhängen versehen sind wie ein Katafalk? Wird Ihr Herz dann nicht doch sinken?«

»Aber so wird es mir bestimmt nicht ergehen!«

»Wie furchtsam werden Sie die Möbel Ihres Zimmers untersuchen! Und was werden Sie feststellen? Keine Tische, keinen Toilettentisch, keinen Kleiderschrank, keine Kommoden. Auf der einen Seite liegt vielleicht eine

zerbrochene Laute, auf der anderen steht eine wuchtige Truhe, die trotz aller Anstrengung nicht zu öffnen ist, und über dem Kamin hängt das Bild eines hübschen Kriegers, von dessen Zügen Sie so unwiderstehlich angezogen werden, daß Sie die Augen nicht abwenden können. Dieweil ist Dorothy nicht weniger beeindruckt von Ihrem Aussehen, sie starrt in heftiger Erregung auf Ihr Gesicht und stammelt unverständliche Worte. Um Ihnen Mut einzuflößen, läßt sie durchblicken, es spuke in diesem Flügel der Abtei, und teilt Ihnen freundlicherweise auch noch mit, daß sich nicht ein einziger Diensthote in Rufweite befinde. Nach diesen herzlichen Erklärungen geht sie. Sie lauschen lange auf ihre verklingenden Schritte, und als Sie mit schwindenden Sinnen die Tür zu schließen versuchen, entdecken Sie mit wachsender Furcht, daß das Schloß fehlt.«

»O Mr. Tilney, wie entsetzlich! Das klingt ja wie in einem Roman. Aber das kann mir doch nicht zustoßen! Ich bin überzeugt, Ihre Haushälterin entspricht nicht dieser Dorothy. - Und was weiter?«

»Während der ersten Nacht geschieht vielleicht nichts weiter. Nachdem Sie Ihr unüberwindliches Entsetzen vor dem Bett besiegt haben, begeben Sie sich zur Ruhe und fallen für einige Stunden in einen unruhigen Schlummer. Aber in der zweiten oder doch wenigstens in der dritten Nacht wird voraussichtlich ein fürchterlicher Sturm toben. Der Donner kracht, als wolle er das ganze Gebäude erschüttern, und rollt in den Bergen; und während der mächtigen Windstöße, die das Getöse begleiten, werden Sie wahrscheinlich bemerken (denn Ihre Lampe brennt noch), daß ein Teil der Wandbespannung sich mehr bewegt als die übrigen Gobelins. In einem derart günstigen Augenblick können Sie natürlich Ihre Neugier nicht unterdrücken; Sie erheben sich sofort und suchen, nachdem Sie Ihren Morgenrock umgeworfen haben, das Geheimnis zu lüften. Sie entdecken zufällig eine Spalte in den Behängen, die so kunstvoll angebracht ist, daß selbst eine sorgfältige Untersuchung sie nicht zutage fördern würde. Dahinter liegt eine nur durch grobe Balken und ein Vorhängeschloß versperrte Tür. Nach einigen Anstrengungen gelingt es Ihnen zu öffnen, die Lampe in der Hand, schlüpfen Sie in einen kleinen gewölbten Raum.«

»Nein, niemals; ich wäre viel zu bange.«

»Wie? Aber Dorothy hat Ihnen doch vorher angedeutet, daß zwischen Ihrem Zimmer und der St.-Anthony-Kapelle eine unterirdische Verbindung besteht, die kaum zwei Meilen entfernt liegt! Schrecken Sie vor einem so einfachen Abenteuer zurück? Nein, nein! Sie werden in dieses Gewölbe eindringen und verschiedene andere erreichen, ohne auch etwas Bemerkenswertes aufzudecken. In einem liegt vielleicht noch ein Dolch, in einem anderen gewahren Sie ein paar Blutstropfen,

und in dem dritten Überreste irgendeines Folterinstruments; aber das ist ja nichts Außergewöhnliches, und da Ihre Lampe zu erlöschen droht, wollen Sie in Ihr Zimmer zurückkehren. Als Sie jedoch das kleine Gewölbe durchschreiten, werden Ihre Augen von einem großen, altmodischen Sekretär aus Ebenholz und Gold angezogen, den Sie zuerst nicht bemerkten, obwohl Sie die Einrichtung sorgfältig untersucht haben. Ein unwiderstehliches Vorgefühl heißt Sie darauf zugehen, die Klapptür zu öffnen und jede Schublade zu durchstöbern. Vorerst entdecken Sie nichts Bedeutendes - höchstens einen beachtlichen Diamantenschatz. Aber dann, als Sie eine Geheime Feder berühren, öffnet sich ein Gefach und eine Rolle Papier liegt vor Ihnen. Sie greifen danach. Es ist ein Manuskript. Sie eilen mit dem kostbaren Schatz in Ihr Gemach zurück. Aber kaum haben Sie die ersten Zeilen des Wortlautes entziffert: >Wer Du auch immer sein magst, in dessen Hände diese Memoiren der unglücklichen Mathilde fallen . . . <, da erlischt Ihre Lampe und Sie bleiben in völliger Finsternis zurück.«

»O nein! Sagen Sie das nicht! Erzählen Sie weiter!«

Henry war durch die hervorgerufene Anteilnahme zu erheitert, um fortfahren zu können. Er riet ihr, zur Lektüre von Mathildens Klagen ihre eigene Phantasie zu bemühen. Catherine schämte sich ihres Eifers und versicherte ernstlich, er habe zwar ihre Aufmerksamkeit gereizt, jedoch nicht die geringste Furcht erweckt. Sie könne wirklich solchen Dingen begegnen. Auch würde Tilney sie gewiß nie derartig einquartieren, wie er es beschrieben hätte. Sie hege keinerlei Furcht.

Als sie sich dem Ziel ihrer Reise näherten, kehrte ihre Neugier auf die Abtei - bisher durch die Unterhaltung über völlig andere Gegenstände abgelenkt - mit voller Kraft zurück. Bei jeder Biegung der Straße hoffte sie schon einen Schimmer dieser massigen grauen Mauern zu erhaschen, die sie sich inmitten uralter Eichen vorstellte, die hohen Spitzbogenfenster vom letzten Sonnenstrahl überspielt. Aber das Gebäude lag so tief, daß sie bei der Einfahrt durch das große Tor auf dem eigentlichen Grund und Boden von Northanger nicht einmal einen Kamin erblickte. In dieser Art der Ankunft lag sicher etwas Enttäuschendes. Zwischen modern anmutenden Häuschen dahinzufahren, in der nächsten Umgebung der Abtei so schnell über eine gepflegte, gerade Kiesbahn zu gleiten, ohne Hindernis, Beklemmung oder Feierlichkeit irgendwelcher Art, erschien ihr seltsam und unpassend. Es blieb ihr jedoch wenig Zeit für solche Überlegungen. Ein plötzlicher Regenguß schlug ihr ins Antlitz und nahm ihr jede Sicht, und alle ihre Gedanken richteten sich auf die Rettung ihres neuen Strohhütchens. Unmittelbar vor den Mauern der Abtei sprang sie mit Henrys Hilfe aus dem Wagen, gelangte unter dem Schutz des alten Vordaches bis in die Halle, wo Eleanor und der General sie

willkommen hießen. Kein grauenerregendes Vorgefühl zukünftigen Unglücks bemächtigte sich ihrer oder der Eindruck, in diesem ehrwürdigen Gebäude könnte ehemals Entsetzliches vor sich gegangen sein. Der Wind hatte ihr keine Seufzer Ermordeter zugetragen, sondern nur dichten Sprühregen zugeweht, und nachdem sie ihre Kleidung gehörig geschüttelt hatte, war sie bereit, den gemeinsamen Wohnraum zu betreten und sich über den Ort klarzuwerden.

Eine Abtei! Ja, es war wundervoll, in einer echten Abtei zu sein! Aber während sie sich im Zimmer umsah, zweifelte sie daß irgend etwas in ihrer Umgebung darauf hinwies. Die Einrichtung war reich und elegant und entsprach modernem Geschmack. Statt des geräumigen alten, mit wuchtigen Schnitzereien alter Zeiten verzierten Kamins, sah sie einen einfachen, aber mit schönen Marmorplatten verkleideten Rumfordherd und auf dem Sims das reizendste englische Porzellan. Die Fenster, auf die sie ihre ganze Hoffnung gesetzt hatte, entsprachen noch weniger ihren Vorstellungen. Gewiß war der Spitzbogen beibehalten und ihre äußere Form gotisch. Aber das Maßwerk füllten Flügelfenster, und jede einzelne Scheibe strahlte groß, hell und licht. Da sie Butzenfenster in mächtigem Steinwerk vorzufinden gehofft hatte, war die Enttäuschung niederschmetternd.

Dem General war das lebhaftes Spiel ihrer Augen nicht entgangen. Er erwähnte die Enge des Raumes, die Einfachheit der nur auf den täglichen Gebrauch und die Bequemlichkeit eingestellten Einrichtung. Er schmeichelte sich jedoch, die Abtei berge auch einige Gemächer, die besonderer Beachtung wert seien. Namentlich erging er sich über die köstliche Vergoldung eines bestimmten Raumes. Plötzlich zog er seine Uhr, hielt inne und stellte fest, es sei in zwanzig Minuten fünf Uhr. Das war das Signal zur Trennung. Catherine wurde derartig eilig von Miß Tilney entführt, daß sie die Überzeugung gewann, in Northanger herrsche äußerste Pünktlichkeit.

Sie durchschritten wieder die weite, hohe Halle, stiegen über eine breite Treppe aus poliertem Eichenholz hinauf, die sie nach vielen Stufenfluchten und Absätzen auf einen langen, breiten Gang brachte. Auf der einen Seite lagen eine ganze Anzahl Türeingänge, auf der anderen blickte man durch bunte Fenster in einen Kreuzgang, wie Catherine flüchtig bemerkte, ehe Miß Tilney sie in ein Zimmer führte und mit der Bitte verließ, sich möglichst schnell umzukleiden.

## Einundzwanzigstes Kapitel

Der erste Blick überzeugte Catherine, daß ihr Zimmer nicht im geringsten dem ähnelte, mit dessen Beschreibung Henry sie zu erschrecken versucht hatte. Es erwies sich keineswegs als übermäßig groß und enthielt weder Wandbehänge noch Samt. Die Wände waren tapeziert, der Fußboden mit Teppichen belegt, die Fenster nicht weniger vollkommen und licht wie die des Wohnzimmers. Die Möbel waren zwar antik, wirkten jedoch keineswegs ungemütlich und gaben dem Zimmer kein erdrückendes Gepräge. Hierdurch erleichtert, beschloß sie, ihre Zeit nicht mit einer weiteren Untersuchung des Raumes zu verlieren, um dem General nicht durch Unpünktlichkeit zu mißfallen. Sie warf deshalb eilig ihr Kleid ab und schickte sich gerade an, ihre Handkoffer zu öffnen, als ihr Auge auf eine große, hohe Truhe fiel, die in der Nähe des Kamins in einer tiefen Nische stand. Dieser Anblick ließ sie zusammenfahren; und alles andere vergessend, war sie in bewegungsloser Überraschung und tiefer Betrachtung versunken.

»Das ist wirklich seltsam!« stellte sie fest. »Einen derartigen Anblick habe ich nicht erwartet! Eine ungeheure, schwere Truhe! Was kann sie bergen? Warum steht sie wohl hier? Zurückgeschoben noch dazu, als solle sie dem Blick entrückt werden. Ich will doch einmal hineinsehen - koste es, was es wolle, ich will hineinsehen -, und zwar sogleich und bei Tageslicht. Wenn ich bis zum Abend warte, verlöscht womöglich meine Kerze.« Sie näherte sich der Truhe und untersuchte sie sorgfältig. Sie war aus Zedernholz gearbeitet und mit Intarsien aus dunklerem Holz verziert. Sie stand einen Fuß vor dem Estrich auf einem geschnitzten Ständer aus gleichem Holz. Das silberne Schloß war vom Alter nachgedunkelt; an den beiden Seiten waren ebenfalls die silbernen Griffe beschädigt, vielleicht durch eine frühere Gewaltanwendung zerbrochen. In der Mitte des Deckels prangte seltsames Ornament aus dem gleichen Metall. Catherine beugte sich darüber, ohne mit Sicherheit etwas zu erkennen. Aus welcher Richtung sie es auch betrachtete, dies stellte doch kein »T« dar. Wenn die Truhe ursprünglich nicht Eigentum der Familie Tilney gewesen war, durch welche abenteuerlichen Umstände mochte sie dann in ihren Besitz gelangt Ihre ängstliche Neugier wuchs, und mit zitternden Händen nach der Truhe greifend, beschloß sie, sich über den Inhalt zu vergewissern. Mit großer Schwierigkeit, denn irgend etwas widersetzte sich ihren Bemühungen, hob sie den Deckel um einige Zoll. In diesem Augenblick klopfte es an der Zimmertür, sie schreckte auf, der Deckel entglitt ihren Händen und fiel mit erschreckender Heftigkeit zu. Der unerwünschte Eindringling war Miß Tilneys Zofe, die, von ihrer Herrin geschickt, Miß Morland behilflich sein sollte. Obgleich Catherine sie sofort wieder entließ, gab sie ihr

eigentliches Vorhaben wieder auf und kleidete sich unverzüglich um. Sie kam nur langsam vorwärts, denn all ihre Gedanken galten dem Geheimnis, das sie anlockte und erschreckte. Zwar wagte sie keinen zweiten Versuch, blieb aber immer in der Nähe der Truhe. Endlich jedoch war sie umgekleidet und konnte sich noch einige Augenblicke ihrer ungeduldigen Neugier hingeben. Sie wollte sich so anstrengen, daß der Deckel schon beim ersten Versuch aufgehen sollte, es sei denn, er würde durch übernatürliche Kräfte gehalten. Ihr Vertrauen wurde nicht enttäuscht. Ihrer entschiedenen Bemühung widerstand der Deckel nicht, und ihre verblüfften Augen fielen auf eine weiße, baumwollene Steppdecke, die friedlich zusammengefaltet als unumstrittene Herrscherin der Truhe ruhte.

Sie starrte noch mit dem ersten Erröten der Überraschung darauf, als Miß Tilney das Zimmer betrat, um Catherine abzuholen. Da gesellte sich zur Scham über ihre fantastische Erwartung die zweite, bei einer müßigen Beschäftigung ertappt zu werden. »Eine kuriose alte Truhe, nicht wahr?« sagte Miß Tilney, als Catherine sie hastig schloß und sich dem Spiegel zuwendete. »Man weiß nicht, seit wieviel Generationen sie hier steht und wie sie in diesen Raum gekommen ist. Aber ich habe sie nicht entfernen lassen, weil ich dachte, sie könne dann und wann zur Aufbewahrung von Hüten dienen. Das Schlimmste ist ihr Gewicht, es erschwert das Öffnen. Aber sie steht dort in der Ecke niemand im Weg.«

Catherine blieb keine Zeit zur Antwort, denn Miß Tilney äußerte sanft ihre Furcht, sich zu verspäten, und in einer halben Minute liefen sie gemeinsam die Treppe hinunter in nicht völlig unbegründeter Sorge; denn General Tilney maß das Wohnzimmer mit Riesenschritten, die Uhr in der Hand. Bei ihrem Eintritt zog er die Glocke und befahl: »Das Dinner sofort auf den Tisch!« Catherine zitterte beim Tonfall seiner Anweisung und saß da, bleich, atemlos und recht demütig. Sie war wegen seiner Kinder bekümmert und verabscheute alte Truhen. Der General gewann bald seine Höflichkeit wieder und schalt dann seine Tochter, daß sie Catherine so gehetzt habe; sie sei vor Eile völlig außer Atem und dazu bestände nicht der geringste Anlaß. Catherine kämpfte mit dem zwiefachen Kummer, ihrer Freundin eine Strafpredigt eingetragen zu haben und selbst als ein solcher Kindskopf dazustehen - bis alle glücklich bei Tisch saßen. Dann kehrte unter dem freundlichen Lächeln des Generals und einem guten Appetit ihre Ruhe wieder zurück. Der Speisesaal war ein ehrwürdiger Raum und in seinen Ausmaßen eher für einen großen Empfangsraum geeignet. Er war mit einem Luxus und Aufwand ausgestattet, der für Catherines ungeübtes Auge fast verschwendet war, da sie nicht viel mehr als seine Weiträumigkeit und die Anzahl der Diener bemerkte. Über das erstere äußerte sie offen ihre Bewunderung. Der General gab mit gnädiger Miene zu, es sei keineswegs ein schlecht bemessener Raum, und gestand weiter, wenn

auch recht obenhin, ein, wie die meisten Leute in gleicher Lage, daß ein großer Speiseraum für ihn zu den Annehmlichkeiten des Lebens zähle; er nähme jedoch an, sie wäre in Mr. Allens Heim an viel besser bemessene Räumlichkeiten gewöhnt.

»Nein, wirklich nicht«, versicherte Catherine ehrlich. »Mr. Allens Speisezimmer ist nicht halb so groß; und ich habe noch nie einen solch riesigen Raum gesehen.« Die gute Laune des Generals nahm zu. Nun ja, da er einmal solche Zimmer habe, warum sollte er sich ihrer nicht bedienen, aber er könne sich vorstellen, daß Räume von der halben Größe gemütlicher seien. Mr. Allens Haus habe sicherlich gerade die richtige Größe, um sich darin glücklich zu fühlen.

Der Abend verlief friedlich, und wenn der General gerade nicht zugegen war, sogar beträchtlich heiter. Nur in seiner Anwesenheit verspürte Catherine eine kleine Müdigkeit von der Reise; aber selbst in Augenblicken der Melancholie und Hemmungen beherrschte sie ein allgemeines Glücksgefühl, und sie dachte neidlos an ihre Freunde in Bath.

Die Nacht war stürmisch. Der Wind hatte sich im Laufe des Nachmittags allmählich gesteigert; und als die Gesellschaft sich trennte, stürmte und regnete es heftig. Catherine lauschte beim Durchqueren der Halle mit Bangen auf das Getöse; und als sie es um eine Ecke des alten Gebäudes heulen hörte und eine ferne Tür mit plötzlicher Wucht zuschlug, fühlte sie zum erstenmal, daß sie wirklich in einer Abtei war. Ja, das waren charakteristische Geräusche; sie führten ihr eine Vielfalt grausiger Zufälle ins Gedächtnis, entsetzliche Szenen, die solche Gemäuer erlebt und solche Stürme heraufbeschworen hatten. Gottlob war ihr Einzug in diese düsteren Mauern von glücklichen Ereignissen begleitet. Sie brauchte keine mitternächtlichen Morde oder betrunkene Kavaliere zu fürchten, Henry ihr heute morgen nur im Scherz dergleichen Dinge ausgemalt. In einem so schön eingerichteten und gut bewachten Hause gab es nichts zu ergründen oder zu fürchten. Sie durfte sich ebenso friedlich in ihr Schlafgemach begeben wie daheim in Fullerton. Mit solchen Überlegungen stärkte sie ihren Mut, während sie die Treppe hinaufstieg, und besonders als sie bemerkte, daß Miß Tilney nur zwei Türen weiter wohnte, betrat sie ihr Zimmer mit einem einigermaßen beruhigten Herzen. Ein fröhlich loderndes Holzfeuer empfing sie, und sie fühlte, daß nichts mehr sie ängstigen könne. Sie sah sich im Zimmer um. Bewegten sich die Fenstervorhänge? Es war wohl der Wind, der durch die Öffnungen in den Läden hereindrang. Kühn trat sie vor, summte leichtfertig ein Liedchen, um sich ihre Furchtlosigkeit selbst zu bestätigen, und lugte beherzt hinter jeden Vorhang. Sie gewahrte nichts, was ihr hätte Angst verursachen können, und als sie die Hand auf

die Läden legte, traf ihre Vermutung wegen des Windes zu. Ein Blick auf die alte Truhe war nach dieser gründlichen Untersuchung nicht ohne Nutzen. Erboast über die Vorspielungen ihrer blühenden Phantasie, bereitete sie sich mit glücklicher Gleichgültigkeit auf die Nacht vor. Sie würde sich Zeit lassen, sich keinesfalls beeilen, gleichgültig, ob sie die letzte im Hause war. Aber sie wollte auf das Feuer nicht nachlegen; das sähe feige aus, als bedürfe sie zu ihrem Schutz des Lichtes, Wenn sie im Bett läge. Das Feuer erstarb also; und Catherine, die fast eine Stunde über ihren Vorbereitungen vertrödelte hatte, wollte soeben in ihr Bett steigen, als der Anblick eines hohen, altmodischen, schwarzen Sekretärs sie erschreckte, der ihrer Aufmerksamkeit bisher entgangen war. Henrys Worte und seine Beschreibung des Ebenholzsekretärs, der ihr zunächst nicht aufgefallen war, stürzten über sie herein. Obgleich er eigentlich nichts Gefährliches bergen konnte, so dünkte sie es doch etwas absonderlich, zumindest war es ein beachtliches Zusammentreffen. Sie nahm ihre Kerze und betrachtete den Schrank aus der Nähe. Es war zwar nicht gerade Ebenholz und Gold, aber japanische Lackarbeit in Gelb und Schwarz von köstlichster Art; und wenn sie die Kerze so in die Höhe hielt sah das Gelb dem Gold täuschend ähnlich. Der Schlüssel steckte im Schloß und entlockte ihr das Verlangen hineinzublicken - jedoch beileibe nicht mit der Erwartung, dort etwas zu entdecken. Es war nur so merkwürdig, nach allem, was Henry ihr erzählt hatte. Kurz, sie konnte nicht schlafen, ehe sie den Sekretär untersucht hatte. Sie stellte also die Kerze vorsichtig auf einen Stuhl, ergriff mit heftig zitternder Hand den Schlüssel und versuchte ihn umzudrehen. Er widerstand selbst ihrer äußersten Kraft. Erschreckt, aber nicht entmutigt, ging sie auf andere Weise vor. Ein Bolzen wich und sie glaubte sich erfolgreich. Aber wie seltsam geheimnisvoll! Die Tür bewegte sich immer noch nicht. Catherine hielt einen Augenblick atemlos inne. Der Wind brüllte im Kamin, der Regen schlug in Gießbächen gegen die Fenster, und alles schien auf grausige Enthüllungen hinzudeuten. Sich ohne Klärung einer solchen Angelegenheit zu Bett zu legen wäre zwecklos gewesen, denn an Schlaf war mit dem Bewußtsein eines mysteriösen, verschlossenen Schrankes in so unmittelbarer Nähe nicht zu denken. Sie bemühte sich deshalb noch einmal; und nachdem sie den Schlüssel in allen nur möglichen Richtungen bewegt hatte, gab die Tür der letzten, hoffnungsvollen Bemühung plötzlich nach. Ihr Herz hüpfte vor Freude, sie öffnete die beiden Flügel der Tür, deren zweiter nur durch Schieber von nicht so wunderbarer Konstruktion wie das Schloß gehalten wurde. Nichts Merkwürdiges kam zum Vorschein. Nun schaute sie auf eine Doppelreihe kleiner Schubfächer und eine ebenfalls mit Schloß und Schlüssel versperrte kleine Tür, die wahrscheinlich das wichtigste Gelaß barg.

Wenn auch Catherines Herz pochte, der Mut verließ sie nicht. Mit von Hoffnung geröteten Wangen und von Neugier geschärften Augen faßten ihre Finger den Griff eines Schubfaches und zogen es auf. Es war völlig leer. Mit weniger Furcht und größerem Eifer ergriff sie einen zweiten, einen dritten und vierten; alle waren gleich leer. Nicht eines blieb ungeöffnet, in keinem fand sie etwas. In den Geheimnissen verborgener Schätze wohlbelesen, übersah sie keineswegs die Möglichkeit doppelter Böden in den Schubladen und tastete einen sorgfältig, aber vergeblich ab. Nur das mittlere Fach blieb zu erkunden, und obgleich sie sich vortäuschte, nie auf einen Fund im Sekretär gehofft zu haben und über ihren geringen bisherigen Erfolg keineswegs entmutigt zu sein, untersuchte sie ihn gründlich weiter, weil sie schon einmal so weit gelangt war. Es dauerte jedoch einige Zeit, bis die Tür nachgab; aber endlich sprang das innere Schloß doch auf. Ihr war nicht so vergebens wie bisher. Eine Papierrolle wurde sichtbar, die, um sich zu verbergen, in der äußersten Ecke der Höhlung stak. Die Empfindungen dieses Augenblickes waren unbeschreiblich. Ihr Herz bebte, ihre Knie zitterten und ihre Wangen wurden bleich. Mit unsicherer Hand ergriff sie das kostbare Manuskript, denn schon ein oberflächlicher Blick ließ geschriebene Buchstaben erkennen; und während sie mit bangenden Gefühlen die Verwirklichung von Henrys Erzählungen erlebte, beschloß sie, unverzüglich jede Zeile zu studieren, ehe sie sich zur Ruhe begab. Das trübe Licht ihrer Kerze ließ sie entsetzt umschauen. Indes bestand keine Gefahr für ein plötzliches Erlöschen - sie hatte noch gut und gerne einige Stunden zu brennen. Damit beim Entziffern der Handschrift keine größeren als die durch das hohe Alter der Schrift verursachten Schwierigkeiten auftreten können, putzte sie das Licht. Ach, leider zu hastig! Sie schneuzte den Docht und brachte ihn gleichzeitig zum Erlöschen. Keine Lampe der Welt hätte eine schrecklichere Wirkung erzielen können. Catherine war bewegungslos vor Entsetzen. Sie hatte ihre Sache sehr gründlich gemacht, und nicht das leiseste Glimmen im Docht ließ noch auf ein belebendes Flackern hoffen. Undurchdringliche, unbewegliche Finsternis erfüllte den Raum. Ein heftiger Windstoß erhob sich mit plötzlicher Wucht und steigerte ihre Furcht. Catherine zitterte vom Kopf bis zu den Füßen, zumal in der nun folgenden Atempause der vermeintliche Klang von sich entfernenden Schritten und einer sich schließenden Tür ihr banges Ohr berührte. Kalter Schweiß trat auf ihre Stirn, das Manuskript entfiel ihren Händen, sie tastete zu ihrem Bett, schlüpfte hastig hinein und suchte ihre Angst zu mildern, indem sie tief unter die Decke kroch. In dieser Nacht ein Auge schließen war aussichtslos. Mit derart gereizter Neugier und solch hochgepeitschter Erregung war keine Ruhe zu finden. Und draußen tobte der Sturm! Sie hatte sich sonst vor dem Wind nicht gefürchtet, aber jetzt schien jeder Stoß mit grausiger Botschaft geladen zu sein. Das so wunderbar entdeckte

Manuskript, die seltsame Erfüllung der morgendlichen Voraussage - wie war das zu erklären? Was mochten die Blätter enthalten? Von wem berichten? Wie hatten sie so lange verborgen bleiben können? Und wie merkwürdig, daß es ausgerechnet ihr beschieden war, sie zu entdecken! Bevor sie deren Inhalt nicht kannte, würde sie weder Ruhe noch Frieden finden. Sie war entschlossen, sie beim ersten Morgensonnenstrahl zu durchfliegen. Aber wieviel Stunden mußten vorher noch verstreichen! Sie schauderte, warf sich in ihrem Bett herum und beneidete jeden ruhigen Schläfer. Der Sturm wütete weiter, groß und unterschiedlich im Lärm. Es klang schlimmer als das Rascheln des Windes, der zeitweilig an ihr erschrecktes Ohr drang. Einmal schienen sich die Vorhänge ihres Bettes zu bewegen, ein anderes Mal schnappte das Schloß in der Tür, als versuche jemand einzudringen. Hohles Gemurmel schlich den Korridor entlang, und mehr als einmal gefror ihr Blut bei dem Klang fernen Stöhnens. Stunde auf Stunde verging, und die betübte Catherine hörte alle Uhren des Hauses drei Uhr verkünden, ehe der Sturm nachließ und tiefer Schlaf unversehens ihre Augen schloß.

## **Zweiundzwanzigstes Kapitel**

Sie erwachte erst, als das Zimmermädchen gegen acht Uhr die Fensterläden zurückklappte. Verwundert darüber, daß sie geschlafen hatte, öffnete sie ihre Augen und blickte in eine heitere Umgebung. Das Feuer brannte bereits lichterloh, und ein strahlender Morgen hatte den Sturm der vergangenen Nacht gelöst. Kaum waren ihre Sinne zu vollem Bewußtsein erwacht, als ihr das Manuskript einfiel. Nachdem die Zofe die Tür hinter sich geschlossen hatte, sprang sie auf und raffte all die verstreuten Blätter auf, die beim Fallen aus der Rolle geschlüpft waren. Dann flog sie in ihr Bett zurück, gab sich ganz dem Genuß des Lesens hin. Es war ein Manuskript von ähnlicher Länge, von denen sie oft mit Schaudern in Romanen gelesen hatte. Die Rolle enthielt kleine, unzusammenhängende Blätter, recht albernes Zeug und viel Unbedeutenderes, als sie vermutet hatte.

Ihr gieriges Auge überflog eilig ein Blatt. Sie erschrak über den Inhalt. Täuschten sie ihre Sinne? Das war ein Wäscheverzeichnis in groben, neuzeitlichen Buchstaben, nichts anderes! Wenn sie ihren Augen trauen durfte, hielt sie eine Wäscherechnung in der Hand. Sie ergriff das nächste Blatt und erblickte die gleichen Anmerkungen mit nur geringen Abweichungen; ein drittes, viertes, ein fünftes brachte nichts Neues zutage. Es ging um Hemden, Strümpfe, Hals- und Taschentücher. Zwei weitere, von der gleichen Hand geschriebene Bogen wiesen kaum aufregendere Ausgaben auf: Haarpuder, Schuhbänder, Hosenlitzen. Das

größere Blatt, das die übrigen umschlossen hatte, schien, nach der ersten gekritzelten Zeile geurteilt: »Kompressen für den Braunen«, eine Rechnung des Roßdoktors zu sein! Das war also die Sammlung von Dokumenten - vielleicht, wie sie jetzt annehmen konnte, durch die Nachlässigkeit eines Zimmermädchens an jenen eigenartigen Platz geraten -, die sie mit soviel Erwartung und Furcht erfüllt und ihr fast eine schlaflose Nacht bereitet hatte! Sie fühlte sich gedemütigt. Hätte das Abenteuer mit der Truhe sie nicht schon zur Vernunft mahnen sollen? Welch lächerliche Einbildungen! Sich vorzustellen, daß ein Manuskript aus Urväterzeiten in einem so modern, so wohnlich eingerichteten Raum wie diesem unbemerkt bleibe oder daß ausgerechnet sie so geschickt sein sollte, den Sekretär zu öffnen, dessen Schlüssel zu jedermanns Handhabung im Schlosse steckte!

Der Himmel möge verhüten, daß Henry Tilney je von ihrer Torheit erfahre. Zwar war alles in gewissem Sinn sein Werk, weil dieser Sekretär genau mit seiner Beschreibung der ihr bevorstehenden Abenteuer übereinstimmte. Das war ein Trost. Immerhin, sie entledigte sich wieder dieser hassenswerten Beweise ihrer Albernheit und legte die Blätter, in ihre alte Form zusammengebündelt, an die gleiche Stelle des Sekretärs zurück. Mochten sie dort bis zum jüngsten Tage ruhen.

Warum jedoch ließen sich die Schlösser so schwer öffnen? Hierin lag gewiß etwas Geheimnisvolles. Dann kam ihr der Gedanke, die Türen wären zuerst unverschlossen gewesen, und sie selbst hatte, den Schlüssel umdrehend, sie erst zugesperrt.

Nach diesen unerfreulichen Überlegungen suchte sie eilig den Weg zum Frühstückszimmer, den ihr Miß Tilney am vergangenen Abend gezeigt hatte.

Henry war allein. Er drückte die Hoffnung aus, der Sturm möge sie nicht erschreckt haben, und wies in schalkhafter Weise auf den Charakter des Hauses hin. Sie suchte zu vermeiden, seinen Argwohn über ihre Schwäche zu erwecken; aber da sie nicht die Unwahrheit sagen konnte, gab sie zu, daß der Wind sie wachgehalten habe. »Aber ihm ist ein köstlicher Morgen gefolgt«, meinte sie, von dem Wunsch beseelt, das Thema zu wechseln; »und Stürme und Schlaflosigkeit bedeuten nichts, wenn man sie überstanden hat. Welch schöne Hyazinthen! Ich habe soeben erst gelernt, Hyazinthen zu schätzen.«

»Und wie haben Sie das angestellt? Durch Zufall oder durch Überredung?« »Ihrer Schwester verdanke ich es. Mrs. Allen hat sich Jahr für Jahr die größte Mühe gegeben, sie mir näherzubringen; aber ich mochte Hyazinthen nicht, bis ich sie kürzlich in der Milsom Street sah. Ich bin von Natur Blumen gegenüber gleichgültig.«

»Aber jetzt mögen sie Hyazinthen gern? Um so besser. Damit haben Sie eine neue Quelle der Freude gewonnen, und man soll sich möglichst viele Glücksmöglichkeiten schaffen. Außerdem ist die Vorliebe für Blumen immer eine Ihrem Geschlecht erwünschte Eigenschaft, sie lockt ins Freie und regt Sie zu häufigeren Spaziergängen, als Ihnen sonst angetan wäre. Zwar ist die Liebe zu einer Hyazinthe einigermaßen an den Raum gebunden; aber wer weiß, ob Sie nicht eines Tages, da nun das Gefühl belebt ist, auch eine Rose lieb gewinnen?«

»Ich brauche solche Steckenpferde nicht, um ins Freie zu gehen. Mir genügt die Freude am Wandern und die Lust, frische Luft zu atmen. Bei schönem Wetter bin ich fast den halben Tag draußen. Mama behauptet sogar, ich sei nie zu Hause.«

»Auf jeden Fall bin ich froh, daß Sie eine Hyazinthe lieben lernten. Schon die Tatsache, lieben zu lernen, ist viel wert. Welche Möglichkeiten erschließen sich hier für eine gelehrige junge Dame. Hat meine Schwester eine angenehme Art zu lehren?«

Catherine blieb durch den Eintritt des Generals die Antwort auf diese Frage erspart. Sein Lächeln und seine Schmeicheleien verrieten eine freundliche Gemütsverfassung, während seine sanften Andeutungen über gemeinsames frühes Aufstehen ihre Ruhe nicht zu erschüttern vermochten.

Später entging ihr die Eleganz des Frühstücksgeschirres nicht. Der General hatte es glücklicherweise selbst ausgewählt. Entzückt über die Anerkennung seines Geschmackes gab er zu, daß es sauber und einfach sei. Er halte es für recht und billig, die Industrie des eigenen Landes zu unterstützen. Für seinen anspruchslosen Gaumen schmecke der Tee in einer Schale aus Staffordshire-Porzellan ebensogut wie aus Tassen von Meißen oder Sèvres. Dies sei jedoch ein ganz altes Geschirr, das er vor zwei Jahren gekauft habe. Seitdem habe sich die Herstellung wesentlich vervollkommnet. Bei seinem letzten Aufenthalt in London habe er einige reizende Muster gesehen; und wenn er in dieser Beziehung nicht ohne jede Eitelkeit wäre, so wäre er wohl versucht gewesen, ein neues Service zu bestellen. Er vertraue jedoch darauf, daß sich binnen kurzem eine Gelegenheit für eine solche Anschaffung biete, wenn auch nicht für seinen eigenen Gebrauch. Catherine war wahrscheinlich die einzige am Tisch, die seine Andeutung nicht verstand.

Kurz nach dem Frühstück brach Henry nach Woodston auf, wo ihn seine Verpflichtungen ein paar Tage aufhalten würden. Man begleitete ihn in die Halle, um ihn zu Pferd steigen zu sehen. Ins Frühstückszimmer zurückgekehrt, eilte Catherine ans Fenster, um noch einen letzten Blick auf ihn zu erhaschen. »Eine

etwas harte Anforderung an deinen Bruder«, bemerkte der General zu Eleanor, »Woodston wird ihm heute recht düster erscheinen.«

»Ist es hübsch dort?« fragte Catherine.

»Was meinst du, Eleanor? Sage deine Meinung; denn Damen haben über diese Dinge ein besseres Urteil. Ganz unparteiisch betrachtet glaube ich, daß es viele Vorzüge hat. Das Haus steht inmitten saftiger Wiesen mit der Front nach Südosten, der Garten hat die gleiche Lage, und die Einfriedungsmauern baute ich selbst vor zehn Jahren für meinen Sohn. Es ist eine Familienfründe, Miß Morland; und der umliegende Grundbesitz gehört zum großen Teil mir. Selbst wenn Henrys Einnahmen nur daraus bestünden, wäre er nicht schlecht gestellt. Es mag seltsam erscheinen, wenn ich bei nur zwei jüngeren Kindern es für nötig erachtete, daß er einen Beruf ergriff. Natürlich wünschen wir ihn oft aller beruflichen Bindungen frei. Aber selbst wenn ich Sie und Eleanor nicht überzeugen könnte, gehe ich doch mit Ihrem Vater, Miß Morland, in der Absicht einig, eine richtige Beschäftigung sei für einen jungen Mann nötig. Das Geld bedeutet nichts dabei, es kommt allein auf die Tätigkeit an. Sehen Sie, sogar mein Sohn Frederick, der einmal den beachtlichsten Grundbesitz der ganzen Grafschaft erbt, hat seinen Beruf.«

Der hervorgerufene Eindruck entsprach genau seinen Wünschen. Später erbot er sich als Führer auf einem Rundgang durch das Haus. Zwar hätte Catherine es lieber nur in Begleitung Eleanors erforscht, doch es galt, das schmeichelhafte Anerbieten auf jeden Fall anzunehmen. Der Handarbeitskasten, den man soeben hervorgezogen hatte, wurde mit freudigem Eifer wieder geschlossen. Nach der Besichtigung der Abtei versprach er sich selbst noch mehr Freude davon, sie in Park und Garten zu führen. Vielleicht sollte man sogar damit beginnen, denn das Wetter war augenblicklich günstig und zu dieser Jahreszeit die Unbeständigkeit noch groß. Der General überließ Catherine die Entscheidung. Er stehe ganz zu ihren Diensten. Was Eleanor dem Geschmack ihrer schönen Freundin angepaßt halte? Aber er glaube es zu wissen. Ja, er lese in Miß Morlands Augen den verständigen Wunsch, das strahlende Wetter auszunutzen. Die Abtei laufe ja nicht weg und sei außerdem trocken. Er hole nur seinen Hut und sei im Augenblick bereit. Er verließ das Zimmer. Enttäuscht erörterte Catherine, wie unangenehm es ihr sei, daß er sie gegen seinen eigenen Willen ins Freie führe, weil er irrtümlich glaube, ihr einen Gefallen zu tun.

»Es ist das klügste, den schönen Morgen auszunutzen. Und seien Sie um meines Vaters willen unbesorgter geht um diese Zeit immer draußen spazieren«, sagte Eleanor ein wenig verwirrt. Warum war Miß Tilney so verlegen? Hatte der General irgendeine Abneigung, die Abtei zu zeigen? Er hatte es ja doch selbst

vorgeschlagen. Und war es nicht merkwürdig, daß er seinen Spaziergang immer so früh machte? Weder ihr Vater noch Mr. Allen taten das. Es war jedenfalls sehr seltsam. Sie brannte so ungeduldig darauf, das Haus kennenzulernen, der Park war ihr gleichgültig. Wenn Henry dabei gewesen wäre, ja dann! Aber wie wollte sie jetzt wissen, was malerisch war? Solche Gedanken bewegten sie, und gefaßt, aber mißmutig setzte sie ihre Schute auf.

Die Großartigkeit der Abtei beeindruckten sie jedoch über alle Erwartung, als sie diese vom Rasen aus erblickte. Das gesamte Gebäude umschloß einen großen Hof. Der reichgegliederte gotische Kreuzgang verdiente besondere Bewunderung. Alles andere war dem Blick durch die rundlichen Wipfel der Bäume entzogen. Selbst die steilen, bewaldeten Höhen im Hintergrund waren sogar im laublosen März voll Liebreiz. Catherine hatte noch nichts Ähnliches gesehen, und ohne auf bessere Anweisung zu warten, äußerte sie Bewunderung und Entzücken. Der General lauschte mit zustimmender Dankbarkeit und erweckte den Eindruck, als sei sein Urteil über Northanger bis zu dieser Stunde nicht entschieden gewesen.

Dann lenkte er seine Schritte zum Garten.

Dessen Ausmaß versetzte Catherine in Erstaunen, denn er umfaßte doppelt soviel Morgen wie Mr. Allens und ihres Vaters Gemüseland, den Obstgarten einbezogen. Endlose Spaliermauern, ein Dorf von Gewächshäusern erhob sich zwischen ihnen, und die Bewohner eines ganzen Kirchsprengels arbeiteten emsig darin. Den General schmeichelten ihre verblüfften Blicke, denn sie zeigten ihm ebenso deutlich wie die Worte, die er ihr gleich darauf abnötigte, daß sie keine auch nur annähernd vergleichbaren Gärten kannte. Darauf gab er bescheiden zu, ohne in dieser Hinsicht irgendwelchen Ehrgeiz zu hegen, glaube er, sie hätten im ganzen Königreich nicht ihresgleichen. Wenn er überhaupt ein Steckenpferd habe, so sei es dieses. Er liebe den Garten. So gleichgültig er auch in allen anderen Dingen der Ernährung sei, er liebe gutes Obst; zwar nicht einmal für sich selbst, sondern für seine Freunde und Kinder. Ein solcher Garten biete jedoch viel Verdruß, und selbst größte Sorgfalt zeitige nicht immer die wertvollsten Früchte. Die Ananaszucht habe im letzten Jahr nur einhundert Stück erbracht. Ob Mr. Allen über denselben Ärger klage.

»Nein, Mr. Allen macht sich keine Mühe mit dem Garten. Er läßt sich nicht einmal darin sehen.«

Mit triumphierendem, selbstzufriedenem Lächeln wünschte der General sich ein Gleiches leisten zu können, denn er betrete den seinen selten, ohne sich über irgend etwas seinen Plänen Widersprechendes zu ärgern.

Er fragte, wie Mr. Allens Züchtereien angelegt seien, und beschrieb die seinen. Mr. Allen habe nur ein kleines Treibhaus, darin seine Gattin während des Winters ihre Pflanzen aufbewahre.

»Das ist ein beneidenswerter Mann!« sagte der General mit einem Blick glücklicher Verachtung.

Er führte sie in jedes Treibhaus, lotste sie an jede Mauer, bis sie dieses Sehens und Bewunderns rechtschaffen müde waren. Dann wollte er noch einige neue Änderungen im Teehaus überprüfen und meinte, die Verlängerung ihres Spazierganges käme doch nicht ganz ungelegen, falls Miß Morland nicht zu müde wäre.

»Welchen Weg schlägst du denn ein, Eleanor? Warum wählst du diesen kalten, feuchten Pfad? Miß Morland wird naß werden. Unser bester Weg führt durch den Park.«

Es ist einer meiner Lieblingswege«, sagte Miß Tilney, ich halte ich ihn für den besten und nächsten Weg. Aber vielleicht ist er wirklich feucht.«

Ein schmaler, gewundener Pfad führte durch dichte, alte Tannen. Catherine, von dem düsteren Anblick beeindruckt, ließ sich sogar durch den Unwillen des Generals nicht davon abhalten, weiter vorzudringen. Nach weiterem vergeblichen Hinweis auf die Gesundheit erhob er aber keinen Einspruch mehr. Er entschuldigte sich jedoch, daß er sie nicht begleite. Ihm könnten die Sonnenstrahlen gar nicht heiter genug sein und er würde an einer anderen Stelle wieder zu ihnen stoßen. Damit ging er davon, eine Trennung, die Catherine erlösend empfand.

»Ich liebe dieses Fleckchen ganz besonders«, sagte Eleanor mit einem Seufzer. »Es war der Lieblingsweg meiner Mutter.«

Vor Catherine war bisher Mrs. Tilney nie erwähnt worden. Daher erweckte Eleanors zärtliches Erinnern ihre besondere Anteilnahme.

»Ich pflegte hier oft mit ihr zu gehen, obgleich ich den Flecken damals bei weitem nicht so liebte wie jetzt. Damals wunderte ich mich sogar manchmal über ihre Wahl. Aber die Erinnerung an sie hat mir diesen Ort besonders teuer gemacht.«

»Sollte es dem Ehemann nicht ebenso gehen«, überlegte Catherine. Da Miß Tilney schweigend weiterschritt, wagte sie den Einwurf: »Ihr Tod muß ein großer Verlust gewesen sein.« »Ein großer, und er wird immer fühlbarer«, erwiderte Eleanor mit leiser Stimme. »Ich zählte damals erst dreizehn Jahre. Und obwohl ich so litt, wie ein junges Wesen es vermag, war ich mir der Größe des Verlustes nicht bewußt.«

Mit größerer Festigkeit fügte sie hinzu: »Wissen Sie, ich habe keine Schwester; und wenn auch Henry - wenn auch meine Brüder sehr liebevoll sind, und Henry sehr oft herüberkommt, wofür ich ihm unendlich dankbar bin, ist mein Leben doch oft sehr einsam.«

»Sie vermissen ihn gewiß sehr.«

»Eine Mutter wäre jederzeit zugegen gewesen und eine beständige Freundin.« Ob sie eine reizende Frau war? Gab es wohl ein Bild von ihr in der Abtei? Und warum hatte sie dieses Wäldchen so besonders geliebt? Entsprang es einer melancholischen Gemütsveranlagung? Derartige Fragen strömten über Catherines Lippen. Die ersten zwei wurden bereitwilligst bejaht, die beiden anderen überhört. Catherines Anteilnahme für die verstorbene Mrs. Tilney stieg mit jeder neuen Frage, gleichgültig, ob sie beantwortet wurde oder nicht. Sie war von dem unglücklichen Verlauf ihrer Ehe überzeugt. Der General war zweifellos ein unfreundlicher Ehemann gewesen. Er schätzte nicht einmal ihren Lieblingsweg. Konnte er sie selbst dann geliebt haben? Und außerdem, so hübsch er war, etwas in seinen Zügen sprach für sein ungutes Verhalten ihr gegenüber.

»Ihr Bild«, und Catherine errötete über die abgefeimte List ihrer Frage, »hängt wohl im Zimmer Ihres Vaters?«

»Nein, es war für den Salon bestimmt. Aber mein Vater war mit dem Gemälde nicht zufrieden, darum fand es geraume Zeit gar keinen Platz. Kurz nach ihrem Tode überließ man es mir, und ich hängte es in mein Schlafzimmer. Ich zeige es Ihnen gern. Es ist sehr ähnlich.« Das war wieder ein Beweis: Ein Porträt - sehr ähnlich - von der verstorbenen Gattin, und der Mann hielt es nicht in Ehren! Er mußte entsetzlich grausam zu ihr gewesen sein.

Catherine versuchte nicht länger, ihre Empfindungen für ihn zurückzudrängen, die er trotz all seiner Aufmerksamkeiten in ihr erweckt hatte. Was erst nur Schrecken und Abneigung gewesen war, verwandelte sich jetzt in Abscheu. Ja, in Abscheu! Seine Grausamkeit einer solch reizenden Frau gegenüber machte ihn ihr verhaßt. Sie war in Büchern häufig solchen Charakteren begegnet - Charaktere, die Mr. Allen unnatürlich und verzeichnet zu nennen pflegte. Aber dieser Beweis hier bestätigte das Gegenteil.

Kurz nachdem sie dieses Urteil gefällt hatte, führte das Ende des Pfades sie wieder mit dem General zusammen. Trotz all ihrem kühnen Abscheu war sie wieder gezwungen, mit ihm weiterzugehen, ihm zuzuhören und sogar ein Lächeln zu erwidern. Da sie jedoch den Dingen der Umgebung keine Freude mehr abgewann, wurde ihr Gang immer müder, wie der General bemerkte. Mit einer Besorgnis um

ihre Gesundheit die ihr wie ein Vorwurf für ihre schlechte Meinung schien, nötigte er sie, mit Eleanor zurückzukehren. Er würde später folgen. Man trennte sich wieder; aber wenig später wurde Eleanor zurückgerufen und ihr der strikte Auftrag erteilt, Catherine nicht vor seiner Rückkehr in der Abtei umherzuführen. Die darin liegende Besorgnis fiel Catherine als sehr bemerkenswert auf.

### **Dreiundzwanzigstes Kapitel**

Eine Stunde verstrich, ehe der General hereinkam, und sein junger Gast verbrachte diese Zeit in nicht allzu günstiger Betrachtung seines Charakters. Dieses lange Fernbleiben, diese einsamen Spazierwege sprachen nicht für ein ruhiges Gemüt oder ein unbeschwertes Gewissen. Endlich erschien er. Welch düsteren Grübeleien er auch nachgegangen hatte, jetzt scherzte und lächelte er und war, nachdem er vorsorglich einige Erfrischungen für die Rückkehr bereitzustellen hieß, ohne weiteren Aufschub zu einem Rundgang durch das Haus bereit.

Mit großartiger Miene und würdigem Schritt, die Catherine zwar nicht entgingen, aber ihre durch Wohlbelesenheit erworbenen Zweifel keineswegs erschütterten, führte er sie durch die Halle, den täglichen Salon und ein unnützes Vorzimmer in einen durch Größe und Ausstattung gleichermaßen bestechenden Raum, den eigentlichen Salon, der nur großen Empfängen diene. Sie fand alles elegant, sehr großartig, sehr reizend, wie Catherine verwirrt hervorbrachte. Ihr ungeübtes Auge erkannte kaum die Atlaspapete. Das ins einzelne gehende Lob steuerte der General selbst bei. Kostbarkeit und Eleganz der Einrichtung allein, meinte er, könne ihr doch keinen Eindruck machen, wenn sie nicht zumindest aus dem fünfzehnten Jahrhundert stamme. Als der General sein eigenes Interesse durch eine eingehende Untersuchung der verschiedenen Stilarten befriedigt hatte, betraten sie die Bibliothek - ein in seiner Art gleich glanzvolles Gemach mit einer Büchersammlung, auf die auch ein bescheidener Mann hätte stolz sein können. Catherine lauschte, bewunderte und staunte aufrichtiger als zuvor. Sie raffte zusammen, was sie von diesem angesammelten Wissen erhaschen konnte, überflog Titel um Titel und war zu weiterer Besichtigung bereit. Aber die Zimmerfluchten schossen nicht wie ihre Wünsche aus dem Boden. So groß das Haus auch war, den größten Teil hatte sie bereits gesehen. Die Erklärung, die eben besichtigten sechs oder sieben Räume umschlossen drei Seiten des Hofes, konnte sie kaum glauben, und sie hegte den Verdacht, es gebe wohl noch manches Geheimgemach. Es verursachte ihr jedoch einige Erleichterung, als man zu den alltäglichen Räumen durch einige Zimmer von geringerer Bedeutung gelangte, die gelegentlich mit

unklar angeordneten Durchgängen verschiedene Fluchten miteinander verbanden. Sie vernahm auf dem weiteren Rundgang, der Boden, über den sie jetzt schreite, sei altes Klostergelände. Man zeigte ihr ehemalige Zellen, und sie bemerkte mehrere Türen, die weder geöffnet noch erklärt wurden. Über ein Billardzimmer gelangte man in die Privatgemächer des Generals, aber sie überschaute den Grundriß der Abtei nicht mehr. Zuletzt durchschritten sie ein kleines, dunkles Zimmer, das Henry gehörte und mit einem Sammelsurium von Büchern, Gewehren und Radmänteln angefüllt war.

Der Speisesaal wurde zu Miß Morlands genauer Unterrichtung seiner ganzen Länge nach vom General abgeschritten, obgleich sie ihn bereits kannte und täglich um fünf Uhr wiedersah. Sie hatte an seiner Größe noch keinen Zweifel gehegt. Von dort erreichte man unmittelbar die Küche. Es war die alte Klosterküche, reich an wuchtigen Mauern, mit dem Rauchfang früherer Tage und den Öfen und Wärmeschränken der Gegenwart ausgestattet. Hier hatte die verbessernde Hand des Generals eingegriffen und alle modernen Einrichtungen anbringen lassen, die den Köchen die Arbeit erleichtern.

Bei den Küchenmauern endete der noch aus historischer Zeit stammende Teil der Abtei. Die vierte, stark verfallene Seite des Kreuzganges war von dem Vater des Generals abgetragen und durch die gegenwärtigen Gebäude ersetzt worden.

Dieser moderne Teil war nicht nur neu, er sah auch so aus. Da er nur für Diensträume bestimmt war und rückwärts von den Stallungen begrenzt wurde, war auf Nachbildung des alten Stils verzichtet worden. Catherine hätte gegen die Hand wüten mögen, die weggefegt hatte, was wertvoller als alles übrige gewesen sein mußte.

Wenn der General überhaupt Eitelkeit besaß, so über die Anordnung seiner Arbeitsräume. Er äußerte seine Überzeugung, es werde Miß Morland gewiß eine Freude sein, die zur Erleichterung der Angestellten vorgenommenen Einrichtungen und Bequemlichkeiten zu besichtigen. Darum wolle er sich gar nicht erst entschuldigen, wenn er sie weiterführe. Sie betrachteten indes alles nur oberflächlich. Catherine war wider Erwarten beeindruckt. Wofür man in Fullerton nur ein paar enge Kammern und Spülküchen ausreichend fand, waren hier weite und bequeme Räume vorgesehen. Die Anzahl der Dienstboten machte ihr keinen geringeren Eindruck. Und doch war es eine Abtei! Und wie wichen die wirtschaftlichen Einrichtungen von den ihr bekannten Schilderungen über Abteien und Schlösser ab, wo alle Hausarbeit höchstens von zwei Paar Frauenhänden geschafft wurde, obwohl es sich um ausgedehntere Güter handelte als Northanger! Sie kehrten in die Halle zurück und stiegen über die Haupttreppe mit ihren reichen

Holzschnitzereien empor. Dann wandten sie sich nicht dem zu den Schlafräumen führenden Gang zu, sondern in entgegengesetzter Richtung. Nacheinander wurden ihr drei große, sehr hübsch eingerichtete Fremdenzimmer gezeigt. Was Geld und Geschmack beschaffen konnte, war hier für Bequemlichkeit und Eleganz angewandt. Bei der Betrachtung des letzten Zimmers zählte der General flüchtig einige hervorragende Persönlichkeiten auf, die es gelegentlich beehrt hatten, und äußerte lächelnd zu Catherine, hoffentlich seien »unsere Freunde aus Fullerton« die nächsten Gäste. Sie empfand dankbar das unerwartete Kompliment und bedauerte, von einem Mann nicht besser zu denken, der ihr so freundlich gesinnt war und ihrer Familie soviel Höflichkeit entgegenbrachte.

Der Flur wurde von einer Pendeltür abgeschlossen, die Miß Tilney im Weitergehen schon aufgestoßen hatte. Der General rief sie jedoch hastig und, wie es Catherine schien, ärgerlich mit der Frage zurück, wohin sie denn wolle. Was dort wohl noch zu sehen sei! Ob Miß Morland etwa nicht alles gesehen habe, was ihrer Aufmerksamkeit würdig sei! Und ob Eleanor nicht glaube, Catherine verlange es nach einem so langen Rundgang nicht nach einer Erfrischung. Miß Tilney kehrte um, die schwere Tür schloß sich vor der betrübten Catherine, die mit einem flüchtigen Blick einen engeren Gang, weitere Türen und sogar eine Wendeltreppe erhascht hatte und etwas ihrer Aufmerksamkeit besonders Würdiges vermutete. Während sie mißmutig den Gang zurückkehrte, fühlte sie, daß sie gar zu gerne den übrigen Teil des Hauses ausgekundschaftet hätte. Den offensichtlichen Wunsch des Generals, dies zu verhindern, nahm sie als neuen Hinweis. Irgend etwas wurde ihr zweifellos verheimlicht. Ihre Phantasie konnte sie hier nicht irreführen, wenn sie sich auch kürzlich einige Male getäuscht hatte. Miß Tilneys Worte schienen es zu bestätigen. Als sie dem General in einiger Entfernung die Treppe hinunterfolgten, sagte Eleanor: »Ich wollte Ihnen die Zimmer meiner Mutter zeigen - den Raum, in dem sie starb.« Das war alles. Aber sowenig damit auch gesagt war, Catherine bedeutete es soviel wie seitenlange interessante Begebenheiten. Es war kein Wunder, daß der General vor diesem Raum zurückschreckte - einem Raum, den er aller Wahrscheinlichkeit nach nie mehr betreten hatte seit dem entsetzlichen Geschehen, das sein leidendes Weib erlöst hatte. Es war der Stachel seines Gewissens! Bei dem nächsten Alleinsein mit Eleanor äußerte Catherine den Wunsch, es dennoch sehen zu dürfen und auch den übrigen Teil des Flügels, und Eleanor versprach, sie bei passender Stunde dorthin zu führen. Catherine verstand. Der General mußte außer Haus sein, ehe jener Raum betreten werden durfte.

»Es blieb wohl alles so wie damals?« fragte sie im Tone herzlichen Mitgeföhls.  
»Ja, ganz und gar.«

»Wie lange ist es her?«

»Sie ist jetzt neun Jahre tot.«

»Du warst wohl bis zum letzten Atemzug bei ihr?«

»Nein«, erwiderte Eleanor seufzend, »unglücklicherweise war ich nicht daheim. Ihre Krankheit war kurz, und ehe ich zurückkehrte, war alles vorüber.«

Catherines Blut gefror bei den grausigen Vermutungen, die diese Worte heraufbeschworen. Konnte es möglich sein? Henrys Vater? Und dennoch, mit wievielen Beispielen konnte man diesen schwärzesten Verdacht rechtfertigen! Und als der General abends wohl eine Stunde lang in schweigender Nachdenklichkeit im Salon auf und nieder ging, die Augen auf den Boden geheftet, die Stirn gerunzelt, da war Catherine tiefinnerlich überzeugt, daß sie ihm nicht unrecht tue. Was spiegelte deutlicher die finsternen Grübeleien eines Geistes wider, der noch nicht völlig für jedes Gefühl der Menschlichkeit erstorben war und nun die Erinnerung seiner Schuld an sich vorüberziehen ließ? Unglücklicher Mann! Und ihre Augen wanderten häufig zu ihm, daß es sogar Miß Tilney auffiel.

»Mein Vater wandert oft in dieser Weise in dem Zimmer umher«, flüsterte sie, »das ist nichts Ungewöhnliches.« >Um so schlimmer!< dachte Catherine. Diese eigenartige Unruhe paßte zu den seltsamen morgendlichen Spaziergängen und verhiß nichts Gutes.

Der Abend verlief eintönig und machte Henrys Bedeutung für diesen Kreis doppelt fühlbar. Sie war herzlich froh, sich zurückziehen zu können, doch des Generals Blick, der seine Tochter an den Glockenzug beorderte, war nicht für Catherines Aufmerksamkeit bestimmt. Als der Butler auch die Kerze seines Herrn anzünden wollte, wurde ihm dies versagt. »Ich habe noch einige Briefe zu schreiben«, erläuterte er Catherine. »Vielleicht beschäftigen mich meine Gedanken über die Geschicke der Nation dann noch, wenn Sie schon stundenlang schlafen. Können wir passender beschäftigt sein? Meine Augen werden im Dienst zum Wohle anderer erblinden, während die Ihren sich durch die Ruhe auf neue Schelmereien vorbereiten.«

Aber weder die angedeutete Arbeit noch die reizende Schmeichelei bewahrten Catherine vor der Vermutung, daß andere Dinge einen so beachtlichen Aufschub der nötigen Ruhe bewirkten. Es war sehr unwahrscheinlich, daß er wegen irgendwelcher Briefe bis in die Nacht hinein aufbleibe. Es mußte ein tieferer Anlaß vorliegen, etwas, das nur erledigt werden konnte, wenn alles schlief. Catherine zog die naheliegende Schlußfolgerung, daß Mrs. Tilney noch unter den Lebenden

weile, aus irgendwelchen unbekanntem Gründen eingesperrt gehalten und von der mitleidlosen Hand ihres Gemahls zur nächtlichen Stunde mit rauher Nahrung versehen de. So entsetzlich dieser Gedanke auch war, er dünkte ihr immer noch menschlicher als ein gewaltsamer Tod, denn nach dem natürlichen Lauf der Dinge würde sie einmal befreit werden. Mrs. Tilneys plötzliche Krankheit während der Abwesenheit der Tochter und wahrscheinlich auch der anderen Kinder sprach für die Vermutung ihrer Gefangenschaft. Der Grund - Eifersucht oder Freude an Grausamkeit - blieb noch zu ergründen.

Beim Auskleiden hatte sie den nicht ganz abwegigen Einfall, an diesem Morgen dem Ort nahe gewesen zu sein, wo diese unglückliche Frau verborgen war. Welcher Teil der Abtei konnte diesem Zweck dienlicher sein als jener Rest des alten Klosterbaus? Ihr fiel wieder der hohe, gewölbte, mit Steinplatten ausgelegte Gang ein, den sie mit seltsamer Furcht betreten hatte, und seine vielen Türen, für die der General keine Erklärung gegeben hatte. Wohin mochten sie führen? Um die Glaubwürdigkeit ihrer Annahme zu stützen, mutmaßte sie, daß der verbotene Gang mit den Gemächern der unglücklichen Mrs. Tilney genau über jenen geheimnisvollen Zellen liege. Wenn ihre Erinnerung sie nicht gänzlich trog, stellte die a Treppe am anderen Ende dieser Räume eine geheime Verbindung mit jenen Zellen her und hatte die barbarischen Unternehmungen des Gatten begünstigt. Über diese Treppe hinunter war Mrs. Tilney wohl in einem Zustand wohlvorbereiteter Bewußtlosigkeit befördert worden.

Catherine erschrak zuweilen vor der Kühnheit ihrer Vermutungen und hoffte oder fürchtete, zu weit gegangen zu sein.

Andererseits fand sie ihre Mutmaßungen durch unmöglich von der Hand zu weisende Anzeichen gestützt.

Die Seite des Kreuzganges, der Schauplatz des Verbrechens sein mußte, lag nach ihrer Berechnung gerade ihrem Zimmer gegenüber. Wenn sie genau aufpaßte, mußte sie drüben einen Lichtstrahl bemerken, wenn der General sich heimlich zu dem Gefängnis seines Weibes begab. Ehe sie in ihr Bett schlüpfte, stahl sie sich zweimal in den Gang, um auf den Lichtschein zu lauern. Aber es blieb alles dunkel; es war wohl noch zu früh. Heraufdringende Geräusche bewiesen, daß die Dienerschaft noch auf war. Vor Mitternacht war wohl jede Beobachtung vergeblich; aber dann, wenn die Uhr zwölf geschlagen hätte und alles still war, wollte sie sich noch einmal fortschleichen, sofern sie sich nicht vor der Finsternis fürchtete. Die Uhr schlug zwölf - und Catherine lag seit einer halben Stunde in tiefem Schlummer.

## Vierundzwanzigstes Kapitel

Der nächste Tag, ein Sonntag, bot keine Gelegenheit zur Erforschung der geheimnisvollen Gemäcker. Die Zeit zwischen dem Morgen- und Nachmittagsgottesdienst wurde von dem General damit ausgefüllt, sich im Freien zu ergehen und im Hause kalten Braten zu essen. Catherine fehlte es trotz brennender Neugier an Mut, obwohl sie nach der Abendmahlzeit einen Erkundungsgang unternehmen wollte, und zwar entweder zur Dämmerzeit oder bei der stärkeren Beleuchtung einer verräterischen Kerze. Tagsüber ereignete sich nichts, was ihre Phantasie hätte beflügeln können, außer dem Anblick eines sehr vornehmen Gedenksteines für Mrs. Tilney, der in der Kirche unmittelbar dem Familienstuhl gegenüberstand. Ihr Blick wurde lange davon angezogen, und das Studium der gewundenen Inschrift, womit der untröstliche Gatte der Verstorbenen jede Tugend zuerkannte, obwohl er in irgendeiner Weise dieses Leben zerstört haben mußte, rührte sie zu Tränen. Daß der General ihr solch ein Denkmal gesetzt hatte und ihm sogar gegenübertrat, war vielleicht noch nicht einmal so neuartig. Aber daß er so kühn gelassen davorsaß, eine so abgeklärte Miene bewahrte und sich so furchtlos umblickte, ja er überhaupt die Kirche betrat - zwang ihr Bewunderung ab. Gleichzeitig entsann sie sich aber vieler Wesen, die ebenso verhärtet in ihrer Schuld waren. Sie erinnerte sich wohl eines Dutzend solcher Bösewichte, die ungerührt von einer Schandtats zur anderen geschritten waren, ohne ein menschliches Gefühl oder Gewissensbisse zu verspüren, bis ein gewaltsamer Tod oder ein Leben in klösterlicher Abgeschiedenheit einen Vorhang über ihre schwarze Vergangenheit breitete. Die Tatsache eines errichteten Grabsteines beeinflusste nicht im geringsten Catherines Zweifel an Mrs. Tilneys Tod. Und sollte sie in der Familiengruft, in der ihre Asche angeblich schlummerte, mit eigenen Augen den Sarg sehen, der gemäß der Gepflogenheit ihre sterbliche Hülle bergen mußte, was bedeutete das in diesem Falle? Catherine hatte zuviel gelesen, um nicht außer acht zu lassen, wie leicht man eine Wachspuppe unterschieben und ein Scheinbegräbnis vornehmen konnte.

Der folgende Morgen versprach besseren Erfolg. Der frühe Spaziergang des Generals, so unangebracht er auch sonst sein mochte, erwies sich als günstig. Sobald sie sicher war, daß er das Haus verlassen hatte, erinnerte sie Miß Tilney an den Rundgang durch die Abtei und die Besichtigung des Gemäldes. Eleanor war sofort bereit. Man betrachtete zunächst das Bild der Mutter in Eleanors Schlafgemach. Es stellte eine liebliche Frau dar mit milden, nachdenklichen Zügen, das zwar nicht ganz den Erwartungen entsprach, denn Catherine hatte das getreue Abbild, wenn nicht gerade Henrys, so doch Eleanors vorzufinden gehofft.

Trotz dieser Enttäuschung betrachtete sie es jedoch mit Anteilnahme, bis etwas Aufregenderes sie lockte, nämlich die große Galerie. Wieder durchschritt sie die Pendeltür, wieder lag ihre Hand auf dem gewichtigen Schloß. Kaum fähig zu atmen, wandte sie sich zurück, um behutsam die Tür zu schließen. Da tauchte die gefürchtete Gestalt des Generals am anderen Ende des Ganges auf. »Eleanor«, schallte es im gleichen Augenblick durch das Gebäude, und Catherine übermannte der Schrecken. Instinktiv hatte sie sich bei seinem Anblick zunächst verborgen, wenn sie auch kaum hoffte, seinem Auge entgangen zu sein, und als ihre Freundin mit einem entschuldigenden Blick an ihr vorüberstürzte und mit ihrem Vater verschwand, brachte Catherine sich in ihrem Zimmer in Sicherheit und schloß sich ein. Sie würde wohl nie mehr den Mut aufbringen hinunterzugehen. Sie bemitleidete Eleanor und wartete jeden Augenblick darauf, in des Generals Gemächer beordert zu werden. Ein solcher Ruf erging jedoch nicht; und als schließlich ein Wagen vorfuhr, wagte sie es, hinunterzugehen und dem Hausherrn im Schutz der Gäste wieder gegenüberzutreten. Der General stellte sie den Besuchern in solch schmeichelhafter Form als Freundin seiner Tochter vor, daß sie sich, für den Augenblick wenigstens, ihres Lebens sicher fühlte. Eleanors Haltung machte ihrem Charakter alle Ehre. Bei der ersten sich bietenden Gelegenheit flüsterte sie Catherine zu: »Mein Vater brauchte mich nur, um einen Brief zu beantworten.« Aus diesem Grund stieg in Catherine die Hoffnung auf, der General habe sie übersehen oder wünsche aus irgendeinem diplomatischen Grunde sie in dieser Annahme zu erhalten. Im Vertrauen darauf verweilte sie auch nach der Abfahrt des Besuches in seiner Gegenwart, und es ereignete sich nichts Aufregendes mehr.

Sie war zu dem Entschluß gekommen, den nächsten Versuch, die verbotene Tür zu öffnen, allein zu unternehmen. Es war in jeder Hinsicht besser, Eleanor nichts davon wissen zu lassen, sie weder der Gefahr einer neuerlichen Entdeckung auszusetzen noch in ein Gemach zu locken, dessen Anblick ihr Herz brechen mußte. Der Zorn des Generals würde sich gegen Catherine nie so auswirken wie gegen seine Tochter. Außerdem verlief eine allein ausgeführte Untersuchung wahrscheinlich befriedigender.

Der Weg zu jenem Raum war ihr jetzt nicht mehr fremd, und da sie das Rätsel vor Henrys Rückkehr lösen wollte, den man am folgenden Tage erwartete, war keine Zeit zu verlieren. Der Tag war strahlend, und sie selbst höchst mutig. Bis sechs Uhr blieb es hell, sie brauchte sich also nur eine halbe Stunde früher zum Umkleiden zurückzuziehen.

So geschah es; und die Uhren hatten noch nicht ausgeschlagen, als Catherine sich allein in der Galerie befand. Für Überlegungen blieb ihr keine Zeit. Sie eilte vorwärts, schlüpfte durch die Pendeltür und lief, ohne innezuhalten, auf die fragliche Tür zu. Das Schloß gab unter ihrer Hand sofort nach, und sie trat auf Zehenspitzen ein; aber es dauerte einige Minuten, ehe sie, jede Fiber in Erregung, einen weiteren Schritt wagte. Sie sah ein großes, wohlproportioniertes Gemach, ein schönes Damastbett, einen blanken Ofen, wie sie in Bath üblich sind, Mahagonischränke und polierte Stühle, und über alles ergoß die untergehende Sonne ihre heiteren Strahlen.

Staunen und Zweifel ergriffen sie gleicherweise. Sie hatte sich nicht in dem Raum geirrt, aber wie sehr in allem anderen - in Miß Tilneys Worten und in ihren eigenen Berechnungen! Dieses Zimmer, das sie dem alten Gebäudeteil zugeschrieben hatte, erwies sich als ein Teil des Flügels, den der Vater des Generals erbaut hatte. Das Zimmer besaß noch zwei weitere Türen, die wahrscheinlich in Ankleidekabinette führten; aber sie verspürte keine Lust, auch nur eine davon zu öffnen. Würde wohl der Schleier, den Mrs. Tilney zuletzt getragen, das Buch, in dem sie zuletzt gelesen hatte, noch vorhanden sein und von dem raunen, wovon sonst nichts mehr berichtete? Nein! Welcher Art die Verbrechen des Generals auch gewesen sein mochten, er besaß sicherlich zuviel Verstand, um sie der Entdeckung preiszugeben. Es ekelte sie vor weiteren Erkundungen, sie wünschte nur noch, ihr eigenes Zimmer aufzusuchen und mit ihrer Torheit allein zu sein. Im Begriff, sich so zurückzuziehen, wie sie gekommen war, ließ sie der Klang von Schritten innehalten. Wie unangenehm, an diesem Ort angetroffen zu werden, und sei es nur durch einen Dienstboten! Wenn es nur nicht der General war, der immer zur Stelle schien, wenn man am wenigsten mit ihm rechnete. Sie lauschte, alles blieb still. Entschlossen, keine Minute zu verlieren, trat sie auf den Gang hinaus und klinkte die Tür zu. In diesem Augenblick wurde unten hastig eine Tür geöffnet und jemand stieg eilig die Treppe herauf. Ihr fehlte die Kraft, sich zu bewegen. Mit einem unerklärlichen Entsetzen heftete sie ihre Augen auf die Treppe und erblickte kurz darauf Henry.

»Mr. Tilney!« rief sie aus, und ihre Stimme verriet mehr als bloßes Erstaunen. Er blickte sie ebenfalls überrascht an. »Guter Gott!« fuhr sie fort, ohne auf seinen Gruß zu achten, »wie kommen Sie hierher? Wie kommen Sie diese Treppe herauf?«

»Wie ich diese Treppe heraufkomme?! Es ist für mich der nächste Weg vom Pferdestall zu meinem Zimmer. Warum sollte ich nicht da heraufkommen?«

Catherine errötete tief und schwieg. - Er schien in ihrem Gesicht nach der Erklärung zu suchen, die ihre Lippen nicht gaben. Sie schritt weiter auf die Galerie zu.

»Und darf ich meinerseits wohl fragen«, sagte er und stieß die Pendeltür auf, »wie Sie hierher kamen? Dieser Gang ist jedenfalls ein ebenso seltsamer Weg vom Frühstücksraum zu Ihrem Zimmer wie der von mir gewählte Weg.«

»Ich war im Zimmer Ihrer Mutter«, sagte Catherine mit gesenktem Blick. »Im Zimmer meiner Mutter? Ist dort irgend etwas Ungewöhnliches zu sehen?« »Nein! Gar nichts. Ich dachte, Sie kämen erst morgen wieder zurück.« »Das glaubte ich auch, als ich abreiste; aber vor drei Stunden bemerkte ich zu meiner Freude, daß es schon früher möglich sei. Sie sehen blaß aus. Ich habe Sie wohl erschreckt, als ich die Treppe hinaufstürmte. Sie wußten wohl nicht, daß sie von den Büroräumen heraufführt und dem allgemeinen Gebrauch dient?«

»Nein, das wußte ich nicht. - Sie hatten wunderschönes Wetter für Ihren Ritt.« »Ja, das ist wahr. Aber läßt Eleanor Sie ganz allein sich im Haus zurechtfinden?« »O nein, sie zeigte mir den größten Teil am Sonnabend, und wir kamen auch hierher. Nur . .

. Ihr Vater war bei uns.«

»Und das störte Sie?« Henry betrachtete sie ernst. »Haben Sie in alle Räume an diesem Gang hineingeschaut?«

»Nein, ich wollte nur sehen ... Ist es nicht schon sehr spät? Ich muß mich schnell umkleiden.« »Es ist erst Viertel nach vier. Sie sind hier nicht in Bath. Kein Theater, kein Ball, für den man sich vorbereiten muß. In Northanger genügt eine halbe Stunde.«

Sie konnte ihm nicht widersprechen. So ließ sie sich von ihm aufhalten, obgleich sie, um weiteren Fragen auszuweichen, am liebsten davongelaufen wäre. Langsam gingen sie die Galerie hinunter.

»Haben Sie inzwischen einen Brief aus Bath bekommen?«

»Nein, und das überrascht mich sehr. Isabella versprach mir so treulich, sogleich zu schreiben.«

»Sie versprach so treulich! Ein treuliches Versprechen ist mir ein Rätsel. Ich habe wohl schon von treulicher Erfüllung gehört. Aber ein treuliches Versprechen - die Treue des Versprechens? Nun, es verlohnt nicht, es zu kennen. Das Zimmer meiner Mutter ist sehr gemütlich, nicht wahr? Groß und heiter, und die Ankleidezimmer

liegen so praktisch. Es fällt mir immer wieder auf, daß es das bequemste Gemach im ganzen Hause ist; und mich wundert, daß Eleanor es nicht bewohnt. Sie hat Sie wohl gebeten, es allein aufzusuchen?«

»Nein.«

»Es geschah ganz aus freien Stücken?«

Catherine entgegnete nichts. Er beobachtete sie scharf und nach kurzem Schweigen fort: »Da dem Zimmer nichts eignet, was Ihre Neugier hätte herausfordern können, so entsprang es wohl einem Gefühl der Achtung für meine Mutter, und das gereicht ihrem Andenken zur Ehre. Es hat auf Erden kaum eine bessere Frau gegeben. Aber nicht oft kann Tugend solcher Aufmerksamkeit rühmen. Die häuslichen, anspruchslosen Verdienste eines unbekanntem Menschen rufen nicht oft diese verehrende Zärtlichkeit hervor, die einen Besuch wie den Ihren zeitigt. Eleanor hat wohl viel von ihr gesprochen?«

»Ja, sehr viel. Das heißt - eigentlich nicht einmal so viel; aber es war alles interessant. Ihre Mutter starb so plötzlich« - Catherine sprach langsam und zögernd -, »und Sie - keiner von Ihnen war daheim; und Ihr Vater hat sie, glaube ich, nicht sehr lieb gehabt.«

»Und aus diesem Grunde vermuten Sie vielleicht irgendeine Nachlässigkeit - eine - oder vielleicht etwas noch Unverzeihlicheres.«

»Sie hob ihre Augen zu den seinen, mit vollerm Blick, als sie es je getan hatte. »Die Krankheit meiner Mutter, der Anfall, der ihrem Leben ein Ende setzte, war plötzlich; an der Krankheit selbst litt sie schon länger, ein Gallenfieber. Die Todesursache lag also in ihrer Konstitution. Am dritten Tag - sobald man sie dazu bestimmen konnte - wurde sie von einem Arzt untersucht, einem sehr achtbaren Manne, in den sie immer großes Vertrauen gesetzt hatte. Seinen Befürchtungen zufolge wurden zwei weitere Kapazitäten am nächsten Tage zugezogen. Sie bemühten sich fast vierundzwanzig Stunden ununterbrochen um sie. Am fünften Tag starb sie. Während ihrer Krankheit besuchten Frederick und ich - wir beide waren zu Hause - sie wiederholt, und wir können nach unseren eigenen Beobachtungen bezeugen, daß ihr jede mögliche Aufmerksamkeit zuteil geworden ist, die ihr die Zuneigung ihrer Umgebung oder ihre Stellung verschaffen konnte. Die arme Eleanor war tatsächlich abwesend, und zwar so weit, daß sie bei ihrer Rückkehr ihre Mutter nur im Sarg wiedersah.«

»Aber Ihr Vater«, sagte Catherine, »war er sehr bekümmert?«

»Für einige Zeit ganz erheblich. Sie irren in der Annahme, er habe sie nicht geliebt. Er liebte sie so sehr, wie ihm das überhaupt möglich ist, davon bin ich felsenfest überzeugt. Nicht allen ist die gleiche Kraft der Zärtlichkeit gegeben; ich will auch nicht behaupten, daß sie zu ihren Lebzeiten nicht manches zu ertragen hatte. Aber wenn seine Laune ihr auch oft weh tat, so doch nie sein Urteil. Seine Achtung vor ihr war aufrichtig. Und er hat unter ihrem Tode sehr gelitten.«

»Das höre ich gern«, sagte Catherine, »es wäre auch zu schrecklich gewesen . . .«  
»Wenn ich Sie recht verstehe, haben Sie Vermutungen gehegt, die sich kaum in Worten . . .

Liebe Miß Morland, bedenken Sie die schreckliche Art der Verdächtigungen, mit denen Sie sich getragen haben. Von welchem Standpunkt aus haben Sie geurteilt? Erinnern Sie sich daran, daß wir Engländer, daß wir Christen sind! Befragen Sie Ihren Verstand, Ihr Gefühl für das Wirkliche. Bereitet uns denn unsere Erziehung auf solche Greuel vor? Stehen unsere Gesetze mit dergleichen in Einverständnis? Können sie begangen werden, ohne daß sie in einem Lande wie diesem bekannt würden, wo geselliges und geistiges Leben auf so festen Füßen stehen? Liebste Miß Morland, welchen Gedanken haben Sie sich hingegeben?«

Sie hatten das Ende der Galerie erreicht, und mit Tränen der Scham in den Augen lief sie davon.

## **Fünfundzwanzigstes Kapitel**

Die romantischen Traumbilder waren verflogen und Catherine völlig erwacht. Henrys Worte hatten ihr die Augen gründlicher für ihre überspannten Vorstellungen geöffnet, als alle Enttäuschungen bewirkt hatten. Sie war nicht nur in ihrer eigenen Achtung, sondern auch in Henrys Augen gesunken. Ihre jetzt fast verbrecherisch anmutende Torheit lag in ihrem Umfang vor ihm; er mußte sie für immer verachten. Konnte er jemals verzeihen, wie ihre Einbildungskraft mit dem Charakter seines Vaters gespielt hatte? Und jemals ihre abwegige Neugier vergessen? Er hatte - so glaubte sie wenigstens - vor diesem verhängnisvollen Morgen so etwas wie Zuneigung für sie bekundet. Aber jetzt... Kurz, für mehr als eine halbe Stunde machte sie sich so unglücklich, wie sie nur konnte; als die Uhr fünf schlug, ging sie gebrochenen Herzens hinunter und gab auf Eleanors Frage nach ihrem Befinden eine verständliche Antwort. Der gefürchtete Henry folgte ihr bald und zeichnete sich in seinem Verhalten zu ihr lediglich durch erhöhte

Aufmerksamkeit aus. Catherine hatte noch nie so nach Trost verlangt, was er anscheinend richtig erkannte.

Der Abend verstrich in dieser Atmosphäre wohltuender Höflichkeit, und allmählich beruhigte sich ihre Stimmung. Sie vergaß oder beschönigte das Vergangene nicht, doch hoffte sie, daß es nicht weiter durchsickere und ihr nicht völlig Henrys Achtung raube. Ihre Gedanken beschäftigten sich vornehmlich immer noch damit, was sie in grundlosem Entsetzen empfunden oder angerichtet hatte. Alles war augenscheinlich reiner Selbsttäuschung entsprungen. Jeder kleine Umstand hatte einer zur Furcht neigenden Einbildungskraft Gewichtigkeit verliehen, zumal es ihren Geist vor der Ankunft in der Abtei nach Außergewöhnlichem verlangt hatte. Mit welchen Gefühlen hatte sie sich auf die Bekanntschaft mit Northanger vorbereitet. Verblendung und Unheil reichten bis vor ihre Abreise von Bath zurück, und alles war auf den Einfluß der Lektüre zurückzuführen, der sie sich dort hingeeben hatte.

So reizend die Gesamtheit von Mrs. Radcliffes Romanen war, und so wohlgelungen auch die Werke all ihrer Nachfahren waren, man durfte doch wohl nicht das wirkliche Leben in den mittleren englischen Grafschaften in ihnen suchen. Von den Alpen und Pyrenäen mit ihren Tannenwäldern und Lastern mochten sie ja eine ganz wahrheitsgetreue Darstellung geben und die grausigen Schilderungen auch auf Italien, die Schweiz und Südfrankreich zutreffen. Catherine wagte über die Grenzen ihres eigenen Landes hinaus keine Zweifel zu hegen, und selbst hiervon hätte sie auf Verlangen vielleicht noch die nördlichen und westlichen Randbezirke ausgeschlossen. Aber die Gesetze des Landes und die Lebensgewohnheiten des Jahrhunderts boten in Mittelengland sicherlich selbst für das Leben einer ungeliebten Gemahlin einige Sicherheit. Mord wurde geahndet, Diener waren keine Sklaven und weder Gift noch Schlafmittel so leicht beschaffbar wie zum Beispiel Rhabarber. Zwischen den Alpen und den Pyrenäen gab es vielleicht wenig gemäßigte Charaktere, und die Menschen, die nicht so makellos wie Engel waren, entwickelten dort ihre teuflischen Anlagen. Aber in England traf das nicht zu. In den Herzen und Gewohnheiten der Engländer, so glaubte sie, herrschte im allgemeinen, wenn auch nicht überall in gleicher Mischung, das Gute neben dem Bösen. Wegen dieser Überzeugung wäre sie nicht überrascht, wenn Henry und Eleanor Tilney mit der Zeit gewisse Unvollkommenheiten aufgewiesen hätten. Sie brauchten sich nicht davor zu scheuen, einige wirkliche Flecken auf dem Charakter ihres Vaters zuzugeben, den Catherine für nicht sehr liebenswert hielt, wenn er auch von dem bisher gehegten beleidigenden Argwohn gereinigt war.

Nachdem sie über diese verschiedenen Punkte Klarheit gewonnen hatte, faßte sie den Entschluß, in Zukunft nur mit der Vernunft zu urteilen. Sie verzieh sich und fühlte sich glücklicher denn je, und im Laufe des nächsten Tages tat die milde Hand der Zeit ein übriges. Henrys erstaunliche Großzügigkeit und sein Edelmut, auch nicht die geringste Andeutung über das Vorgefallene zu machen, halfen ihr dabei. Sie fühlte sich bald wieder ganz behaglich und wie ehemals aufgeschlossen für alles, was er vorbrachte. Zwar behagte ihr die Erwähnung einer Truhe oder eines Sekretärs und der Anblick japanischer Lackarbeit noch immer nicht recht. Aber sogar sie räumte ein, daß ein gelegentliches Denken an vergangene Torheiten, wenn auch schmerzlich, so doch keineswegs ohne heilsame Lehre sei. Ihre Gedanken weilten wieder öfter in Bath, und sie brannte ungeduldig auf Kunde von Isabella, die ihre einzige Nachrichtenquelle war. James wollte ihr erst wieder von Oxford schreiben und Mrs. Allen von Fullerton. Aber Isabella hatte es ausdrücklich versprochen, und wenn sie etwas zusagte, war sie doch so darauf bedacht, es auch zu halten. Das machte ihr Schweigen besonders ungewöhnlich!

Neun lange Tage sann Catherine über die Enttäuschung nach, die täglich zunahm. Doch als sie zum zehnten Morgen ins Frühstückszimmer betrat, fiel ihr erster Blick auf einen Brief, den Henrys freundliche Hand ihr entgegenhielt. Sie dankte ihm so herzlich, als habe er ihn selbst geschrieben.

»Ach, nur von James«, meinte sie dann mit einem Blick auf die Adresse. Sie öffnete ihn. Er kam aus Oxford: »Liebe Catherine, Gott weiß, wie wenig es mich zum Schreiben drängt, aber ich halte es für meine Pflicht, Dir mitzuteilen, daß zwischen Miß Thorpe und mir alles zu Ende ist. Gestern verließ ich sie endgültig. Ich will nicht auf Einzelheiten eingehen, sie würden Dir nur weh tun. Du wirst doch früh genug von anderer Seite erfahren, wer die Schuld trägt, und Deinen Bruder dann hoffentlich von allem freisprechen, bis auf die Torheit, seine Liebe so leicht erwidert zu glauben. Gott sei Dank bin ich rechtzeitig aus dieser Täuschung erwacht! Aber es war ein harter Schlag! Und das, nachdem unser Vater so freundlich seine Einwilligung gegeben hatte! Aber nichts weiter hiervon. Sie hat mich für immer elend gemacht! Laß bald von Dir hören, liebe Catherine; Du bist meine einzige Freundin; auf Deine Liebe baue ich. Hoffentlich endet Dein Besuch in Northanger, ehe Hauptmann Tilney seine Verlobung bekanntgibt, sonst kommst Du in eine recht peinliche Lage. Der arme Thorpe ist in London. Ich fürchte mich vor einem Wiedersehen mit ihm. Sein ehrliches Herz wird den Kummer tief empfinden. Ich habe an ihn und unseren Vater geschrieben. Isabellas Doppelzüngigkeit hat mich mehr als alles andere verletzt, denn sie versicherte mir bis zuletzt, mich so herzlich zu lieben wie je, und lachte über meine Befürchtungen. Ich schäme mich bei dem Gedanken, wie lange ich das ertragen

habe; aber wenn je ein Mann Grund hatte, sich geliebt zu wähnen, so war ich es. Ich kann selbst jetzt noch nicht verstehen, was sie damit beabsichtigt hat, denn es bestand nicht die geringste Notwendigkeit, mich gegen Tilney auszuspielen. Wir trennten uns schließlich in gegenseitigem Einverständnis. Wie glücklich wäre ich, wenn wir uns nie begegnet wären! Ich werde nie wieder eine solche Frau kennenlernen! Liebste Catherine, sei vorsichtig, wem Du Dein Herz schenkst! Glaube mir, usw. ---«

Catherines plötzlich verändertes Gesicht und ihre kurzen Ausrufe sorgenvoller Verwunderung verrieten, daß sie schlechte Nachrichten erhalten hatte; und Henry, der sie während der Lektüre beobachtete, erkannte deutlich, daß er nicht besser endete, als er begonnen hatte. Er wurde jedoch durch den Eintritt seines Vaters daran gehindert, auch nur die geringste Überraschung zu verraten. Man ließ sich sogleich zum Frühstück nieder, aber Catherine nahm nichts zu sich. Tränen schwammen in ihren Augen und stahlen sich auf ihre Wangen. Der Brief befand sich bald in ihrer Hand, bald auf dem Schoß dann wieder in ihrer Tasche, und dabei sah sie aus, als wisse sie nicht, was sie tue. Glücklicherweise hatte der General zwischen Kakao und Zeitung keine Gelegenheit, sie zu beachten, aber die beiden anderen bemerkten ihren Kummer. Sobald es anging, den Tisch zu verlassen, eilte sie auf ihr Zimmer. Dort waren aber gerade die Zimmermädchen beschäftigt, und so mußte sie wohl oder übel wieder hinuntergehen. Um allein sein, wandte sie sich dem Salon zu, aber Henry und Eleanor hatten sich ebenfalls dorthin zurückgezogen. Catherine wollte ihnen mit einer Entschuldigung ausweichen, wurde aber mit sanftem Zwang zum Bleiben veranlaßt. Statt dessen erhoben sich Henry und Eleanor, nachdem letztere den liebevollen Wusch ausgesprochen hatte, ihr behilflich zu sein und sie zu trösten.

Nach längerem Alleinsein suchte Catherine wieder die Gesellschaft ihrer Freunde. Vielleicht konnte sie eine Andeutung machen, wenn man danach fragen sollte - nur eine ausweichende Anspielung, mehr nicht. Denn sie würde eine Freundin, wie Isabella ihr gewesen war, nicht bloßstellen. Obendrein war der eigene Bruder der beiden so eng mit der Geschichte verbunden! Ließ sie nicht besser die Angelegenheit ganz fallen? Henry und Eleanor waren allein im Frühstückszimmer im blickten ihr besorgt entgegen.

»Hoffentlich haben Sie keine schlechten Nachrichten aus Fullerton erhalten? Ihre Eltern, Ihre Geschwister - es ist doch keiner von ihnen krank?« forschte Eleanor.

»Nein, danke, es geht ihnen allen gut. Der Brief kam von meinem Bruder aus Oxford.« Für ein paar Minuten fiel kein weiteres Wort; dann äußerte Catherine unter Tränen: »Ich möchte am liebsten überhaupt keine Briefe mehr bekommen.«

»Das tut mir leid«, meinte Henry und schloß das Buch, das er soeben zur Hand genommen hatte. »Wenn ich geahnt hätte, daß der Brief etwas Unwillkommenes enthielt . . .«

»Er enthielt schlimmere Nachrichten, als irgend jemand vermuten kann! Der arme James ist so unglücklich. Sie werden bald den Grund erfahren.«

»Eine so gutherzige, liebevolle Schwester bedeutet in jedem Schmerz einen Trost«, entgegnete Henry warm.

»Ich muß Sie um einen Gefallen bitten«, sagte Catherine wenig später ziemlich erregt. »Bitte, sagen Sie es mir vorher, wenn Ihr Bruder hierherkommen sollte, damit ich rechtzeitig abreisen kann.«

»Unser Bruder? Frederick?«

»Ja; denn es ist etwas vorgefallen, das es mir unmöglich macht, mit Hauptmann Tilney unter einem Dach zu wohnen.«

Eleanor ließ ihre Arbeit sinken und schaute verwundert hinüber. Aber Henry begann die Wahrheit zu erraten und forschte nach Miß Thorpe.

»Wie schnell Sie den Zusammenhang haben!« rief Catherine; »Sie haben es erraten! Und doch dachten Sie wohl kaum an dieses Ende, als ich in Bath von meiner Sorge sprach. Isabella -kein Wunder, daß ich nichts mehr von ihr gehört habe! -, Isabella hat meinen Bruder verlassen, um den Ihren zu heiraten! Halten Sie eine derartige Unbeständigkeit, Wankelmütigkeit oder was es sonst noch an Schlechtigkeit auf Erden gibt für möglich?«

»Hoffentlich sind Sie falsch unterrichtet, soweit die Sache meinen Bruder betrifft. Möge er keine allzu große Schuld an Mr. Morlands Enttäuschung tragen! In dieser Hinsicht müssen Sie sich täuschen. Mr. Morland tut mir aufrichtig leid. Ich bedaure es sehr, daß jemand, den Sie lieben, unglücklich ist; aber Fredericks mutmaßliche Heirat mit Miß Thorpe überrascht mich mehr als jeder andere Teil der Geschichte.«

»Es ist aber nur allzu wahr! Lesen Sie selbst. Halt - da ist ein Satz . . .«, ihr fiel die letzte Zeile ein, und sie errötete.

»Würden Sie dann so liebenswürdig sein, uns die Stellen vorzulesen, die sich auf unseren Bruder beziehen?«

»Nein, lesen Sie nur selbst«, rief Catherine, die sich bei erneuter Überlegung ruhiger fühlte. »Ich weiß eigentlich gar nicht, woran ich gedacht habe.« Und jetzt errötete sie, weil vorhin errötet war; »James erteilt mir nur einen guten Rat.«

Nachdem Henry den Brief aufmerksam gelesen hatte, reichte er ihn zurück mit der Bemerkung: »Ja, wenn es wirklich so ist, kann ich es nur bedauern. Frederick wird nicht der erste Mann sein, der seine Frau mit weniger Verstand ausgewählt hat, als seine Familie erwartet. Ich beneide ihn weder als Liebhaber noch als Sohn.«

Auf Catherines Aufforderung hin las Eleanor den Brief nun auch, und nachdem auch sie Bedauern und Erstaunen ausgedrückt hatte, erkundigte sie sich nach Miß Thorpes Verwandtschaft und Vermögen. »Ihre Mutter ist eine sehr gute Frau«, antwortete Catherine.

»Was war ihr Vater?«

»Advokat, glaube ich. Sie wohnen in Putney.«

»Ist die Familie wohlhabend?«

»Nein, nicht sehr. Vermutlich besitzt Isabella überhaupt kein Vermögen, aber das ist für Ihre Familie ja nicht so wichtig. Der General ist so großzügig! Er sagte mir noch neulich, er schätze das Geld nur deshalb, weil es ihm ermögliche, das Glück seiner Kinder zu fördern.«

Bruder und Schwester blickten einander an. »Aber bedeutet es denn wirklich sein Glück«, fragte Eleanor nach kurzer Pause, »wenn ihm ermöglicht wird, solch ein Mädchen zu heiraten? Sie muß recht charakterlos sein, sonst hätte sie gegen Ihren Bruder nicht so gehandelt. Und Welch seltsame Verblendung auf Fredericks Seite! Ein Mädchen, das vor seinen Augen das Verlöbniß mit einem anderen Mann verletzt! Ist das nicht unbegreiflich, Henry? Und noch dazu Frederick, der bisher so Stolz über sein Herz wachte, der keine Frau seiner Liebe für wert hielt!«

»Das stärkste Argument gegen ihn! Wenn ich an seine früheren Erklärungen denke, gebe ich ihn vollkommen auf. Um so mehr, da ich von Miß Thorpes Vernunft zu gut denke, als daß sie den einen Mann fallenläßt, ehe sie des anderen ganz sicher ist. Mit Frederick ist wirklich alles am Ende! Er ist ein toter Mann - und um seinen Verstand gekommen. Bereite dich auf deine Schwägerin vor, Eleanor, an der du deine Freude haben wirst - offen, aufrichtig, natürlich, ohne Listen, mit einer starken, aber einfachen Liebe, anspruchslos und aller Heimlichkeiten abhold.«

»Solch eine Schwägerin, Henry, wäre mir herzlich lieb«, sagte Eleanor lächelnd. »Aber vielleicht benimmt sie sich gegen Ihre Familie besser«, bemerkte Catherine, »wenn sie sich auch gegen uns so schwer vergangen hat. Jetzt, da sie wirklich den Mann ihrer Liebe gefunden hat, ist sie vielleicht beständig.«

»Ja, so wird es kommen, fürchte ich«, erwiderte Henry. »Sie wird nur allzu beständig sein, wenn nicht ein Baron ihren Pfad kreuzt; das ist Fredericks einzige Hoffnung. Ich werde mir die Badezeitung von Bath holen und die Liste der neuen Gäste studieren.«

»So halten Sie diesen Schritt also für reinen Ehrgeiz? Es sieht in manchem wirklich danach aus. Ich denke an ihre Enttäuschung, als sie erfuhr, was mein Vater für die beiden zu tun beabsichtigte. Ich habe mich noch nie so sehr in einem Menschen getäuscht.«

»In dem großen Kreis, den Sie kennen und beobachtet haben. . .!«

»Meine Enttäuschung ist wirklich groß; aber der arme James wird sich kaum davon erholen.« »Ihr Bruder ist im Augenblick wirklich sehr zu bedauern; aber in unserer Sorge um ihn dürfen wir Ihren unermesslichen Kummer nicht unterschätzen«, spottete Henry. »Es schmerzt wohl so sehr, als büßten Sie durch Isabellas Verlust Ihr halbes Ich ein. Sie empfinden in Ihrem Herzen jene unsägliche Leere, die durch nichts mehr ausgefüllt werden kann, jede Geselligkeit stößt Sie ab, und schon der Gedanke an die gemeinsam liebten Vergnügungen in Bath ist Ihnen entsetzlich. Sie würden zum Beispiel nicht um die Welt wieder auf einen Ball gehen. Sie meinen, nie wieder eine Freundin zu finden, der Sie sich rückhaltlos anvertrauen, auf die Sie bauen und auf deren Rat Sie sich in jeder schwierigen Lage verlassen können. Haben Sie nicht genau diese Empfindungen?« »Nein«, erwiderte Catherine nach kurzem Nachdenken. »Nein, wirklich nicht. Sollte es denn so sein? Um die Wahrheit zu sagen, so verletzt ich auch bin, so bin ich doch nicht so niedergeschlagen, wie ich eigentlich erwartet hätte.«

»Sie denken wie immer nur das Beste von den Menschen. Solche Gedanken sollte man ergründen, damit jene sich selbst stehen lernen.«

Catherines Gemüt wurde durch diese Unterhaltung so erleichtert, daß sie sich gern, wenn auch unbewußt, dazu verleiten ließ, über ihren Ursprung zu plaudern.

## Sechszwanzigstes Kapitel

Die Angelegenheit wurde noch häufig von den drei jungen Leuten besprochen. Zu Catherines Erstaunen stimmten Henry Eleanor völlig darin überein, daß Isabellas Mangel an einflußreicher Verwandtschaft und an Vermögen der Heirat mit Frederick manche Schwierigkeit bereiten würde. Die Überzeugung der Geschwister, der General sei allein schon aus diesem Grunde, unbeachtet der Einwände, die gegen Isabellas Charakter erhoben werden könnten, einer Verbindung abgeneigt, lenkte ihre Gedanken mit Besorgnis auf ihre eigene Lage. Sie war ebenso unbedeutend und vielleicht auch ebenso arm wie Isabella; und wenn der Erbe des Tilneyschen Besitzes noch nach Wohlstand ausschauen müßte, um wieviel mehr sein jüngerer Bruder. Catherines traurige Überlegungen wurden nur durch das Vertrauen auf die besondere Zuneigung des Generals zerstreut, die aus all seinen Worten und Handlungen sprach und die ihr glücklicherweise von Anfang gegolten hatte. Sie erinnerte sich immer wieder einiger seiner äußerst großmütigen und selbstlosen Aussprüche über Geldangelegenheiten und neigte dem Glauben zu, seine Kinder verstünden ihn auf diesem Gebiete nicht ganz.

Dagegen wurden Henry und Eleanor in ihrer Ansicht nicht wankend, Frederick bringe niemals den Mut auf, den Vater persönlich um seine Einwilligung zu bitten. So versicherten sie ihr wiederholt, es sei unwahrscheinlicher denn je, gerade jetzt mit seiner Ankunft in Northanger zu rechnen. Sie möge sich wegen seiner plötzlichen Abreise nicht beunruhigen. Da Hauptmann Tilney seinem Vater wohl nicht den richtigen Eindruck von Isabella vermitteln könne, wenn er wirklich an ihn herantrete, riet Catherine Henry allen Ernstes, dem General die Angelegenheit darzulegen und ihm dadurch eine kühle, unparteiische Meinung zu ermöglichen. Diesen Vorschlag nahm Henry aber nicht so eifrig auf, wie sie erwartet hatte.

»Mein Vater bedarf keiner Hilfe«, meinte er, »und Fredericks Geständnis seiner Torheit braucht nicht vorweggenommen zu werden. Er muß sich schon selbst bemühen.«

»Aber er wird sie nur halb erzählen.«

»Ein Viertel genügt schon.«

Von Hauptmann Tilney kam keine Nachricht, und man wußte nicht, was davon zu halten war. Manchmal deutete man sein Schweigen als natürliches Ergebnis der vermuteten Verlobung, und manchmal schien es völlig unvereinbar damit. Der General machte sich indessen keine eigentlichen Sorgen um Frederick, wenn er auch allmorgendlich durch sein langes Schweigen verletzt war. Schon um

Catherines willen wünschte er Fredericks Besuch, wünschte, Miß Morlands Aufenthalt in Northanger so angenehm wie möglich zu gestalten. Häufig äußerte er seine Besorgnis, die eintönige Gesellschaft könne ihr den Ort verleiden, und sehnte die Damen Frasers herbei. Er erwog, eine große Gesellschaft zu veranstalten, und verstieg sich dann und wann sogar dazu, die Zahl der jungen, tanzlustigen Leute in der Umgebung von Northanger zu überschlagen. Aber es war gerade die tote Zeit des Jahres - es gab weder Wildvögel noch irgend etwas Jagdbares, und die Damen Frasers waren nicht im Lande. Und schließlich lief das Ganze auf hinaus, daß General Tilney eines Morgens Henry den Vorschlag machte, ihn bei seinem nächsten Aufenthalt in Woodston dort zu überfallen und ihren Hammelbraten bei ihm verzehren. Henry fühlte sich geehrt und glücklich, und Catherine war über den Plan ganz entzückt. »Und wann darf ich mit diesem Vergnügen rechnen, Vater? Ich muß am Montag zur Gemeindesitzung in Woodston sein und würde wohl zwei oder drei Tage dort bleiben.«

»Ja, ja, an einem dieser Tage werden wir es darauf ankommen lassen. Es ist nicht nötig, es genau festzulegen. Keineswegs wollen wir deine Pläne durchkreuzen. Was du auch immer zufällig im Hause hast, wird genügen. Ich denke, ich kann mich dafür verbürgen, daß die jungen Damen auf den Tisch eines Junggesellen Rücksicht nehmen. Laß uns sehen: Montag ist für dich ein arbeitsreicher Tag, Montag scheidet also aus. Und Dienstag habe ich allerlei zu tun. Morgens erwarte ich meinen Verwalter von Brockham, und hinterher kann ich schicklicherweise nicht versäumen, den Klub aufzusuchen. Ich könnte meinen Bekannten nicht wieder unter die Augen treten, wenn ich jetzt fortbliebe. Man weiß, daß ich wieder zu Hause bin, und würde es mir recht übelnehmen. Ich habe es mir zur Regel gemacht, meine Nachbarn nie zu enttäuschen, wenn ein kleines Opfer an Zeit und Aufmerksamkeit es verhindern kann. Es sind sehr würdige Herren. Sie bekommen jedes Jahr von Northanger einen halben Rehbock, und ich speise mit ihnen, wann immer ich kann. Der Dienstag fällt also auch aus. Aber Mittwoch, Henry, kannst du uns erwarten. Wir werden früh kommen, damit wir uns gründlich umsehen können. Zwei und dreiviertel Stunden brauchen wir bis Woodston. Gegen zehn Uhr werden wir im Wagen sitzen. Schau also am Mittwoch gegen Viertel vor eins nach uns aus.«

Ein Ball hätte Catherine nicht mehr Freude bereiten können als dieser kleine Ausflug, so sehr verlangte es sie danach, Woodston kennenzulernen. Ihr Herz hüpfte immer noch vor Freude, als Henry eine Stunde später, gestiefelt und gespornt, mit seinem großen Pelerinenmantel angetan, ins Zimmer trat, wo sie mit Eleanor saß.

»Ich komme mit einer sehr moralisierenden Feststellung, meine Damen! Ich muß nämlich bemerken, daß wir für unsere Vergnügungen immer bezahlen müssen, und sie oft mit großem Verlust erkaufen, wenn wir bare Glückseligkeit für einen Wechsel geben, der vielleicht niemals eingelöst wird. Ich kann es in dieser Stunde bezeugen. Denn weil ich auf die Freude hoffe, Sie am Mittwoch in Woodston zu begrüßen - was jedoch schlechtes Wetter oder zwanzig andere Gründe verhindern können -, muß ich jetzt auf der Stelle abreisen, zwei Tage früher als beabsichtigt.«

»Abreisen?« rief Catherine mit langem Gesicht, »und warum?«

»Warum? Wie können Sie nur so fragen? Weil ich keine Zeit verlieren darf, meine alte Haushälterin um ihren Verstand zu bringen. Es heißt für Sie ein Mittagsmahl vorbereiten.«

»Ach, doch nicht im Ernst!«

»O doch, leider, denn ich bliebe viel lieber hier.«

»Aber wie können Sie an so etwas denken? Der General betonte doch ausdrücklich, Sie sollten sich um unseretwillen keine Unannehmlichkeiten machen, weil uns alles recht sei.«

Henry lächelte nur. »Für Ihre Schwester und mich sind die Anstalten gänzlich unnötig. Das dürfen Sie uns glauben, und der General betonte es sehr bestimmt. Zu Hause speist er immer so vorzüglich, daß es nichts bedeutet, wenn es einmal weniger gut ist.«

Ich wünschte, wie Sie diskutieren zu können, um seinet- und meinetwillen. Auf Wiedersehen! - Und da morgen Sonntag ist, Eleanor, werde ich nicht heimkommen.«

Er ging fort. Catherine, der jeder Zweifel an ihrem eigenen Urteil leichter fiel als an Henrys Worten, pflichtete ihm bald bei, wie ungelegen sein Abschied auch sein mochte, und das Zwiespältige in des Generals Benehmen beschäftigte ihre Gedanken. Gewiß, er war hinsichtlich der Speisen sehr heikel, warum beteuerte er das eine so fest, wenn er die ganze Zeit das Gegenteil meinte? Das war ihr unverständlich! Wie sollte man auf diese Weise die Menschen verstehen? Wer, außer Henry, konnte dann die wahren Absichten des Generals ergründen?

Sonnabend bis Mittwoch mußten sie sich also ohne Henry begnügen. Das war der traurige Refrain jedes Gedanken. Und dieweil würde Hauptmann Tilneys Brief eintreffen, und am Mittwoch würde es obendrein regnen. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft lagen gleicherweise in tiefem Schatten. James war

unglücklich, Isabellas Verlust schmerzlich, und Eleanor litt unter Henrys Abwesenheit! Womit konnte man sie anregen und unterhalten? Catherine war der Wälder und des Parkes müde - es war alles so glatt und so trocken; auch die Abtei bedeutete ihr jetzt nicht mehr als irgendein anderes Haus. Welche Wandlung war nur mit ihr vor sich gegangen? Jetzt gab es für ihre Phantasie nichts Reizenderes als die anspruchslose Behaglichkeit einer gutversorgten Pfarrei - die vielleicht Fullerton ähnlich oder noch besser war. Fullerton hatte seine Fehler, aber Woodston war wahrscheinlich fehlerlos. Ach, wäre es doch erst Mittwoch!

Und der Mittwoch kam, genau zu der Zeit, als man ihn vernünftigerweise erwarten durfte. Und das Wetter war schön, und Catherine schwebte auf Wolken. Gegen zehn Uhr fuhr man in der vierspännigen Kutsche von der Abtei ab und erreichte nach einer angenehmen Fahrt von fast zwanzig Meilen Woodston, ein großes, dichtbesiedeltes Dorf in hübscher Umgebung. Catherine schämte sich ihrer offenkundigen Freude, denn der General hielt es für nötig, sich wegen des flachen Landes und des unscheinbaren Dorfes zu entschuldigen. Aber in ihrem Inneren zog sie es jedem ihr bekannten Ort vor, betrachtete mit Bewunderung jedes saubere Haus und die kleinen Kramläden, an denen sie vorüberfuhren. Am Ende des Dorfes lag in angemessenem Abstand das Pfarrhaus, ein neuerbautes, wuchtiges Steingebäude mit einer halbkreisförmigen Auffahrt und einem grünen Tor; und als sie vorfuhren, stand Henry mit den Gefährten seiner Einsamkeit, einem riesigen jungen Neufundländer und ein paar Terriern, zu ihrem Empfang bereit.

Catherines Gedanken waren so voll, daß sie von dem Hause kaum viel beachtete. Bis der General sie um ihre Meinung befragte, wußte sie eigentlich nicht, wie es um sie herum aussah. Dann entdeckte sie, daß es der gemütlichste Flecken der Welt war; aber aus Vorsicht mied sie es, ein Lob auszusprechen, so daß ihn ihre Kälte enttäuschte.

»Wir behaupten zwar nicht, es sei ein vornehmes Haus«, bemerkte er, »und vergleichen es nicht mit Fullerton und Northanger. Es ist lediglich ein kleines, enges Pfarrhaus; aber es ist vielleicht doch recht ordentlich und wohnlich. Es gibt wohl in England nicht viele Landpfarrhäuser, die ihm auch nur halbwegs die Waage halten. Verbesserungen wären allerdings angebracht, wie ich zugebe. Man könnte vielleicht einen Erker ausbauen - aber unter uns gesagt, nichts ist mir so zuwider wie ein angeklebter Erker.«

Catherine konnte nicht genug darüber hören, und da Henry immer Themen aufwarf und sie geflissentlich nährte, während gleichzeitig ein großes Tablett mit vielerlei Erfrischungen herumgereicht wurde, gewannen der General seine Freundlichkeit und Catherine ihre Behaglichkeit zurück.

Der hübsch eingerichtete Speiseraum war gemütlich und formschön. Bevor man das Grundstück besichtigte, wurden sie zunächst in ein kleineres Gemach geführt, das einzig und allein dem Hausherrn diente und trotz dieses Verwendungszweckes ungewöhnlich aufgeräumt wirkte; dann ging es in den zukünftigen Salon, der - obgleich er noch nicht eingerichtet war - Catherine so entzückte, daß auch der General befriedigt war. Die Fenster dieses reizenden Sälchens reichten bis auf den Boden, und die Aussicht war sehr hübsch, obgleich sie sich nur über grüne Wiesen erstreckte; und Catherine äußerte mit der ihr eigenen Einfachheit ihre Bewunderung.

»Oh, warum gestalten Sie diesen Raum nicht aus, Mr. Tilney? Wie schade, daß er noch keine Möbel hat! Es ist der hübscheste Raum von der Welt!«

»Ich hoffe zuversichtlich«, sagte der General mit äußerst zufriedenen Lächeln, »daß er bald eingerichtet wird. Er wartet darauf, einer Dame zu gefallen.«

»Ach, wenn es mein Haus wäre, ich säße in keinem anderen Zimmer. Oh, welcher reizender Pavillon dort zwischen den Bäumen - und noch dazu Apfelbäume! Es ist das entzückendste Hüttchen...«

»Es gefällt Ihnen - Sie mögen es gern, das genügt. - Henry, denk daran, daß man mit Robinson darüber spricht. Das Häuschen bleibt stehen.«

Diese Schmeichelei rief Catherine ganz in die Gegenwart zurück. Sie schwieg hinfort, und obgleich der General sie ausdrücklich um ihre Meinung wegen der Farbe der Tapeten und Vorhänge befragte, war ihr kein Vorschlag mehr zu entlocken. Der Einfluß der neuen Umgebung und der frischen Luft trugen jedoch dazu bei, diese peinlichen Empfindungen zu zerstreuen; und beim Glanzpunkt des Grundstückes, einem um zwei Seiten herumführenden, von Henry seit einem halben Jahr bearbeiteten Weg, hatte sie soweit zurückgefunden, daß sie ihn hübscher fand als jeden Blumengarten, obgleich die Ziersträucher noch nicht höher waren als die grüne Bank in der Ecke.

Ein kleiner Abstecher auf anderes Gelände und durch einen Teil des Dorfes, ein Besuch in den Ställen, ein reizendes Spiel mit einem Korb voll kleiner Hundekinder, die zum Herumkugeln gerade groß genug waren, ließen es vier Uhr werden. Um vier Uhr sollte gegessen werden, denn um sechs mußte man für Heimfahrt rüsten. Nie war Catherine ein Tag so schnell flogen.

Die Reichhaltigkeit des Dinners verursachte dem General nicht die leiseste Überraschung, wie Catherine bemerkte, vielmehr suchten seine Augen auf der Anrichte sogar noch nach kaltem Braten. Die Beobachtungen seiner Kinder waren

anderer Natur. Sie hatten ihn an seinem eigenen Tisch selten so zaghaft zulangen sehen, und es hatte ihn nie zuvor so wenig berührt, daß die ausgelassene Butter ölig war.

Um sechs Uhr nahm die Kutsche sie wieder auf, nachdem der General vorher noch seinen Kaffee getrunken hatte. Sein Verhalten während des ganzen Besuches war so erfreulich gewesen, und Catherine war seiner Erwartungen so sicher, daß sie Woodston ohne jedes Bedenken verlassen hätte, wenn sie der Wünsche des Sohnes ebenso sicher gewesen wäre.

## **Siebenundzwanzigstes Kapitel**

Der nächste Morgen brachte ein völlig unerwartetes Schreiben Isabellas. Bath, im April. »Meine liebste Catherine!« »Ich erhielt Deine beiden freundlichen Briefe mit Entzücken, und entschuldige mich tausendmal bei Dir, daß ich nicht eher antwortete. Ich bin wirklich ganz beschämt wegen meiner Trägheit; aber an diesem entsetzlichen Ort findet man für nichts Zeit. Ich griff seit Deiner Abreise von Bath fast täglich zur Feder, um einen Brief an Dich zu schreiben, aber jedesmal wurde ich durch irgendeine alberne Kleinigkeit daran gehindert. Bitte schreibe mir bald wieder und sende den Brief an meine Heimatadresse. Gott sei's gedankt, wir verlassen morgen diesen abscheulichen Ort! Seit Du abgereist bist, habe ich hier keine Freude mehr erlebt: der Staub nimmt Überhand, und die Menschen, an denen mir etwas lag, sind abgereist. Wenn ich Dich nur dann und wann sehen könnte, wäre mir all das andere gleichgültig, denn Du stehst mir näher als irgendwer. Wegen Deines lieben Bruders bin ich recht unruhig, da ich nichts mehr von ihm hörte, seit er wieder in Oxford ist. Ich fürchte, es liegt irgendein Mißverständnis vor. Deine freundliche Vermittlung wird aber alles wieder in Ordnung bringen. Er ist der einzige Mann, den ich je liebte und lieben werde, und ich vertraue auf Dich, daß Du ihn davon überzeugst. Die Frühjahrsmoden sind jetzt heraus und die Hüte so entsetzlich, daß Du es Dir kaum vorstellen kannst. Hoffentlich verlebst Du eine schöne Zeit, aber ich fürchte, Du denkst nie mehr an mich. Ich will über die Familie, bei der Du bist, nicht alles sagen, was ich könnte, denn ich möchte nicht kleinlich sein und Dich gegen die einnehmen, die Du achtest. Aber wem darf man noch trauen, wenn ein junger Mann nicht einmal an zwei aufeinanderfolgenden Tagen weiß, was er will? Ich freue mich darüber, daß der junge Mann, den ich gräßlicher als alle anderen finde, Bath verlassen hat. An dieser Beschreibung mußt Du Hauptmann Tilney erkennen, der, wie Du Dich erinnern wirst, sich erstaunlich bemühte, mir zu folgen und mich zu necken. das war noch vor Deiner Abreise.

Später wurde es schlimmer, und er folgte mir auf Schritt und Tritt. Viele Mädchen wären wohl davon eingenommen gewesen, denn solche Aufmerksamkeiten gibt es nicht oft. Aber ich kenne das wankelmütige Geschlecht nur zu gut. Vor zwei Tagen ging er zu seinem Regiment zurück, und ich hoffe zuversichtlich, von ihm nicht wieder geplagt zu werden. Er ist der größte Hanswurst, den ich jemals gesehen habe, und äußerst unangenehm. Die beiden letzten Tage wich er nicht von Charlotte Davis Seite. Ich bedauerte seinen Geschmack, aber nahm keine Notiz von ihm. Das letztmal begegneten wir uns in der Bath Street, und ich verzog mich in einen Laden, damit er mich nicht anspreche. Ich wollte ihn überhaupt nicht mehr sehen. Darauf ging er in die Brunnenhalle, aber um alles in der Welt wäre ich ihm nicht gefolgt. Welch ein Unterschied zwischen ihm und Deinem Bruder. Bitte gib mir doch Nachricht von ihm. Ich bin seinetwegen ganz unglücklich. Er war so unbehaglich, als er fortging, und litt wohl unter einem Schnupfen, der seine Laune beeindruckte. Ich würde ihm ja selbst schreiben, aber ich habe seine Adresse verlegt und fürchte, wie ich bereits andeutete, daß er etwas in meinem Benehmen falsch ausgelegt hat. Bitte erkläre ihm alles, oder wenn er immer noch einen Zweifel hegen sollte, könnten einige Zeilen von seiner Hand an mich gerichtet oder sein Besuch in Putney auf seinem nächsten Weg nach London alles wieder einrenken. Seit Ewigkeiten bin ich nicht mehr auf einem Ball gewesen, auch nicht im Theater, nur gestern abend mit den Hodges zu einer Unterhaltung für halbe Preise. Sie zwangen mich förmlich hinein; und sie sollten nicht von mir sagen, ich vergrabe mich, weil Tilney fort ist. Wir saßen zufällig neben den Mitchells, und sie taten sehr überrascht, als sie mich sahen. Ich durchschaue ihre Boshaftigkeit: zu Zeiten waren sie nicht einmal höflich zu mir, aber jetzt sind sie die Freundlichkeit selbst; aber ich lasse mich von ihnen nicht zum Narren halten. Du weißt, ich habe einen ziemlich selbständigen Charakter. Anne Mitchell hatte versucht, einen Turban anzulegen wie meinen, den ich in der vorigen Woche im Konzert trug, aber es war ihr völlig mißlungen. Er stand zufällig für mein ebenmäßiges Gesicht, glaube ich - jedenfalls sagte Tilney mir das damals, und alle Welt sähe sich nach mir um; aber er ist der letzte Mann, dessen Worten ich Glauben schenke. Im Augenblick trage ich nur Purpurrot. Ich weiß, ich sehe schrecklich darin aus, aber das macht nichts, es ist Deines Bruders Lieblingsfarbe. Verlier keine Zeit, liebste, süßeste Catherine, an ihn zu schreiben und an mich, die ich immer Deine usw. . .«

Solch eine Tirade oberflächlicher Verstellung vermochte selbst Catherine nicht zu täuschen, und Widersprüche, Wankelmütigkeit und Falschheit entgingen ihr nicht. Sie schämte sich für Isabella und bereute, sie je geliebt zu haben. Die Beteuerung ihrer Anhänglichkeit ekelte sie jetzt ebenso wie ihre leeren Entschuldigungen und

unverschämten Bitten. Um ihretwillen an James schreiben! Nein! James sollte Isabellas Namen von ihr nicht mehr hören.

Als Henry von Woodston zurückkehrte, teilte sie ihm und Eleanor mit, daß Frederick vor Isabella sicher sei, und las ihnen die wichtigsten Abschnitte des Briefes vor.

»Soweit Isabella! Und unsere Freundschaft? Sie muß mich für eine Wahnsinnige halten, sonst hätte sie nicht so schreiben können; aber vielleicht habe ich hierdurch ihren Charakter besser erkannt, als sie meinen kennt. Ich sehe ganz klar, was sie im Sinn gehabt hat. Sie ist eine eitle Kokette, und ihre Listen haben nicht verschlagen. Ich glaube nicht, daß sie James oder mich überhaupt je geschätzt hat, und hätte sie lieber nie gekannt.«

»Es wird bald so sein, als wäre es nie der Fall gewesen«, meinte Henry. »Nur eins verstehe ich immer noch nicht. Ich sehe wohl, daß Pläne mit Hauptmann Tilney nicht gelangen; aber ich begreife nicht, was Hauptmann Tilney von ihr gewollt hat. Warum hat er ihr all die Aufmerksamkeiten erwiesen, die zu einem Streit mit meinem Bruder führten, und sich dann selbst davongemacht?«

»Darüber ist nur wenig zu sagen, wenn ich ihn recht verstehe. Er hat gleich wie Miß Thorpe seine Eitelkeiten, der Unterschied besteht nur in seinem stärkeren Verstand. Darum erlitt er selbst bisher keinerlei Schaden. Wenn die Wirkung seines Benehmens ihn nicht bei Ihnen rechtfertigt, wollen wir lieber nicht weiter nach der Ursache forschen.«

»Dann glauben Sie also nicht, daß er sie wirklich geliebt hat?«

»Ich bin vom Gegenteil überzeugt.«

»Und er hat sich nur um des Bösen willen so gestellt?« Henry nickte zustimmend.  
»Nun, dann muß ich schon sagen, daß er mir ganz und gar nicht gefällt. Wenn sich auch alles für uns so günstig entwickelt hat, so mag ich ihn doch nicht im geringsten leiden. Zufällig ist kein größeres Unheil geschehen, weil Isabella wahrscheinlich gar kein Herz zu verlieren hat. Aber nehmen wir einmal das Gegenteil an.«

»Dann wäre Isabella aber auch von völlig anderer Art gewesen und hätte in diesem Falle auch eine andere Behandlung erfahren.«

»Es spricht für Sie, daß Sie auf seiten Ihres Bruders stehen.«

»Und wenn Sie nun auf seiten Ihres Bruders ständen, wären Sie lange nicht so betrübt über die Enttäuschung mit Miß Thorpe. Aber Sie sehen aus einem angeborenen Grundsatz Allgemeiner Lauterkeit nicht klar und sind daher nicht zugänglich für die kühlen Überlegungen einer Familienliebe.«

Catherine wurde aus aller Bitterkeit herausgeschmeichelt. Frederick konnte so schuldig nicht sein, wenn Henry sich so freundlich seinetwegen bemühte. Sie beschloß, Isabellas Brief gar nicht zu beantworten, und versuchte, nicht mehr daran zu denken.

## **Achtundzwanzigstes Kapitel**

Kurz darauf reiste der General für eine Woche nach London. Er schied mit dem ernstesten Bedauern von Northanger, daß seine Geschäfte ihn der Gesellschaft Miß Morlands beraubten, und empfahl seinen Kindern, vor allem auf ihre Behaglichkeit und Zerstreung bedacht zu sein. Seine Abreise vermittelte Catherine zum erstenmal die Erfahrung, daß sich ein Verlust gelegentlich in einen Gewinn verwandeln kann. In eitel Freude und Lust verflohen jetzt die Stunden, man beschäftigte sich nach Gutdünken und genoß jede Heiterkeit. Jede Mahlzeit schenkte Behaglichkeit und gute Laune, und man erging sich, wann und wohin man wollte. Sie verfügten nach Gutdünken über Zeit und Vergnügen und Erholung frei von den Hemmungen, die ihnen des Generals Anwesenheit auferlegte. Durch diese Ungezwungenheit, dieses Entzücken, liebte Catherine den Ort und seine Bewohner immer mehr, und hätte sie nicht ständig fürchten müssen, den ersteren bald zu verlassen und von den letzteren nicht in dem gleichen Maße geliebt zu werden, wie sie liebte, so wäre ihr Glück voll gewesen. Ihr Besuch ging nun schon in die vierte Woche, und wenn sie nicht aufdringlich wirken wollte, durfte sie nicht länger bleiben. Diese Vorstellung schmerzte sie, und um Klarheit zu gewinnen, beschloß sie, mit Eleanor darüber zu sprechen und ihre Abreise von deren Ansicht abhängig zu machen. Eleanor nahm die Mitteilung betrübt entgegen. Sie hatte gehofft, sich Catherines Gesellschaft noch länger erfreuen zu dürfen. Ob Mr. und Mrs. Morland nicht einen längeren Aufenthalt gestatteten, wenn sie wüßten, welche Freude Catherines Besuch in Northanger bereite. Gewiß seien sie viel zu großzügig, um dann noch auf ihre Rückkehr zu bestehen.

»Oh, was das betrifft«, erklärte Catherine, »Papa und Mama haben keine Eile. Solange ich glücklich bin, sind sie zufrieden«

»Warum eilt denn die Abreise?«

»Oh, weil ich schon so lange hier bin!«

»Dann darf ich nicht mehr länger drängen, wenn du diesen Aufenthalt für lang hältst. . .« »Oh, nein, ganz und gar nicht! Wenn es allein auf mich ankäme, bliebe ich noch einmal

so lange.« Darauf wurde kurzerhand beschlossen, von einer Abreise überhaupt nicht mehr zu sprechen.

Eleanors Herzlichkeit und Henrys Freude über diesen Beschluß waren ein köstlicher Beweis dafür, wie gern man sie bei sich sah, so daß Catherine nur noch soviel Bedenken blieben, als zu einem behaglichen Leben unentbehrlich sind. Sie glaubte - meist - an Henrys Liebe und den ständigen Wunsch seines Vaters und seiner Schwester, für immer bei ihnen zu sein, und da sie schon glaubte, bedeuteten ihre Zweifel und Ängste nichts mehr als Spielerei.

Trotz des Auftrages seines Vaters verließ Henry Northanger für ein paar Tage, da Verabredungen mit seinem Vikar seine Anwesenheit in Woodston verlangten.

Sein Verlust war jetzt nicht mehr so spürbar wie während der Anwesenheit des Generals. Man war zwar weniger fröhlich, aber die Behaglichkeit litt nicht. Beide Mädchen neigten der gleichen Beschäftigung zu, ihr Zusammensein vertiefte ihre Vertrautheit, und sie fühlten sich in gegenseitiger Gesellschaft sehr wohl. So schlug es am Tag von Henrys Abreise bereits elf Uhr -eine späte Stunde für die Abtei -, als sie sich zur Ruhe begaben. Noch plaudernd auf der obersten Treppenstufe stehend, vermeinten sie - soweit das Geräusch die Dicke der Mauern durchdrang -, einen Wagen vorfahren zu hören, eine Vermutung, die im nächsten Augenblick bestätigt wurde. Nach der ersten Verwirrung und dem Ausruf: »Du lieber Himmel! Was mag da geschehen sein?« mutmaßte Eleanor, es sei Frederick, ihr ältester Bruder, der oft plötzlich, wenn auch nicht ganz so unzeitig kam. Deshalb eilte sie hinunter, um ihn zu begrüßen.

Catherine setzte den Weg zu ihrem Zimmer fort und bereitete sich darauf vor, Hauptmann Tilney zu begegnen. Über den unangenehmen Eindruck, den sie von ihm hatte, und die Überzeugung, er sei ein zu anspruchsvoller Herr, um sie zu beachten, tröstete sie sich mit dem Gedanken, einander wenigstens nicht unter Umständen zu begegnen, die dieses Zusammentreffen peinlich gestalten könnten. Er würde wohl nichts erwähnen, da er sich seiner Rolle in diesem Fall schämen müßte, und solange man nicht von Bath sprechen würde, könnte sie einigermaßen höflich zu ihm sein. Unter solchen Gedanken verflog die Zeit. Eleanor schien sich über seine Ankunft zu freuen und sich nicht von ihm trennen zu können, denn es war seit seiner Ankunft schon eine halbe Stunde verstrichen.

Endlich glaubte Catherine Eleanors Schritt auf der Galerie zu vernehmen. Sie lauschte, ob er sich näherte, aber alles blieb still. Dann aber ließ ein Geräusch dicht an ihrer Tür sie zusammenfahren; im nächsten Augenblick wurde langsam die Türklinke bewegt. Eine so vorsichtige Annäherung erschreckte sie; aber sie wollte sich durch Kleinigkeiten nie wieder in Furcht versetzen oder ihre Phantasie erregen lassen; deshalb schritt sie ruhig auf die Tür zu und öffnete. Eleanor, niemand als Eleanor stand davor, und ihre Wangen waren bleich. Sie hatte offensichtlich hereinkommen wollen, doch es schien ihr schwerzufallen, und das Sprechen kostete noch größere Überwindung. Catherine führte Eleanors Erregung auf Hauptmann Tilney zurück und drückte ihre Besorgnis durch schweigende Aufmerksamkeit aus. Sie nötigte Eleanor auf einen Sitz, rieb ihre Schläfen mit Lavendelwasser und bemühte sich liebevoll um sie. »Meine liebe Catherine, tu das nicht - tu das nicht!« waren Eleanors erste zusammenhängende Worte. »Mir geht es ganz gut. Deine Freundlichkeit bringt mich um den Verstand ich kann sie nicht ertragen -, da ich mit solch einer Botschaft zu dir komme!«

»Botschaft? Für mich?«

»Wie soll ich es dir nur sagen? Oh, wie soll ich es dir nur sagen?«

In Catherine blitzte ein neuer Gedanke auf, und sie wurde ebenso bleich wie ihre Freundin. Sie rief aus: »Ist es ein Bote aus Woodston?«

»Nein, du täuschst dich«, erwiderte Eleanor und betrachtete sie voller Mitgefühl. »Es ist niemand von Woodston. Es ist mein Vater persönlich.« Ihre Stimme schwankte, und ihre Augen blickten zu Boden, als sie seinen Namen nannte. Des Generals unerwartete Heimkehr allein genügte schon, um Catherines Herz sinken zu lassen, und sie glaubte einige Augenblicke lang, eine schlechtere Nachricht könne es gar nicht geben.

»Du bist zu gut, um übel von mir zu denken wegen der Rolle, die ich zu spielen habe«, fuhr Eleanor fort. »Ich bin wirklich ein sehr widerwilliger Bote. Nachdem, was wir neulich besprochen und festgelegt haben - und wie froh, wie dankbar war ich darüber! -, daß du noch hierbleiben wolltest, wie ich hoffte, für viele, viele Wochen. Wie soll ich es dir nur sagen? Ach, deine Freundlichkeit wird nicht angenommen, und all die Freude, die deine Gesellschaft uns bisher bereitet hat, soll dir entgolten werden durch . Meine liebe Catherine, wir müssen uns trennen! Mein Vater hat sich einer Verabredung erinnert, derzufolge unsere ganze Familie am Montag abreisen muß. Wir fahren für zwei Wochen zu Lord Longtown in die Nähe von Hereford. Erklärung und Entschuldigung sind unmöglich. Ich kann beide nicht geben.«

»Meine liebe Eleanor«, rief Catherine und suchte ihre Gefühle zu unterdrücken, »sei nicht traurig darum. Eine zweite Verabredung muß immer der ersten weichen. Es tut mir wirklich sehr, sehr leid, daß wir uns so bald und noch dazu so plötzlich trennen müssen; aber ich bin nicht verletzt - wirklich nicht. Ich kann meinen Besuch hier jederzeit abbrechen, weißt du; doch ich hoffe, du wirst mich besuchen. Kannst du nicht nach deiner Rückkehr von jenem Lord nach Fullerton kommen?«

»Das wird nicht in meiner Macht liegen, Catherine.«

»Dann besuch uns, wann du kannst.«

Eleanor antwortete nicht; und da Catherines Sinne zu etwas Wichtigerem zurückkehrten, fügte sie wie in Gedanken hinzu: »Montag - schon Montag; und ihr geht alle . Nun, ich bin sicher, ich ... ich werde mich jedenfalls noch verabschieden können. Es genügt wohl, wenn ich erst kurz vor euch abreise. Sei nicht so traurig, Eleanor; ich kann sehr gut am Montag fahren. Es macht nichts, wenn meine Eltern nichts von meiner Ankunft wissen. Der General wird mir gewiß einen Diener mitgeben, wenigstens für den halben Weg, und dann bin ich bald in Salisbury und habe nur noch neun Meilen bis nach Hause.«

»Ach, Catherine, wenn man es so beschlossen hätte, dann wäre es mir weniger unerträglich. Du hättest zwar mit dieser selbstverständlichen Aufmerksamkeit nur halb das erhalten, was du verdienst. Aber wie soll ich es dir nur sagen? Deine Abreise ist für morgen früh festgesetzt, und nicht einmal die Stunde bleibt deiner Wahl überlassen; der Wagen ist sogar schon bestellt; er wartet um sieben Uhr, und man bietet dir keine Bedienung an.«

Catherine sank auf einen Sessel, sprachlos vor Überraschung.

»Ich traute meinen Sinnen kaum, als ich es hörte«, fuhr Eleanor fort, »und aller Widerwillen, alle Abneigung, die du in diesem Augenblick empfinden kannst, kann nicht größer sein die meine. Aber davon darf ich nicht sprechen. Oh, daß ich dich doch durch irgend etwas entschädigen könnte! Guter Gott! Was werden deine Eltern dazu sagen? Wir haben dich aus der Obhut guter Freunde hierhergelockt - fast doppelt so weit von zu Hause entfernt - und jagen dich nun so aus dem Hause, ohne Rücksicht auf die einfachste Höflichkeit! Liebe, liebe Catherine, und ich bin die Überbringerin einer solchen Botschaft! Dadurch scheine ich mich der gleichen Beleidigung huldig zu machen; aber hoffentlich sprichst du mich dennoch frei, denn du hast lange genug in Northanger gewilt, um zu wissen, daß ich nur dem Namen nach dessen Hausfrau bin. In Wirklichkeit besitze ich nicht den geringsten Einfluß.«

»Habe ich denn den General beleidigt?« fragte Catherine mit ersterbender Stimme. »Ach! Du kannst ihm, soviel ich weiß und wofür ich bürgen kann, keinen gerechten Grund

hierzu gegeben haben. Er ist gewiß sehr, ja ganz ungewöhnlich außer sich; ich habe ihn nie zorniger gesehen. Sein Gemüt ist zwar nie allzu ausgeglichen, aber jetzt ist etwas geschehen, das ihn völlig aus dem Geleise geworfen hat. - Irgendeine Enttäuschung, irgendein Ärger scheint ihn im Augenblick zu beherrschen. Aber was es auch sei, ich kann mir kaum denken, daß du eine Rolle dabei spielst. Wie sollte das möglich sein?«

Jedes Wort bereitete Catherine Anstrengung, aber um Eleanors willen bemühte sie sich. »Es tut mir sehr leid«, hauchte sie, »wenn ich ihn verletzt habe. Es wäre das Letzte, was ich

mit Willen getan hätte. Aber sei nicht unglücklich, Eleanor. Eine Verabredung muß eingehalten werden, weißt du. Es ist nur schade, daß man nicht eher daran gedacht hat, ich hätte dann meinen Eltern schreiben können. Ach, es ist aber alles gar nicht so wichtig!«

»Ich hoffe und wünsche aufrichtig, daß es sich zu deiner Sicherheit wirklich so verhält. Aber hinsichtlich aller anderen Dinge ist es von größter Wichtigkeit. Ich denke an deine Bequemlichkeit, an Ansehen und Wirklichkeit in den Augen deiner Familie und der Welt. Wären deine Freunde, die Allens, noch in Bath, dann könntest du verhältnismäßig bequem zu ihnen gelangen; es sind nur ein paar Stunden bis dahin. Aber eine Reise von siebzig Meilen, mit der Postkutsche, in deinem Alter, allein und unbegleitet!«

»Oh, die Reise macht mir nichts! Denk nicht daran. Und wenn wir uns schon einmal trennen müssen, weißt du, dann kommt es auf ein paar Stunden früher oder später auch nicht mehr an. Ich kann um sieben Uhr fertig sein. Bitte, laß mich früh genug wecken.« Eleanor erkannte, daß Catherine allein sein wollte. Es war ohnehin für beide Teile besser, eine weitere Unterhaltung zu vermeiden. »Ich werde dich morgen noch sehen«, sagte Eleanor zum Abschied.

Catherines berstendes Herz drängte nach Erleichterung. In Eleanors Gegenwart hatten Freundschaft und Stolz sie vor Tränen bewahrt, aber nun schossen sie mit ganzer Kraft hervor. Auf solche Weise grundlos des Hauses verwiesen zu werden, ohne Rechtfertigung, ohne Entschuldigung! Diese Plötzlichkeit, diese Grobheit, nein, diese Unverschämtheit! Henry war fern - nicht einmal verabschieden konnte sie sich von ihm. Jede Hoffnung, jede Erwartung war dahin! Wer wußte, wann sie einander wieder begegneten? Und alles verdankte sie General Tilney, einem so

höflichen, wohlherzogenen Mann, der bisher so entzückt von ihr gewesen war! Es war ebenso unverständlich wie demütigend und schmerzlich. Was war der Grund und wie würde es enden? Wie unhöflich war es doch, sie ohne jede Rücksicht auf ihre Bequemlichkeit davonzujagen und ihr nicht einmal den Anschein der Wahl bezüglich Zeit und Art der Reise zu lassen. Zwei Tage standen noch zur Verfügung, und er wählte den ersten und dazu noch die früheste Stunde, als gelte es, sie fort zu wissen, ehe er sich am Morgen erhebe, damit er nicht mehr gezwungen sei, sie auch nur zu sehen. War das nicht ein beabsichtigter Affront? Auf irgendeine Art mußte sie ihn zu ihrem Unglück verletzt haben. Eleanor hatte ihr das betrübliche Wissen darum nur sparen wollen. Der General fühlte sich durch sie beleidigt. Denn er konnte doch nicht einen solchen Zorn gegen einen Menschen hegen, der ihn nicht tatsächlich gekränkt hatte. Es folgte eine böse Nacht, ohne Schlaf oder Ruhe. Der Raum, der ihre verwirrte Phantasie bei der Ankunft beruhigt hatte, war der Schauplatz unruhigen Schlummers und erregter Sinne. Aber wie andersartig war jetzt ihre Unruhe - wie betrüblich wirklich! Ihre Befürchtungen beruhten auf Tatsachen, ihre Ängste auf Wahrscheinlichkeit. An ihren Kummer hingegeben, drückte sie kein Alleinsein; selbst der dunkle Raum und das geheimnisvolle alte Gebäude machten ihr keinen Eindruck mehr; und obgleich es draußen stürmte und oft seltsame und plötzliche Geräusche im Hause erstanden, lag sie Stunde um Stunde wach, ohne Neugier und Entsetzen zu verspüren.

Kurz nach sechs Uhr kam Eleanor, um ihr zu helfen. Aber blieb nur noch wenig zu tun. Catherine war fast völlig angekleidet und hatte gepackt. Als sie ihrer Freundin ansichtig wurde, kam ihr der Gedanke an eine versöhnlichere Botschaft des Generals. Wie natürlich war es doch, daß sein Ärger verflog und die Reue auf dem Fuße folgte. Sie erwog, inwieweit sie nach dem Vorhergegangenen überhaupt noch eine Entschuldigung entgegennehmen dürfe. Aber ihre Überlegung war unnütz; ihrer erwartete keine Gnade, und keine Würde wurde von ihr verlangt - Eleanor kam ohne Botschaft.

Es ereignete sich nur wenig zwischen ihnen. Schweigen bedeutete beiden die größte Sicherheit; daher tauschten sie nur wenige und nebensächliche Worte, während Catherine ihren Anzug vollendete und Eleanor sich mit mehr Eifer als Geschick bemühte, den Koffer zu schließen. Wenig später verließen sie das Zimmer. Catherine hatte auf der Schwelle noch einmal angehalten und einen Abschiedsblick auf jeden wohlbekanntem, geliebten Gegenstand geworfen. Dann folgte sie Eleanor ins Frühstückszimmer, wo ein Imbiß bereitstand. Sie versuchte etwas zu essen, um sich keinen Aufforderungen auszusetzen und ihre Freundin zu beruhigen; aber sie brachte nur einige Bissen hinunter. Der Gegensatz zwischen diesem und dem letzten Frühstück in diesem Raum erhöhte ihren Kummer und

vertiefte ihre Abneigung gegen alles, was vor ihr stand. Noch vor vierundzwanzig Stunden hatte man sich hier zu der gleichen Mahlzeit niedergelassen, aber unter Welch anderen Umständen! Mit Welch heiterer Behaglichkeit, Welch glücklicher, wenn auch trügerischer Sicherheit waren ihre Augen freudig und ohne Furcht vor der Zukunft umherschweift. Glückliches, beglückendes Frühstück! Denn Henry war dabeigewesen - Henry hatte neben ihr gesessen und sie umsorgt. Diesen Überlegungen gab sie sich ungestört vor ihrer Gefährtin hin, die ebenso in Gedanken versunken war. Erst das Vorfahren des Wagens rief ihr das Gebot der Stunde ins Gedächtnis zurück und die ihr zuteil werdende unwürdige Behandlung. »Du mußt mir schreiben, Catherine«, rief Eleanor; »du mußt mir Nachricht geben, sobald du kannst. Ehe ich dich nicht zu Hause in Sicherheit weiß, finde ich keine Ruhe. Wenigstens um einen Brief muß ich dich bitten, auf jedes Risiko hin und unter allen Umständen. Bitte, laß mich wissen, daß du sicher nach Fullerton gekommen bist und deine Familie wohlbehalten angetroffen hast. Dann will ich nichts mehr erwarten, bis ich dich auf gebührende Weise um einen Briefwechsel bitten darf. Richte ihn an mich bei Lord Longtown und lege ihn in einen

zweiten, an Alice gerichteten Umschlag.«

»Nein, Eleanor, wenn du keinen Brief von mir empfangen darfst, schreibe ich dir besser nicht. Es besteht gar kein Zweifel, daß ich heil nach Hause komme.« »Deine Empfindungen wundern mich nicht«, erwiderte Eleanor. »Ich will auch nicht weiter in dich dringen, aber ich vertraue auf dein Herz.« Dies und ein wehmütiger Blick ließen Catherines Stolz augenblicklich dahinschmelzen. »O Eleanor, ich werde dir bestimmt schreiben!« rief sie.

Aber Miß Tilney hatte noch ein anderes, schwer vorzubringendes Bedenken. Sie befürchtete, Catherine sei schon so lange von daheim fort, vielleicht nicht mehr so ausreichend mit Geld versehen, um die Unkosten der Reise zu bestreiten. Als Eleanor ihre Vermutung erörterte und liebevoll ihre Hilfe anbot, erwies es sich als sehr berechtigt. Catherine hatte bis zu diesem Augenblick nicht an eine solche Notwendigkeit gedacht; aber als sie nun ihr Geldtäschchen untersuchte, erkannte sie, daß sie ohne Eleanors Hilfsbereitschaft aus dem Hause gejagt worden wäre, ohne auch nur die Mittel zu besitzen, zu ihren Eltern zu gelangen; und der Gedanke, in welche Not sie dadurch geraten wäre, bewegte ihrer beider Gemüt für die letzten Minuten des Zusammenseins. Aber wie kurz war diese Zeit! Nach einer langen, liebevollen Umarmung statt aller Lebewohlwünsche traten sie in die Halle, dann erst fiel der Name dessen, den beide bisher nicht erwähnt hatten. Catherine hielt einen Augenblick inne und murmelte mit bebenden Lippen einen Gruß für »ihren abwesenden Freund«. Aber damit war sie am Ende ihrer Kraft. Sie verbarg

ihr Gesicht im Taschentuch, stürzte durch die Halle, sprang in den Wagen und fuhr im nächsten Augenblick davon.

## Neunundzwanzigstes Kapitel

Die Reise an sich barg für Catherine keine Schrecken, weder die Dauer noch ihre Einsamkeit ängstigten sie. In eine Ecke des Wagens gelehnt, weinte sie eine Weile, und als sie den Kopf wieder hob, lagen die Mauern der Abtei und der höchste Punkt des Parkes schon hinter ihr. Unglücklicherweise rollte sie auch jetzt auf der gleichen Straße, der Straße nach Woodston, die sie vor erst 10 Tagen in solchem Glück zurückgelegt hatte. Für eine Anzahl von Meilen vertiefte sich ihre Bitternis durch den Anblick der Gegenstände, die sie unlängst unter gänzlich anderen Empfindungen angeschaut hatte. Jede Meile, die sie Woodston näherbrachte, erhöhte ihren Kummer; und als sie an der Abzweigung dorthin vorüberfuhr und des nahen und so völlig unwissenden Henrys gedachte, erreichten Schmerz und Erregung ihren Höhepunkt.

Der in Woodston verbrachte Tag war einer der glücklichsten ihres Lebens gewesen. Damals hatte General Tilney ihr soviel schmeichelhafte Beachtung geschenkt und ihr fast die Überzeugung aufgezwungen, eine Heirat zwischen ihr und Henry entspreche ganz seinem Wunsch. Noch vor zehn Tagen hatte er sie durch betonte Aufmerksamkeit beglückt und obendrein durch allzu deutliche Anspielungen verwirrt. Und jetzt - was hatte sie getan oder was unterlassen, um einen solchen Wechsel hervorzurufen?

Die einzige Kränkung, deren sie sich beschuldigen konnte, hatte ihm kaum zu Ohren kommen können. Nur Henry und ihr eigenes Herz waren mit dem entsetzlichen, ihrer überreizten Phantasie entsprungenen Verdacht vertraut, und bei beiden war ihr Geheimnis gleich gesichert. Sollte sein Vater aber wirklich durch einen widrigen Zufall Kenntnis von ihren grundlosen Einbildungen und beleidigenden Untersuchungen erhalten haben, dann erstaunte sie über das Ausmaß seines Zornes nicht. Wenn er erfahren hatte, daß sie ihm einen Mord zugetraut hatte, verwunderte es sie nicht mehr, so aus dem Hause gejagt zu werden. Aber diese für sie so qualvolle Rechtfertigung hielt sie nicht für möglich.

Diese Vermutungen allein beanspruchten jedoch nicht alle ihre Gedanken. Es gab noch eine näherliegende, vorherrschendere Sorge. Wie würde Henry sich dazu stellen, wenn er morgen in Northanger von ihrer Abreise erfuhr? Auf diese

quälende Frage fand sie keine Antwort. Manchmal fürchtete sie, er würde sich ruhig fügen, dann wieder vertraute sie auf seinen Kummer und seinen Zorn. Dem General würde er selbstverständlich nichts zu sagen wagen; aber wie würde er zu Eleanor sprechen?

In diesem unaufhörlichen Kreislauf von Zweifeln und Fragen verstrichen die Stunden, und ihre Reise verlief schneller, als sie erwartet hatte. Als sie erst einmal den Bannkreis von Woodston überschritten hatte, hinderten ihre drängenden Gedanken sie an jeder Wahrnehmung ihrer Umgebung und bewahrten sie gleichzeitig davor, den Verlauf der Reise zu beachten; die Zeit wurde ihr nicht lang, obgleich nichts am Wege ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Hiervor bewahrte sie auch der Umstand, daß sie keineswegs nach dem Ende ihrer Reise verlangte; denn die Art ihrer Heimkehr zerstörte fast die Freude des Wiedersehens, trotz der langen Trennung von elf Wochen. Was konnte sie erzählen, ohne sich selbst zu demütigen und ihrer Familie Kummer zu bereiten, ohne ihren eigenen Schmerz und eine nutzlose Abneigung durch ein Geständnis zu vertiefen und vielleicht den Unschuldigen mit dem Schuldigen einem ärgerlichen Zorn auszusetzen? Henrys und Eleanors Verdienst würde sie durch keine Schilderung gerecht werden, das fühlte sie; und sollte man ihres Vaters wegen schlecht von ihnen denken - es zerschnitt ihr das Herz.

Bei solchen Gefühlen verspürte sie mehr Furcht als Sehnsucht vor dem Anblick des wohlbekannten Kirchturms, der ihr anzeigte, daß sie nur mehr zwanzig Meilen von daheim entfernt war. Beim Verlassen Northangers hatte sie zwar gewußt, daß Salisbury ihr Ziel sei. Aber schon nach der ersten Etappe war sie den Postmeistern weitere Ortsangaben schuldig geblieben, derart unwissend war sie über ihren Reiseweg. Trotzdem überstand sie ihn gut. Ihrer Jugend und ihres freundlichen, offenen Wesens wegen genoß sie jene Aufmerksamkeit, die sie benötigte; und da sie sich nur aufhielt, um die Pferde zu wechseln, reiste sie elf Stunden lang ohne Unfall und Bangen, bis sie zwischen sechs und sieben Uhr abends in Fullerton einfuhr.

Wenn eine Heldin am Ende ihrer Laufbahn im vollen Triumph und mit der ganzen Würde einer frischgebackenen Gräfin, einem langen Geleite adliger Verwandten in ihren verschiedenen Phaetons, gefolgt von drei Kammerzofen in einem vierspännigen Reisewagen in ihre Heimat zurückkehrt, so ist das wohl ein Ereignis, bei dem die Feder des Erzählers entzückt verweilen darf. Mit ihrem Einzug eröffnet sich der Ausblick auf die glückliche Lösung, und auch auf den Schriftsteller fällt ein Schimmer des Glanzes, den sie so freigebig verströmt.

Aber meine Aufgabe ist eine weit andere: Ich führe meine Heldin in Einsamkeit und Schande zurück, und keine erhebenden Gefühle drängen nach ausführlicher Schilderung. Eine in einer gemieteten Postkutsche heimkehrende Heldin ist so niederdrückend für jedes Feingefühl, daß jede Bemühung um Größe oder Pathos nutzlos wird. Deshalb soll der Postillon unter den Augen der sonntäglichen Müßiggänger lieber schleunigst durch das Dorf fahren und sie ebensoschnell aussteigen lassen.

Aber wie groß auch Catherines Kummer war, als sie sich ihrem Elternhaus näherte, und wie groß auch die Demütigung ihres Biographen während dieses Berichtes sein mag, ihren Angehörigen bereitete sie keine geringe Freude. Ein Reisewagen war für Fullerton ein seltener Anblick, und deshalb erschien die ganze Familie am Fenster; und als er gar am Gartentor hielt, erhellte sich jedes Auge. Er war ein allen völlig überraschendes Vergnügen, ausgenommen den beiden jüngsten Kindern, einem Buben und einem Mädchen von sechs und vier Jahren, die in jedem heranrollenden Wagen einen Bruder oder eine Schwester erwarteten. Und wie glücklich strahlte der Blick desjenigen, der als erster Catherine entdeckte! Wie glücklich erklang die Stimme, die diese Entdeckung verkündete! Ob es jedoch George oder Harriet gewesen war, ließ sich später nicht mehr genau ermitteln.

Vater, Mutter, Sarah, George und Harriet, alle versammelten sich in der Haustür, um die Schwester mit liebevollem Eifer zu begrüßen, und es berührte ihr Herz wärmer, als sie für möglich gehalten hatte. In dieser Umgebung, unter solchen Liebkosungen, fühlte sogar sie sich glücklich! In der Fröhlichkeit verwandtschaftlicher Liebe versank alles andere für kurze Zeit; und die Freude des Wiedersehens ließ ihnen vorerst nur wenig Zeit für beschauliche Neugier. Man saß bereits um den Teetisch, als die erste Frage gestellt wurde, die eine eindeutige Antwort verlangte. Widerstrebend und zögernd berichtete sie ausführlich über das Unverständliche, und ihre Zuhörer entdeckten ebensowenig wie Catherine den Grund des Vorgangs, der die plötzliche Rückkehr veranlaßt hatte. Ärgerlich zu sein zählte nicht zu ihren Eigenschaften, es lag ihnen fern, überall eine Beleidigung zu wittern. Aber hier lag wirklich eine solche vor, die man nicht übersehen und in der ersten halben Stunde auch nicht so leicht verzeihen konnte. Ohne sich sentimental Betrachtungen über die lange, einsame Reise ihrer Tochter hinzugeben, konnten Mr. und Mrs. Morland sich des Gefühls nicht erwehren, daß ihr daraus manche Unannehmlichkeit hätte erwachsen können. Sie hätten dergleichen nie zugegeben; sie zu solch einem Schritt zu zwingen war von General Tilney weder ehrenhaft noch mitfühlend, weder als Ehrenmann noch als Vater gehandelt. Warum er es getan hatte, was ihn zu solch einem Bruch der Gastfreundschaft getrieben und seine besondere Vorliebe für ihre Tochter in Zorn

verwandelt hatte, vermochten sie ebensowenig zu erkennen wie Catherine selbst. Aber nach gebührend langen und nutzlosen Vermutungen kam man zu dem Schluß, »es sei wirklich eine seltsame Angelegenheit und er müsse ein merkwürdiger Mann sein«. Und damit erreichten Empörung und Überraschung den Höhepunkt - wenn auch Sarah sich weiter mit jugendlicher Heftigkeit den Reizen des Unbegreiflichen hingab.

»Mein liebes Kind, das sind nutzlose Gedanken«, sagte ihre Mutter schließlich, »und des Verstehens nicht wert.«

»Es ist begreiflich, daß er Catherine fortwünschte, als er sich dieser Einladung entsann«, folgerte Sarah weiter, »aber warum brachte er es nicht höflich vor?«

»Mir tun seine Kinder leid«, erwiderte Mrs. Morland, »ihnen wird es sehr schwergefallen sein, und alles andere geht uns nichts an. Catherine ist heil wieder zu Hause, und unsere Behaglichkeit hängt nicht von General Tilney ab.«

Catherine seufzte. »Nun ja«, fügte ihre philosophische Mutter hinzu, »es ist schon gut, daß ich nichts von deiner Reise ahnte; aber jetzt ist alles vorüber und ohne Schaden überstanden. Immerhin, junge Leute sollten öfter auf sich selbst gestellt werden. Du, meine liebe Catherine, warst immer ein trauriges, kleines, zerfahrenes Schaf, aber in diesem Fall gezwungen, bei dem häufigen Umsteigen deinen Verstand zusammenzunehmen. Ich hoffe, es stellt sich nicht noch heraus, daß du irgend etwas vergessen hast.«

Auch Catherine wünschte das und suchte für ihre eigene Besserung Verständnis aufzubringen, aber ihre Lebensgeister waren völlig erschöpft, und sie sehnte sich nur noch nach Schweigen und Alleinsein, so daß sie bereitwillig, dem Rat ihrer Mutter folgend, früh zu Bett ging. Ihre Eltern waren wegen ihres schlechten Aussehens und ihrer Erregung nicht beunruhigt. Sie werteten es als natürliche Folge verletzter Gefühle und ungewöhnlicher Anstrengung nach einer solchen ermüdenden Reise. Als Catherine jedoch am nächsten Morgen nicht so erholt aussah, wie sie erhofft hatten, befürchteten sie ein ernstliches Übel dennoch nicht. Und an Herzensregungen dachten sie überhaupt nicht, und das ist eigentlich für die Eltern einer jungen Dame von siebzehn Jahren, die soeben von ihrer ersten weiteren Reise zurückgekehrt ist, seltsam genug.

Nach dem Frühstück setzte sie sich hin, um ihr Versprechen an Miß Tilney einzulösen, deren Vertrauen in Catherines Gemüt bereits gerechtfertigt war; denn Catherine machte sich schon Vorwürfe, so kalt von Eleanor geschieden zu sein, ihre Freundlichkeit nicht genügend bewertet und sie für alles gestrige Ungemach nicht bemitleidet zu haben. Diese Empfindungen beflügelten ihre Feder jedoch

keineswegs, und nie war ihr ein Brief schwerer gefallen als dieser. Es galt, in gleicher Weise ihren Empfindungen wie ihrer Lage gerecht zu werden, Dankbarkeit ohne liebedienerisches Bedauern ausdrücken, zurückhaltend, aber nicht kalt, aufrichtig und ohne Haß zu sein. Der Brief durfte Eleanor nicht schmerzen und Catherine selbst nicht die Schamröte in die Wangen treiben, falls er Henry zu Gesicht kam. Das Unterfangen war schwierig genug, um all ihre Fähigkeiten in die Flucht zu schlagen. Nach langem Überlegen und großer Ratlosigkeit entschloß sie sich schließlich zu einer sehr kurzen Fassung. So wurde nur vorgestrecktes Geld mit wenig mehr als aufrichtigem Dank und tausend guten Wünschen eines liebevollen Herzens zurückgesandt.

»Das war eine seltsame Bekanntschaft«, bemerkte Mrs. Morland abschließend, als der Brief bereitlag, »schnell geschlossen und schnell beendet. Dieses Ende tut mir an sich leid, denn Mrs. Allen hielt die Geschwister für sehr nett, und mit deiner Isabella hast du auch solches Pech gehabt. Ach, der arme James! Aber wir werden alt und lernen doch nie aus. Hoffentlich wird die nächste Freundschaft, die du schließt, aufrichtiger sein.«

Catherine erwiderte warm: »Es kann keine wertvollere Freundin als Eleanor geben.« »Wenn es zutrifft, mein liebes Kind, dann werdet ihr euch gewiß wieder einmal begegnen, dessen sei unbesorgt. Zehn zu eins gewettet, daß ihr dann im Laufe einiger Jahre wieder zusammengewürfelt werdet. Und wie werdet ihr euch dann freuen!«

Mrs. Morland hatte keine glückliche Hand mit ihren Trostversuchen. Die Hoffnung, erst im Laufe einiger Jahre wieder zusammenzutreffen, erweckte in Catherine nur die Vorstellung, was in dieser Zeit alles geschehen könne, um ein Zusammentreffen für sie qualvoll zu gestalten. Sie würde Henry Tilney nicht vergessen oder mit weniger Zärtlichkeit an ihn denken; aber er würde sie vergessen, und dann sollten sie einander wiederbegegnen! Ihre Augen füllten sich bei diesem Gedanken mit Tränen. Als ihre Mutter sah, daß ihre gutgemeinten Vorschläge keine bessere Wirkung zeitigten, riet sie zu einem Besuch bei Mrs. Allen.

Es war nur eine Viertelmeile Weg, und da sie zu Fuß gingen, entledigte sich Mrs. Morland unterwegs ihrer Gefühle über James' Enttäuschung.

»Er tut uns allen leid, aber sonst ist auch nicht viel verloren. Es kann auch nicht das Richtige gewesen sein, sich mit einem uns gänzlich unbekanntem Mädchen zu verloben, das obendrein keinerlei Vermögen besitzt; und nach solch einem Benehmen können wir natürlich gar nicht mehr gut von ihr denken. Im Augenblick

ist es schwer für den armen James; aber das wird nicht ewig anhalten, und er wird wohl, durch die Torheit seiner ersten Wahl gefeit, sein Leben lang vorsichtiger sein.«

Diese knappe Zusammenfassung der Angelegenheit konnte Catherine gerade noch hinnehmen. Ein Satz mehr und sie kam in Gefahr, eine weniger vernünftige Antwort zu geben. Der Gedanke beschäftigte sie, wie sehr sie sich doch verwandelt habe, seit sie zum letztenmal über diese wohlbekannte Straße geschritten war. Es lag keine drei Monate zurück, seit sie hier, außer sich vor seliger Erwartung, wohl zehnmal am Tage hin und hergelaufen war, leichten Herzens, fröhlich und frei und im Vorgefühl unbekannter Freuden. Und welch ein verändertes Wesen kehrte nun zurück?

Sie wurde von den Allens mit all der Freundlichkeit empfangen, die ihr unerwartetes Erscheinen natürlicherweise hervorrufen mußte. Groß war ihre Überraschung und tiefempfunden ihr Unwille, als sie hörten, wie man Catherine behandelt hatte - und dabei war Mrs. Morlands Bericht weder eine übertriebene Wiedergabe noch ein wohldurchdachter Appell an ihre Leidenschaften.

»Catherine überraschte uns gestern abend«, erzählte sie. »Sie legte den ganzen Weg allein mit der Post zurück. Noch Samstagabend wußte sie nichts von ihrer Abreise, denn General Tilney verdroß ihre Anwesenheit aus irgendeinem unverständlichen Grunde plötzlich, und der wies ihr fast die Tür. Sicherlich sehr unfreundlich gehandelt. Er muß überhaupt ein eigentümlicher Mann sein! Nun, wir sind so froh, Catherine wieder bei uns zu haben, und es ist ein Trost zu wissen, daß sie kein armes, hilfloses Ding ist, sondern ganz schön allein fertig wird.«

Mr. Allen äußerte sich zu der Angelegenheit mit dem vernünftigen Widerwillen eines klugen Freundes, und Mrs. Allen hielt seine Bemerkungen für treffend genug, um sie sogleich zu wiederholen. Sie übernahm nacheinander sein Erstaunen, seine Vermutungen und seine Erklärungen mit dem einzigen eigenen Zusatz: »Ich habe wirklich keine Nachsicht mit dem General.« Mit diesem Ausspruch füllte sie jede Verlegenheitspause aus. Und nachdem Mr. Allen das Zimmer verlassen hatte, wiederholte sie noch zweimal ohne ein Nachlassen des Zornes oder einen Wandel ihrer Gedanken: »Ich habe wirklich keine Nachsicht mit dem General.« Dann, bei der dritten Wiederholung, spürte man ein leises Abschweifen, und als sie den Satz ein viertes Mal wiederholt hatte, fügte sie hinzu: »Denke dir nur, liebes Kind, der entsetzlich große Riß in meinem besten Kleid aus Brabanter Spitze wurde noch in Bath so schön ausgebessert, daß man kaum etwas davon sieht. Ich muß es dir bei Gelegenheit zeigen. Bath ist doch eigentlich ein netter Ort, Catherine. Ich versichere dir, ich bin gar nicht gern abgereist. Es war

doch so angenehm für uns, daß wir Mrs. Thorpe dort trafen, nicht wahr? Weißt du noch, wie verloren wir uns im Anfang vorkamen?«

»Ja, aber das dauerte nicht lange«, sagte Catherine, und ihre Augen leuchteten bei dem Gedanken daran, was ihrem dortigen Aufenthalt den eigentlichen Sinn gegeben hatte.

»Das stimmt! Wir trafen Mrs. Thorpe, und dann fehlte uns nichts mehr. Liebes Kind, findest du nicht, daß sich diese seidene Handschuhe sehr gut tragen? Ich bekam sie neu, als wir zum erstenmal die kleinen Gesellschaftsräume aufsuchten, und habe sie seitdem sehr viel getragen. Erinnerst du dich noch an diesen Abend?«

»O ja, sehr gut.«

»Es war doch riesig angenehm, nicht wahr? Mr. Tilney trank Tee mit uns und ich hielt ihn immer für eine gute Eroberung. Er ist wirklich so liebenswürdig. Es kommt mir so vor, als hättest du mit ihm getanzt, aber ich weiß es nicht mehr ganz sicher. Doch, ich entsinne mich, ich hatte mein Lieblingskleid an.«

Catherine blieb die Antwort schuldig, und nach einem kurzen Versuch mit anderen Themen kehrte Mrs. Allen wieder zu dem Ausruf zurück: »Ich habe wirklich keine Nachsicht mit dem General! Er schien doch ein so liebenswürdiger, edler Mann zu sein. Mrs. Morland, Sie können sich keinen wohlerzogeneren Herrn denken. Seine Wohnung wurde am gleichen Tage, als er sie verließ, wieder vermietet, Catherine. Aber das ist ja auch kein Wunder - Milsom Street!«

Auf dem Heimweg bemühte Mrs. Morland sich, ihrer Tochter so recht vor Augen zu stellen, welch gute Freunde Mr. und Mrs. Allen seien und wie wenig daneben die Vernachlässigung oder Unfreundlichkeit seitens einer oberflächlichen Bekanntschaft zähle, wie die der Tilneys, da sie der guten Meinung und der Liebe ihrer ältesten Freunde sicher war. Es waren gewiß sehr vernünftige Worte, aber es gibt im menschlichen Leben Lagen, wo die Vernunft sehr wenig Macht besitzt, und Catherines Gefühle sträubten sich fast dagegen, wie ihre Mutter an Boden gewann. Von dem Verhalten dieser sehr oberflächlichen Bekanntschaft hing im Augenblick ihr ganzes Glück ab; und während Mrs. Morland ihre Meinung durch ihre vorzüglichen Beispiele erfolgreich stärkte, überlegte Catherine schweigend, daß jetzt Henry in Northanger angekommen sei. Jetzt mußte er von ihrer Abreise erfahren haben und jetzt machten sich vielleicht alle auf den Weg nach Hereford.

## Dreißigstes Kapitel

Catherine war von Natur aus nicht sehr seßhaft und hatte auch nie besondere Arbeitsfreude gezeigt; aber welcher Art ihre Fehler auch gewesen sein mochten, ihre Mutter konnte nunmehr lediglich feststellen, daß sie beträchtlich größer geworden waren. Sie weder stillsitzen noch sich auch nur zehn Minuten lang beschäftigen. Sie durchstreifte immer wieder den Gemüse- und Obstgarten, als sei allein Bewegung ihr zuträglich, und auch im Hause schien ihr vor allem das Umherwandern zu behagen. Sie wirkte in ihrer Unruhe und ihrem Müßiggang wie eine Karikatur ihrer selbst. Ihre Niedergeschlagenheit war jedoch eine neue Erscheinung. In ihrer Schweigsamkeit und Traurigkeit war sie das genaue Gegenteil der früheren Catherine.

Zwei Tage lang beobachtete Mrs. Morland diese Veränderung ohne die geringste Bemerkung. Aber als auch am dritten Tag ihre Heiterkeit nicht zurückkehrte und sich auch kein Verlangen nach nützlicher Tätigkeit einstellte, hielt sie nicht länger einen sanften Tadel zurück.

»Meine liebe Catherine, du scheinst dich ganz zu einer feinen Dame zu entwickeln. Ich weiß nicht, wann die Halstücher für den armen Richard fertig werden sollen, wenn er auf dich angewiesen ist. Deine Gedanken beschäftigen sich zu viel mit Bath; jedes Ding hat seine Zeit - Bälle, Theater und auch die Arbeit. Du hast dich sehr lange vergnügen dürfen, und jetzt heißt es, sich wieder nützlich zu machen.«

Catherine nahm ihre Arbeit zur Hand und sagte mit trauriger Stimme, daß »ihre Gedanken sich nicht nur allein mit Bath beschäftigen«.

»Dann grübelst du eben immer noch über General Tilney, und das ist recht einfältig von dir; denn ich wette zehn zu eins, daß du ihm nie wieder begegnen wirst. Man regt sich nicht über solche Kleinigkeiten auf.« Nach kurzem Schweigen fuhr sie fort: »Ich hoffe, meine liebe Catherine, du bist deines Vaterhauses nicht überdrüssig, weil es nicht so großartig ist wie Northanger. Das wäre eine böse Folge deiner Reise. Wo du auch immer bist, du solltest überall zufrieden sein; besonders aber zu Hause, denn dort verbringst du die meiste Zeit. Es hat mir nicht sehr gefallen, daß du beim Frühstück so viel von dem Weißbrot in Northanger gesprochen hast.«

»An dem Brot liegt mir gar nichts. Es ist mir ganz gleichgültig, was ich esse.« »In einem unserer Bücher befindet sich eine sehr gescheite Betrachtung über ungefähr das gleiche Thema: über junge Mädchen, die durch allzu vornehme Bekanntschaften für ihr Vaterhaus verdorben wurden. >Der Spiegel< lautet, glaube

ich, der Titel. Ich werde es dir in den nächsten Tagen einmal heraussuchen. Ich bin überzeugt, er wird dir guttun.«

Catherine schwieg und machte sich mit dem Wunsche, das Rechte zu tun, wieder an ihre Arbeit. Aber nach wenigen Minuten versank sie wieder in Traurigkeit und Unaufmerksamkeit und rückte aus innerer Unruhe häufiger auf ihrem Stuhle herum, als sie ihre Nadel hin- und hergleiten ließ. Mrs. Morland gewährte diesen Rückfall; und da das abwesende und unglückliche Aussehen Catherines deren mürrische Gemütsverfassung zu beweisen schien, verließ sie eiligst das Zimmer, um das fragliche Buch zu holen und unverzüglich einer so böartigen Krankheit zu Leibe zu rücken. Es dauerte einige Zeit, bis sie das Gesuchte fand; und da noch andere Familienangelegenheiten auf sie einstürmten, erschien sie erst eine Viertelstunde später mit dem Buch, von dem sie so viel erhoffte. Als sie nun das Zimmer betrat, fiel ihr Blick zuerst auf einen ihr unbekanntem jungen Mann, der sich ehrerbietig erhob und, nachdem er von der schuldbewußten Tochter als »Mr. Henry Tilney« vorgestellt war, in aufrichtiger Verlegenheit sich für sein Erscheinen entschuldigte, zumal er nach allem Vorhergegangenen nur wenig Hoffnung hegen dürfe, in Fullerton willkommen zu sein. Als Grund für sein Eindringen berief er sich auf seine Sorge, ob Miß Morland sicher daheim angekommen sei. Er hatte sich an keinen unredlichen Richter oder an ein beleidigtes Herz gewandt. Wenn Mrs. Morland ihn oder seine Schwester im Zusammenhang mit dem böartigen Betragen ihres Vaters auch nicht verstanden hatte, so war sie ihnen doch immer freundlich gesonnen gewesen. Sein Aussehen gefiel ihr, und so empfing sie ihn mit den einfachen Ausdrücken aufrichtigen Wohlwollens, dankte ihm für die Aufmerksamkeit, die er ihrer Tochter entgegenbringe, versicherte ihm, die Freunde ihrer Kinder seien immer willkommen und bat ihn, kein Wort mehr über das Geschehene zu verlieren.

Es fiel ihm nicht schwer, dieser Bitte Folge zu leisten; denn trotzdem sein Herz durch diese unerwartete Freundlichkeit sehr erleichtert war, lag es im Augenblick doch nicht in seiner Macht, den Vorfall zu erklären. Er kehrte daher schweigend zu seinem Sitz zurück und beantwortete einige Minuten lang höflich Mrs. Morlands übliche Fragen über das Wetter und die Reise. Catherine - die ängstliche, glückliche, erregte, fiebernde Catherine - sprach kein Wort, aber ihre glühenden Wangen und strahlenden Augen gaben ihrer Mutter die Überzeugung, daß dieser freundliche Besuch ihr Herz wenigstens für einige Zeit beruhige. Darum legte sie freudig den ersten Band des »Spiegels« für eine spätere Stunde beiseite.

Mrs. Morland erschien die Unterstützung ihres Gatten sowohl zur Ermunterung ihres Gastes als auch zur Belebung der Unterhaltung wünschenswert, denn sie

bedauerte den jungen Mann wegen seiner Verlegenheit um seines Vaters willen. Deswegen ließ sie ihren Gatten benachrichtigen. Aber Mr. Morland war nicht daheim, und so wurde das Geplauder nach kurzer Zeit immer kärglicher, bis Henry mit plötzlicher Lebhaftigkeit an Catherine die Frage richtete, ob Mr. und Mrs. Allen gegenwärtig in Fullerton seien. Als er aus der ganzen Verworrenheit ihrer Antwort den Sinn, für den eine Silbe auch genügt hätte, herausgeschält hatte, äußerte er den Wunsch, ihnen seine Aufwartung zu machen, und bat errötend, ob sie so gütig sei, ihm den Weg zu zeigen. »Sie können das Haus von diesem Fenster aus sehen«, erläuterte die anwesende Sarah. Diese Auskunft trug ihr aber nur eine Verneigung des Gastes ein und eine Aufforderung der Mutter zu schweigen; denn Mrs. Morland vermutete hinter Mr. Tilneys Wunsch, ihre würdigen Nachbarn aufzusuchen, den Hintergedanken, einige Erklärungen über das Benehmen seines Vaters abzugeben. Gewiß war es ihm angenehmer, mit Catherine allein darüber zu sprechen, und daher sollte ihm Gelegenheit dazu gegeben werden.

Die beiden machten sich also auf den Weg, und es ergab sich, daß Mrs. Morlands Vermutungen keineswegs gänzlich abwegig waren. Er hatte allerdings einige Erklärungen über seinen Vater zu geben, aber sein erster Zweck war, sich selbst zu erklären; und ehe sie Mr. Allens Grundstück erreichten, hatte er sein Vorhaben bestens bewerkstelligt. Er konnte es Catherine gar nicht oft genug wiederholen. Er hatte ihr seine Liebe gestanden und warb seinerseits nun um das Herz, das ihm, wie sie wohl beide recht gut wußten, schon seit langem ganz und gar gehörte.

Der Besuch bei Mrs. Allen war sehr kurz. Henry redete nach Lust und Laune, ohne Sinn und Zusammenhang, während Catherine, völlig versunken in der Betrachtung ihres unaussprechlichen Glückes, kaum die Lippen öffnete. Danach überließen sie sich wieder dem Überschwang eines neuen Tete-a-tete; und ehe dieses noch zu Ende ging, konnte sie beurteilen, wie weit er in seiner gegenwärtigen Bemühung im Sinne seines Vaters handelte. Als Henry vor zwei Tagen von Woodston nach Northanger zurückkehrte, war ihm sein ungeduldiger Vater in der Nähe der Abtei entgegengekommen und hatte ihn hastig und in zornigen Ausdrücken über Miß Morlands Abreise unterrichtet und ihm befohlen, nicht mehr an sie zu denken.

Trotz dieses Befehls also trug er ihr jetzt seine Hand an. Entsetzt und mit allen Schrecken der Erwartung lauschte Catherine. Mit freundlicher Voraussicht hatte er ihr die Notwendigkeit einer pflichtbewußten Ablehnung erspart und sich ihrer Treue versichert, ehe er diesen Umstand erwähnte, und als er ihr Einzelheiten und die Beweggründe für das Verhalten seines Vaters angab, fühlte sie triumphierendes Entzücken. Der General konnte sie keines anderen Vergehens zichtigen, ihr nichts weiter zur Last legen, als daß sie unfreiwillig und unbewußt zum Gegenstand einer

Täuschung gedient hatte, die sein Stolz nicht verzeihen konnte. Ein gerechterer Stolz hätte sich freilich eines solchen Eingeständnisses geschämt. Ihre einzige Schuld war, weniger reich zu sein, als er angenommen hatte. In dem irrtümlichen Wissen über ihren Besitz und ihre Erbsprüche hatte er sich in Bath um ihre Bekanntschaft bemüht und sie zu seiner Schwiegertochter erkoren. Als er seinen Irrtum entdeckte, wies er sie aus dem Hause, was ihn allerdings auch noch ein ungenügender Beweis seiner Abneigung für sie und seiner Verachtung für ihre Familie dünkte.

John Thorpe hatte ihn irregeführt. Als der General eines Abends im Theater die beachtliche Aufmerksamkeit seines Sohnes für Miß Morland beobachtete, hatte er Thorpe beiläufig gefragt, ob er mehr von ihr wisse als nur den Namen. Thorpe, der sich höchst glücklich schätzte, von einem so angesehenen Mann wie General Tilney ins Gespräch gezogen zu werden, hatte sich stolz von seiner mittheilsamen Seite gezeigt. Da er um diese Zeit nicht nur Morlands Verlöbniß mit Isabella erwartete, sondern selbst entschlossen war, Catherine zu heiraten, hatte er die Familie noch vermögender geschildert, als seine Eitelkeit und Habgier ihn glauben ließ. Mit wem er auch zusammentraf, er schraubte des anderen Bedeutung immer hinauf; und in dem Maße, wie seine Vertrautheit mit einem Bekannten wuchs, vergrößerte sich auch dessen Reichtum. Daher waren seine von Anfang an übertriebenen Erwartungen hinsichtlich seines Freundes Morland seit dessen Bekanntschaft mit Isabella allmählich noch gestiegen. Und indem er zugunsten der Großartigkeit des Augenblicks das verdoppelte, was er für Mr. Morlands Besitz hielt, dessen Privatvermögen verdreifachte, ihm noch eine reiche Tante zugestand und die Zahl der Kinder auf die Hälfte herabsetzte, stellte er dem General die Familie Morland in recht ansehnlichem Licht dar. Catherine jedoch, den eigentlichen Gegenstand von des Generals Neugier und seinen eigenen Erwartungen, dichtete er noch zu den zehn- oder fünfzehntausend Pfund Mitgift einen ganz hübschen Zuschuß aus Mr. Allens Grundbesitz an. Ihre Vertrautheit mit diesen Leuten hatte ihm ernstlich den Gedanken eingegeben, sie würde später ansehnlich von ihnen bedacht werden. Hieraus folgerte sich, daß er von ihr als der anerkannten zukünftigen Erbin von Fullerton sprach. Zufolge dieser Auskünfte entwarf der General seinen Plan; denn es kam ihm gar nicht in den Sinn, je an deren Richtigkeit zu zweifeln. Thorpes Interesse an der Familie durch die bevorstehende Verbindung seiner Schwester mit James Morland und seine eigenen Absichten auf Catherine - Umstände, deren Thorpe sich offen rühmte - bürgten dem General ausreichend für die Wahrheit. Hierzu gesellten sich die unerschütterlichen Tatsachen von dem Reichtum, der Kinderlosigkeit der Allens und dem Umstand, daß Miß Morland sich in ihrer Obhut befand und von ihnen mit

elterlicher Liebe behandelt wurde. Sein Entschluß war bald gefaßt. Er hatte bereits eine Zuneigung für Miß Morland in der Haltung seines Sohnes bemerkt; und nun beschloß er, keine Mühe zu scheuen, um Thorpes Hoffnungen zu zerstören. Catherine selbst konnte nicht unwissender sein als seine eigenen Kinder. Henry und Eleanor, die an Miß Morlands Lage nichts entdeckten, was die besondere Beachtung ihres Vaters hätte reizen können, bemerkten überrascht dessen unvermutete und anhaltende Aufmerksamkeit. Erst später entnahm Henry einigen Andeutungen und dem fast ausdrücklichen Befehl, sich um Catherine zu bemühen, daß sein Vater darin eine günstige Verbindung sah. Daß alle Berechnungen falsch waren, erfuhr der General von dem gleichen Menschen, der sie geweckt hatte, nämlich von Thorpe selbst, dem er zufällig wieder in London begegnete. Unter dem Einfluß völlig entgegengesetzter Gefühle, erzürnt durch Catherines Ablehnung und den mißlungenen Versuch einer Versöhnung zwischen Morland und Isabella, schlug er eine Freundschaft in den Wind, die ihm nicht länger nützlich war, und widerrief alles, was er ehemals zum Vorteil der Morlands behauptet hatte; er gestand, sich in ihren Charakteren getäuscht zu haben und, irreführt durch James Morlands Aufschneiderei, habe er dessen Vater für einen Mann von Vermögen und Ansehen gehalten. Die Ereignisse der beiden letzten Wochen hätten ihn aber über das Gegenteil belehrt. Morlands Vater habe bei dem ersten Anzeichen einer Ehe zwischen den beiden Familien bereitwilligst die freigebigsten Vorschläge gemacht, dann aber, gedrängt durch die Klugheit des Erzählers, eingestehen müssen, daß er nicht einmal fähig sei, den jungen Leuten einen auch nur einigermaßen standesgemäßen Unterhalt zu gewähren. In Wirklichkeit handele es sich um eine bedürftige, obendrein ungewöhnlich kinderreiche und keineswegs geachtete Familie. Wie er erst kürzlich festgestellt habe, bemühe man sich um einen dem Vermögen keineswegs angemessenen Lebensstil und versuche, sich durch reiche Freunde in eine bessere Lage zu bringen. Kurzum, es sei ein prahlerisches, ränkesüchtiges Gelichter.

Der entsetzte General warf mit fragendem Blick den Namen Allen ein. Aber auch in diesem Fall waren Thorpe die Augen geöffnet worden, und er kannte genau den jungen Mann, an den das Gut Fullerton einmal überging. Das genügte dem General. Erzürnt mit jedem Menschen auf Erden außer mit sich selbst, kehrte er am nächsten Tag nach Northanger zurück, und was dort geschah, wissen wir bereits.

Ich überlasse es dem Scharfsinn meiner Leser, wieviel Henry von alledem Catherine im Augenblick mitteilen konnte, wieviel er von seinem Vater erfahren hatte, in welchen Punkten ihm seine Vermutungen helfen mußten und welcher Teil erst durch einen Brief von James aufgeklärt werden sollte. Zur Vereinfachung der Geschichte habe ich vereint, was sie noch trennte. Catherine kam es jedenfalls

ausreichend zum Bewußtsein, daß sie durch den Verdacht, General Tilney habe entweder seine Frau ermordet oder sie eingesperrt, nicht sehr gegen seinen Charakter gesündigt oder seine Grausamkeit übertrieben hatte.

Henry war in diesem Augenblick, da er solche Dinge über seinen Vater zu berichten hatte, ebenso zu bedauern wie damals, als er sie erstmalig von diesem erfuhr. Er errötete über die engstirnigen Ansichten, die er preisgeben mußte. Ihre Unterredung in Northanger war äußerst unfreundlich verlaufen und Henrys Abscheu über die Behandlung Catherines und seines Vaters Anschauungen offen und kühn zutage getreten. Der General hatte bisher seine Familie beherrscht und war auf Widerwillen nicht vorbereitet. Daher ertrug er den vernünftigen Widerstand seines Sohnes nur schlecht. Aber da Henry seiner Vernunft und seinem Gewissen folgte, ließ er sich durch seines Vaters Zorn nicht einschüchtern. Er fühlte sich Catherine durch die Ehre wie durch die Liebe verpflichtet, und da er glaubte, das Herz bereits zu besitzen, das er dem Gebot seines Vaters zufolge hatte gewinnen sollen, war weder seine Treue zu erschüttern noch sein Entschluß zu beeinflussen.

Er blieb daher bei seiner Ablehnung, den General nach Herefordshire zu begleiten - eine Verabredung, die erst getroffen worden war, um Catherines Entfernung zu begründen -, und erklärte ebenso standhaft seine Absicht, ihr seine Hand anzubieten. Der General war maßlos in seinem Zorn, und sie trennten sich in tiefem Zerwürfnis. Henry aber kehrte fast augenblicklich nach Woodston zurück und machte sich am Nachmittag des folgenden Tages auf die Reise nach Fullerton.

## **Einunddreißigstes Kapitel**

Mr. und Mrs. Morlands Überraschung war recht beachtlich, als Mr. Tilney sie um die Hand ihrer Tochter bat, denn es war ihnen nie in den Sinn gekommen, auf einer der beiden Seiten Liebe zu vermuten. Da jedoch nichts natürlicher sein konnte, als daß Catherine geliebt werde, gewöhnten sie sich mit der glücklichen Erregung befriedigten Stolzes schnell an den Gedanken und hatten - soweit es sie allein betraf - keinerlei Einwendungen. Sein freundliches Benehmen und sein kluges Wesen bedurften keiner Fürsprache; sie hatten nie etwas Nachteiliges über ihn gehört, und es lag nicht in ihrer Art, nach Schattenseiten zu suchen. Und da seine Freundlichkeit ihre Erfahrung ersetzte, erforderte sein Charakter keine weiteren Bestätigungen. Catherine würde sicherlich eine traurige, gedankenlose junge Hausfrau abgeben, lautete die unheilverheißende Bemerkung der Mutter, aber sie

tröstete sich schnell mit der Feststellung, es gebe kein besseres Heilmittel als Übung.

Nur ein Hindernis durfte nicht übersehen werden - und ehe es nicht beseitigt werden konnte, war es ihnen unmöglich, in das Verlöbniß einzuwilligen. Ihre Gesinnung war milde, aber ihre Grundsätze fest. Solange sein Vater so ausdrücklich gegen die Verbindung war, konnten sie dieselbe nicht gutheißen. Sie waren nicht vornehm genug, um vom General Entgegenkommen oder gar Zustimmung fordern zu können. Aber der äußere Anschein der Zustimmung mußte erreicht werden, und wenn diese erlangt sei - und in ihren Herzen vertrauten sie darauf, daß sie nicht lange vorenthalten werde -, würde ihr Einverständnis sogleich erfolgen. Es ging einzig um seine Zustimmung, denn sie waren ebensowenig gewillt wie befugt, sein Geld zu verlangen. Henry war durch den Ehekontrakt seiner Eltern eines beachtlichen Vermögens sicher, und sein gegenwärtiges Einkommen gestattete ihm ein unabhängiges und behagliches Leben. Vom finanziellen Gesichtspunkt aus war es eine Partie, wie ihre Tochter sie sich besser gar nicht wünschen konnte. Die jungen Leute waren über eine solche Entscheidung nicht verwundert. Sie empfanden ihre Berechtigung und bedauerten sie, konnten sie aber nicht ablehnen. Sie trennten sich also in der Hoffnung auf eine baldige Wandlung in den Ansichten des Generals - obgleich es ihnen fast unmöglich erschien -, um sich in glücklicher Liebe wieder zu vereinen. Henry kehrte nach Woodston zurück, bewachte seine jungen Pflanzungen, verbesserte sein Haus um Catherines willen, sehnsüchtig der Zeit harrend, da sie daran teilhätte. Und Catherine blieb in Fullerton zurück und weinte. Ob die Qualen der Trennung durch einen heimlichen Briefwechsel gemildert wurden, wollen wir nicht zu erkunden suchen. Mr. und Mrs. Morland fragten nie - sie waren zu gütig gewesen, um ein Versprechen zu verlangen; und wenn Catherine einen Brief erhielt, wie es

zu jener Zeit ziemlich oft geschah, schauten sie immer weg.

Die Sorge, die zu diesem Zeitpunkt ihrer Liebe Henry, Catherine und deren beiderseitigen Freunde über den schließlichen Ausgang bewegt haben muß, kann sich kaum auf die Herzen meiner Leser übertragen haben, denn sie werden schon längst bemerkt haben, daß wir der vollkommensten Glückseligkeit entgegenzueilen. Der einzige noch bestehende Zweifel kann sich nur auf den Anlaß beziehen, der des Generals Wandlung herbeiführte. Welches Ereignis hatte solchen Einfluß auf sein Gemüt? Es wurde hauptsächlich durch die Heirat seiner Tochter mit einem Mann von Vermögen und Ansehen herbeigeführt, die im Laufe des Sommers stattfand. Dieses Anwachsen seiner Würde versetzte ihn in einen Anfall von Gutmütigkeit, aus dem er sich erst wieder erholte, nachdem Eleanor seine

Vergebung für Henry erreicht hatte und die Genehmigung: »Er soll ein Narr sein, wenn er es unbedingt will.«

Eleanors Heirat und ihr Entrinnen aus dem durch Henrys Verbannung trostlosen Northanger in ein selbsterkorenes Heim und zu dem Mann ihrer Wahl ist ein Ereignis, das wohl alle ihre Bekannten mit Genugtuung erfüllen wird. Meine eigene Freude über diesen Anlaß ist sehr aufrichtig. Ich weiß keinen, der wegen seiner durch Anspruchslosigkeit und tägliches Dulden erworbenen Verdienste mehr Anrechte hätte, Glück zu empfangen und zu genießen. Ihre Liebe zu diesem Edelmann bestand schon lange, und nur seine niedrige Stellung hatte ihn bisher an einer Erklärung gehindert. Unerwartet waren ihm Titel und Vermögen zugefallen und hatten alle Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt. Niemals hatte der General seine Tochter in all den Stunden ihres gemeinsamen Lebens mehr geliebt als in dem Augenblick, da er ihr zum erstenmal zurief: »Euer Gnaden!« Ihr Gemahl war ihrer wirklich wert - unabhängig von seiner Adelswürde, seinem Wohlstand und seiner Liebe, war er im wahrsten Sinne des Wortes der trefflichste junge Mann auf Erden.

Die Einwirkung des Vicomte und der Vicomtesse zugunsten Henrys wurde durch die richtige Auskunft über Mr. Morlands Verhältnisse unterstützt, die sie erteilen konnten, sobald der General geneigt war, eine Belehrung entgegenzunehmen. Er erkannte, daß er sich von Thorpes anfänglicher Prahlerei über das Familienvermögen ebenso hatte irreleiten lassen wie durch dessen spätere Verleumdung, daß Morlands weder bedürftig oder arm waren und Catherines Mitgift sogar dreitausend Pfund betragen würde. Diese wichtige Verbesserung seiner letzten Erwartungen bewirkte eine Milderung seines Stolzes neben einigen Privatauskünften, die er sich mit beachtlicher Mühe beschafft hatte. Danach stand das Gut von Fullerton unter dem Verfügungsrecht seines augenblicklichen Besitzers, was jede habgierige Berechnung zuließ.

Kraft dieser Tatsachen gestattete der General seinem Sohn kurz nach Eleanors Heirat nach Northanger zurückzukehren. Später machte er ihn zum Überbringer seiner Einwilligung, die er sehr höflich durch eine Seite mit leeren Beteuerungen an Mr. Morland auszudrücken mußte. Das hierdurch gebilligte Ereignis fand bald statt: Henry und Catherine heirateten, die Glocken läuteten, und alle Welt lächelte; und da die Heirat innerhalb eines Jahres seit dem Tag ihrer ersten Begegnung vollzogen wurde, scheint es nicht, als hätte das junge Paar infolge der durch die Grausamkeit des Generals verursachten Verzögerungen großen Schaden gelitten. Vielleicht ist es sogar recht günstig, im Alter von sechsundzwanzig und achtzehn Jahren ein vollkommenes Glück zu beginnen, und ich persönlich behaupte, das

Dazwischentreten des Generals war ihrem Glück eigentlich weit weniger schädlich als vielmehr recht förderlich, weil es ihr gegenseitiges Kennenlernen begünstigte und die Stärke ihrer Liebe vertiefte. Und so überlasse ich dem, der sich dazu berufen fühlt, die Entscheidung, ob es der Grundgedanke dieses Werkes war, väterlicher Tyrannei oder kindlichem Ungehorsam das Wort zu reden.

FIN